This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

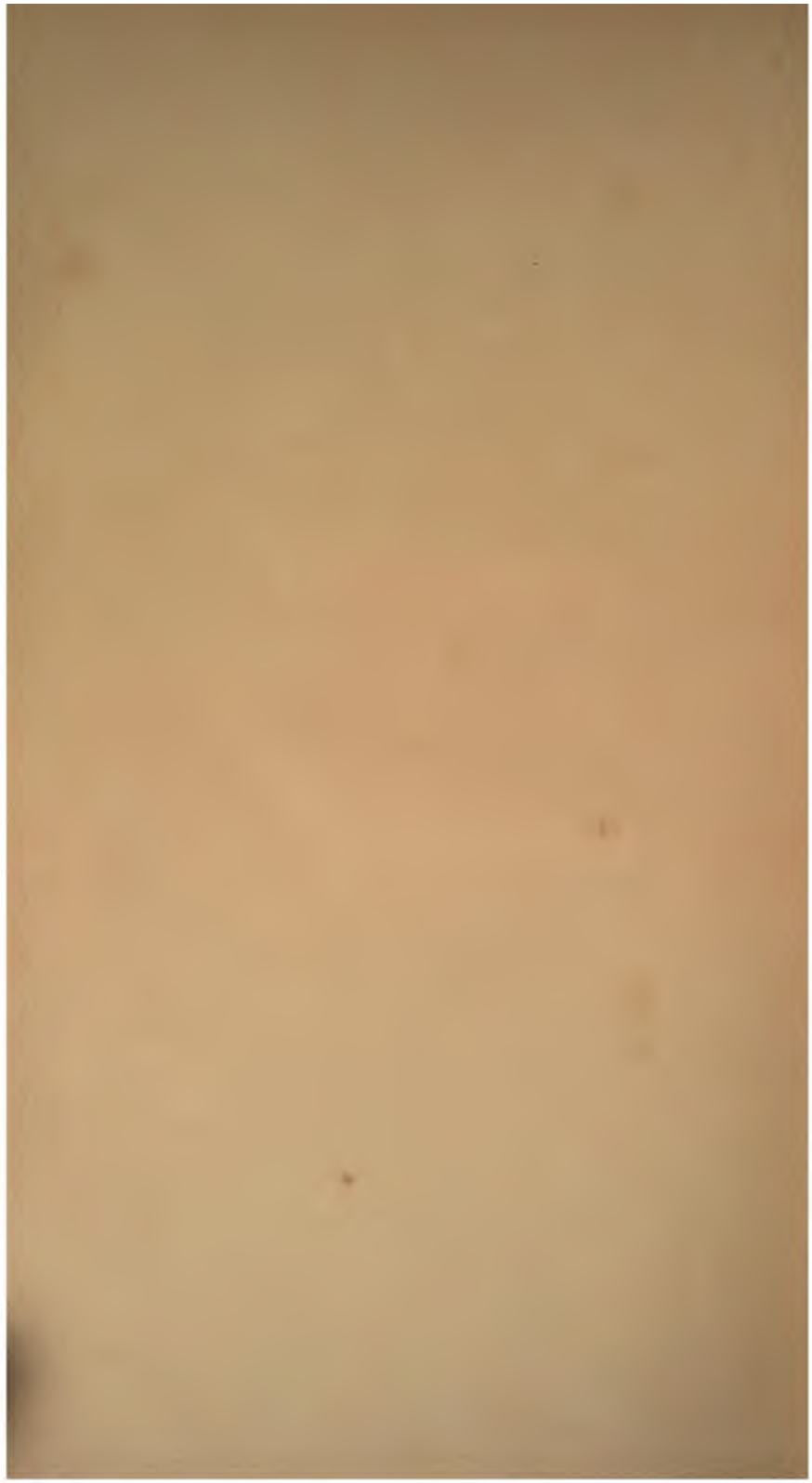
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



T. A. Rompelman
1947.

Gesammelte

Aufsätze und Vorträge

zur

deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht

von

Rudolf Hildebrand.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1890.

Vorwort.

Wünsche von Fremden und Freunden, ja fast dringende Anliegen haben diese Sammlung meiner zerstreuten Aufsätze veranlaßt, an die ich selbst kaum gedacht hatte. Möge sie den Erwartungen nun einigermaßen genug thun.

Zu erinnern habe ich dazu wenig. Daß z. B. hier und da ein Streifblick in das Gebiet der alten Philologie gethan wird, möge man einem Schüler M. Haupts nachsehen, der von Haus aus als Philolog den Lebensplan verfolgte und nur durch die Fügung der Verhältnisse davon abgedrängt wurde, den beiden philologischen Welten, der alten und der neuen, möglichst gleichmäßig anzugehören, um beide in engere Beziehung zu bringen, als bisher geschieht, zum Vortheil unserer wahren höheren Bildung.

Für Solche, denen ein Buch wesentlich unter den bibliographischen Gesichtspunkt fällt, möchte ich doch auch erinnern, daß die Sammlung keineswegs eine vollständige ist (es ist z. B. auch keine Recension aufgenommen) und daß die Aufsätze gegen ihre ursprüngliche Gestalt meistens mancherlei Änderungen erhalten haben. Unsicher in Bezug der Aufnahme war ich wegen des letzten Stückes, das darum nur anhangsweise auftritt. Es ist nun über 30 Jahr alt und war damals als Festrede wol gut, entspricht aber in mehreren Beziehungen zu wenig den wissenschaftlichen Anforderungen, die man dafür heute zu stellen hat, zumal auch dieses Gebiet nun durch fleißige und eindringende Forschung vielfach weit heller beleuchtet ist, als es damals war. Aber an eine Umarbeitung ließen mich die Verhältnisse nicht

denken und philologiſche Freunde von Urtheil verſicherten mich, der Aufſatz wäre trotzdem noch keineswegs veraltet, ja zum Theil noch unentbehrlich, und ſo möge er denn für die keineswegs ſchon zum Abſchluß gebrachte wichtige Frage die Anregung geben, die er noch geben kann; es ſind nur die allernöthigſten Beſſerungen daran vorgenommen worden, einige weiter deutende Zuſätze als Anmerkung gegeben.

Wiesbaden, 4. Aug. 1890.

R. H.

Inhalt.

Seite

Über Grimms wörterbuch in seiner wissenschaftlichen und nationalen bedeutung, vorlesung zum antritt einer auszerordentlichen professur an der universität Leipzig i. j. 1869 1

Zur vorgeschichte von Grimms wörterbuch im 17. und 18. jahrhundert, aus dem vorwort zum fünften bande (1873) 19

Die Berliner Erklärung wider den Allgemeinen Deutschen Sprachverein 30

Beiträge zur Sittengeschichte des Mittelalters, aus der Sprache gewonnen 40

1. geselle, ein Bild aus dem höfischen Leben 41

2. der beste, ein Bild aus dem Kampfleben 45

3. helfen, ein Bild aus dem Familienleben. 51

4. dringen, ein kleines Nachspiel, aus dem Hofleben 61

Land und Leute und der Begriff der Vertretung 64

Ein wunderlicher rheinischer Accusativ 77

Zur Geschichte des Sprachgefühls bei den Deutschen und Römern . . 88

Zu Schillers Tell 113

Der Verfasser der Chemnitzer Rockenphilosophie 115

Aus der Vorrede zum zweiten Hundert von Soltaus historischen Volksliedern 118

Aus dem Vorwort zu Albrechts Leipziger Mundart 122

Die Stilübung als Kunstarbeit 127

Zur Einführung der Zeitschrift für den deutschen Unterricht 136

Ein Schulspaß, dabei etwas vom Humor in der Schule überhaupt, auch etwas Grammatisches 148

Etwas vom Sprichwort in der Schule 154

Noch ein Schulspaß oder ein paar, dabei etwas von Denkübungen . 163

Ein Scherzspruch aus Volksmund, alt und neu 167

Ein Kinderlied mit tiefem Hintergrunde 174

Metrisches aus dem Kinderliede 186

Hola! und halloh! mit ihrem alten Hintergrunde, dabei etwas von Donar und vom großen Christoph 205

Gehäufte Verneinung 214

Der vorsichtige Conjunctiv, dabei vom Conjunctiv überhaupt 225

Eine Merkwürdigkeit aus Goethes Grammatik 234

Seite

Kleinigkeiten zu Goethe, Klopstock, Voß 239
1. Goethe und der Sachsenspiegel 239
2. Goethe und Schlossers Anti-Pope 240
3. Interpunction und Textkritik 241
4. Zu Goethes Gedicht: Zwischen beiden Welten 242
5. Sesenheim, nicht Sessenheim 244
6. Zu Klopstocks Ode: Der Hügel und der Hain 246
Ein nicht anerkannter Vers von Goethe 249
Deutsche Prophezeiungen über sieben Jahrhunderte hin 256
Der Antheil Sachsens an der Ausbildung der neuhochdeutschen Sprache 315

Gesammelte Aufsätze und Vorträge.

Über Grimms wörterbuch in seiner wissenschaftlichen und nationalen bedeutung, vorlesung zum antritt einer auszerordentlichen professur an der universität Leipzig i. j. 1869.*)

Ich irre mich wol nicht, wenn ich mir denke, dasz Sie, hochzuverehrende anwesende, indem Sie mich hier auftreten sehen, an GRIMMS wörterbuch denken; es hat mir ja den zutritt in diesen hochansehnlichen kreis erwirkt, und mein neues amt soll der förderung des nationalen unternehmens zu gute kommen. So liegt es wol Ihnen wie mir nahe, dasz ich mich bei Ihnen einführe, indem ich von GRIMMS wörterbuch rede.

Über die bedeutung des werkes will ich mich kurz aussprechen, wie sie uns, den daran betheiligten, vorschwebt. Denn auch nach J. GRIMMS vorrede zum ersten bande, die nun schon 15 jahr alt ist, bleibt noch diesz und das zu sagen oder nach der längeren erfahrung schärfer zu fassen. Wuchs doch ihm selber das werk unter der hand an bedeutung, wie sollten wir nicht unsere eignen erfahrungen daran machen; mir ist es eine art erholung von der mühseligen einzelarbeit, einmal das ganze von einem höheren punkte aus zu betrachten.

Das werk hat wesentlich eine doppelte bedeutung, eine wissenschaftliche und eine nationale, und die eigenheit des werkes ist es, dasz eben beide, eigentlich unscheidbar, sich verflechten. Lassen Sie mich von der wissenschaftlichen zuerst reden.

Es ist wol das erste mal, dasz eine sprache in solchem umfange zur lexicalischen verzeichnung kommt, und zwar

*) Leipzig, S. Hirzel 1869.

zur wissenschaftlichen verzeichnung. Denn da eine wirklich wissenschaftliche behandlung einer sprache auch im wörterbuche erst in unserer zeit möglich geworden ist, so könnten nur einige neuere unternehmungen, hauptsächlich in Frankreich und den Niederlanden, zur vergleichung kommen, um von solchen abzusehen, die erst im werden sind. Allein während sie wol alle eigentlich erst durch den vorgang von GRIMMS wörterbuche angeregt sind — das buch wirkte in Europa, wie seine deutsche grammatik, gleich einem steinwurfe in einen teich — so haben sie doch auch ein solches gebiet nicht zu verarbeiten, wie wir. Auch Frankreich hat sprachlich genommen nicht die grösze, die Deutschland hat, und über seine gränze hinaus zu greifen ist es bei weitem nicht in dem umfange veranlaszt wie wir.

Schon LEIBNIZ in seinen unvorgreiflichen gedanken betreffend die ausübung und verbesserung der teutschen sprache, wo auch schon der gedanke an ein deutsches wörterbuch, wie wir es jetzt erleben, als ein patriotischer traum auftritt — schon LEIBNIZ weidet sich da an dem gedanken, „dasz der ursprung und brunnquell des europäischen wesens groszen theils bey uns zu suchen“ (§ 48) — „stecket also im teutschen alterthum und sonderlich in der teutschen uralten sprache ... der ursprung der europäischen völker und sprachen“ (§ 46) — „giebt also die untersuchung der teutschen sprach nicht nur ein licht vor uns, sondern auch vor ganz Europa, welches unserer sprache zu nicht geringem lob gereichet“ (§ 42). Freilich läuft in seiner berechnung ein wunderlicher fehler mit unter; er rechnete dabei nicht nur die romanischen sprachen mit ein, sondern auch die lateinische und die griechische, diesz infolge einer sonderbaren vorstellung, von der das 17. jahrhundert bei uns voll war, dasz die lateinische und griechische sprache wenigstens zum theil aus der uralten deutschen haupt- und heldensprache, wie man sie mit stolz nannte, entstanden seien[1]), eine vorstellung, die erst im 18. jahrhundert allmälich sich in die von einer ursprünglichen verwandtschaft der betreffenden sprachen und völker

[1]) s. die anm. im anhange.

umwandelte, bis darüber unser jahrhundert aus dem fernen osten das volle licht brachte.

Aber doch hat LEIBNIZ in der hauptsache recht, unser arbeitsfeld ist, nur für deutsche zwecke, so ziemlich ganz Europa, das alte wie noch das heutige. Besonders der ganze germanische norden. Wie oft findet ein wort von heute, das bei uns manchmal verwaist steht, seinen anhalt und sein licht überraschender weise in der fülle der englischen, besonders der norwegischen und schwedischen mundarten von heute. Aber auch die romanischen mundarten von heute helfen oft genug plötzlich mit wörtern aus, die sich aufklärend einem verwaisten deutschen worte zur seite stellen als vergessene schwestern aus der germanischen urzeit her. Und nicht blosz in den mundarten, am boden gleichsam, gehen so versteckte berührungen von uns aus über ziemlich ganz Europa hin: in weit gröszerem masze noch ist das der fall in der höhe der schriftsprachen Europas mit ihrem gewaltigen inhalt, d. h. der ganzen culturfülle der neueren zeit. Tausendfältig gehen da die engsten beziehungen herüber und hinüber, offen oder versteckt, zwischen Deutschland und dem scandinavischen norden, zwischen uns und Italien, zwischen uns und den Niederlanden, besonders aber zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen uns und der antiken culturwelt, in andrer weise zwischen uns und dem slavischen osten. Der ganze reichthum des modernen lebens in seiner wunderbaren manigfaltigkeit, in seinem werden und seinen verzweigungen, mit seinem fortwährenden tausch von culturgaben herüber und hinüber spiegelt sich in den modernen sprachen wieder, in keiner aber mehr als in unserer, weil wir zwischen den zusammenlebenden völkern Europas die mitte inne haben, mit einer empfänglichkeit wie sie kaum je ein andres culturvolk gehabt hat. Die andern völker kümmern sich um diese oft sehr versteckten beziehungen in ihren wörterbüchern weniger, groszentheils nur beiläufig, oft widerwillig wo es sich um entlehnung handelt. Aber unserer stellung in der mitte gebührt es, alle die fäden jener beziehungen wie im knotenpunkte zusammen zu fassen; der deutschen wissenschaft geziemt es, der ganzen wahr-

heit nachzustreben, natürlich auch da, wo sie auf unsere kosten geht.

Aber auch wenn wir innerhalb unserer sprachgränzen bleiben, stellt sich uns eine fülle und groszartigkeit des stoffes entgegen, wie sie noch kein wörterbuch zu verarbeiten gehabt hat, und — wie sie beim beginn des werkes noch niemand ahnte. Denn auch unsere nach einheit strebende schriftsprache hat doch niemals eine solche durchgeführte einheit erreicht, wie die der andern culturvölker; die provinzen, wie man noch um 1800 sagte, und wieder die einzelnen schriftsteller sind bei uns immer mehr ihre eigenen wege gegangen als anderwärts. Eben darum, doch nicht allein darum sind die mundarten für uns wichtiger als anderwärts. Noch gegenwärtig enthält das sprachbewusztsein der meisten Deutschen, auch wenn wir nur von den gebildeten reden, eigentlich zwei deutsche sprachen, die nur theilweis zusammenfallen; die, welche einer als kind, in der heimat lernte, und die immer die trägerin des gemütslebens bleibt, und die, welche ihm in der schule, aus büchern, in den kreisen der höheren bildung kam. Die manigfaltigkeit und der reichthum der mundarten aber sind so grosz, dasz niemand lebt der mehr als allenfalls eine bedeutende ahnung davon hätte. Auch sie gehören der sprachwissenschaft an, schätze bei denen kaum mehr als der raubbau begonnen hat. Ihre verarbeitung aber fällt wenigstens zum theil dem deutschen wörterbuch anheim, wenn es auch natürlich nicht darauf denken kann, die idiotika zu ersetzen und überflüssig zu machen.

Es ist gleichsam das schatzhaus, in dem jene besitzthümer des volkes durch die deutschen gaue hin erst wirklich zu schätzen werden, wo sie in den groszen geschichtlichen zusammenhang gestellt plötzlich oft in ungeahntem werte glänzen. Dort drauszen in ihrer vereinzelung sind sie für die wissenschaft ganz oder halb verloren, hier im schatzhause des deutschen sprachgeistes werden sie von selbst zu wertvollem arbeitszeug, welches das rechte bild des lebens in seiner manigfaltigkeit und seinem wachsthum herstellen hilft. Noch vor wenig mehr als hundert jahren wäre diese wissen-

schaftliche pflege der mundarten wahrscheinlich bedenklich, wo nicht gefährlich gewesen, gefährlich der kaum noch gewonnenen einheitlichen schriftsprache. Aber heutzutage sehn wir diese so befestigt, dasz sie über jede solche gefahr weit hinaus ist. Nunmehr wird uns die manigfaltigkeit und zersplitterung der mundarten vielmehr zu einem bunten, farbenreichen hintergrunde, auf dem sich das schriftdeutsch erst in seinem ganzen werte darstellt.

Ich will ein beispiel geben, eins das mir eben nahe liegt und nicht vieler worte braucht. Das wort *krähe*, cornix, das jetzt niemand mehr anders zu schreiben wagt, hat acht bis neun mundartliche formen neben sich, genauer wäre gesagt unter sich. Schon ahd. tritt es zuerst mit sechs abweichenden formen auf, die freilich alle in ihrer art berechtigt und lautgeschichtlich lehrreich sind; in der mhd. zeit zeigen sich mindestens neun formen des wortes, obwol da schon einer der vorrang als schriftwort zugestanden ward; im 15. 16. jahrh. aber steigert sich die zahl bis auf vierzehn und mehr, und es gab schriftsteller, die bis zu vier davon wechselnd brauchten.[2]) Die ganze fülle aber hat das wörterbuch zu verarbeiten, wer soll sie denn verarbeiten? unser nhd. *krähe* braucht sie als seinen hintergrund, und wenn solche fülle früher der einheit unserer literatur und damit unserer gemeinsamen gedankenarbeit schaden drohte, so ist sie uns nun ein fröhlicher reichthum, der nebenbei zu fruchtbarem geschichtlichem denken anregt, das unser geschlecht so nötig braucht, um sich in seiner vergangenheit und — gegenwart zurecht zu finden.

Das führt mich von selbst auf das geschichtliche verfahren, das im wörterbuch eingehalten wird. Ein anderes entspräche nicht dem heutigen begriffe von wissenschaftlicher arbeit; und wie es J. Grimm zuerst in die grammatische betrachtung der sprachen eingeführt hat, so ziemt es sich in dem deutschen wörterbuch, das seinen namen trägt. Doch

[2]) ahd. *chraia, chreia, chrâja, chrawa, chrâwa, chrâa;* mhd. *krâ, krâwe, kreie, kræje, kræe, krô, krœ, krœwe, krâhe;* im 15. 16. jahrh. *kra, krah, krawe, kreie, kräy, kreige, kräge, kräe, krae, kro, kräwe, kreu, krö, krahe, krähe, krön, krein* (die nd. formen sind nicht mitgezählt).

hat von den groszen wörterbüchern, die im auslande in GRIMMS spuren treten, keins den mut gehabt, denselben weg entschieden einzuschlagen. Die Franzosen wie die Holländer stellen noch den heutigen sprachgebrauch logisch entwickelt voran und bringen das geschichtliche, das jenen allein erklärt, als nachtrag hinterdrein. Sie, d. h. ihr käuferkreis, sind noch nicht frei geworden von dem gedanken des vorigen jahrhunderts, dasz man im wörterbuche die sprache festzusetzen habe, ein gedanke den bei uns schon i. j. 1774 KLOPSTOCK genügend zurückwies, in der gelehrtenrepublik s. 304, wo eben 'von einem zu schreibenden deutschen wörterbuche' die rede ist. 'Diejenigen, die wörterbücher schreiben, sollen ja die sprache festsezen', äuszert einer. 'Festsezen? als wenn die unsrige nicht schon beynah durchgehends festgesezt wäre? und es eine lebende sprache jemals ganz würde? Und dann sollten es vier, fünf, zehn, zwölf männer thun können? seit wenn haben denn die nationen aufgehört ihre sprachen festzusezen?' So KLOPSTOCK, das ist für seine zeit grosz gedacht, und deutsch gedacht. Übrigens darf auch ADELUNGEN zur ehre nachgesagt werden, dasz er sich von solchem festsetzen grundsätzlich wenigstens lossagte, in einem aufsatze des magazins für die deutsche sprache vom j. 1783 (I, 2, 59), wo er auf den wunsch nach einem wissenschaftlichen allgemeinen deutschen wörterbuche zu sprechen kommt. 'Glaubt man, heiszt es da, wie mehr als einmal geäuszert worden, dasz man durch ein solches wörterbuch die sprache werde fixieren oder die schriftsprache bereichern können, so irret man sehr; eine lebendige sprache fixieren wollen ist ein hirngespinst' u. s. w.

Nein, wenn das grosze und neue unserer zeit mit darin liegt, dasz sie das philosophische begreifen der weltdinge ersetzt oder doch ergänzt durch ein streng historisches begreifen, dasz das abstracte denken über das lebendige sich umsetzt in ein geschichtliches denken, so wollen wir in dieser heilbringenden strömung der zeit tapfer mit schwimmen. Auch die praktischen fragen, die man an das wörterbuch stellt, kommen dabei nicht zu kurz, sie beantworten sich in der geschichtlichen behandlung ganz von selbst, von orthogra-

phischen kleinigkeiten bis aufwärts zu wichtigeren fragen aus der syntax oder bedeutungslehre. Um das alte verfahren, wie es noch die Franzosen und Niederländer zum theil festhalten, weht noch etwas beengende schulluft, wo es uns anklingt: 'so und so musz es sein!', wie es den schüler aus seiner lateinischen grammatik anklingt; wir brauchen aber die freie luft der wissenschaft, wo es heiszt: 'sieh, das ist so und so, denn so ist es gewachsen und geworden — sieh selbst'. Unser wörterbuch wird so von selbst zugleich zu einem buche deutscher geschichte, denn mit und in den wörtern zieht zugleich das leben der nation, das innere und äuszere an uns vorüber wie in herausgeschnittenen bildern; ich meine das bleibende leben, das allem politischen geschehen und thun als untergrund, als boden, oft auch als erklärung dient. Das wörterbuch arbeitet zugleich, es mag wollen oder nicht, an einer wichtigen ergänzung, ich möchte sagen unterbauung der politischen geschichte, an einer deutschen, in gewissem sinne europäischen culturgeschichte, die die königin der wissenschaften zu werden sich anschickt.

Aber nicht blosz für die vaterländische geschichte, für das begreifen unserer eigenen zeit und vorzeit ist das Grimmsche wörterbuch so zu sagen ein stiller mitarbeiter; auch in die arbeit der weiter greifenden wissenschaft, in deren unmittelbaren diensten sie steht, greift sie notwendig mit ein, in die arbeit der sprachwissenschaft, die sich die aufgabe gewählt hat, die ganze grosze eigene welt von den Indern über die Hellenen hinweg bis zu den Kelten mit ihrer ungeheuren ausdehnung in raum und zeit durch die sprache hindurch zu erforschen oder erforschen zu helfen. Hatte doch J. Grimm an der begründung dieser jungen und schon so gewaltigen wissenschaft seinen gut gemessenen antheil; wie sollten wir nicht, wenn auch im kleinen und stillen, an unserm theil daran fortarbeiten helfen. Die blosze durcharbeitung des germanischen sprachstoffes, wie sie bisher noch niemand so tiefgreifend zu thun veranlaszt war, führt einem von selbst hier und da eine noch nicht bemerkte thatsache der urverwandtschaft in die hände, oder eröffnet eine

aussicht, die sich aus der zusammengebrachten menge der thatsachen nun von selbst ergibt.

Und vielleicht kommt eine zeit im laufe der entwickelung, wo unsere arbeit der sprachwissenschaft noch unmittelbarere dienste thut. Es ist noch nicht gar lange her, dasz man bei der sprachforschung vom sprachbewusztsein oder sprachgefühl redet. Doch hört man immer öfter davon reden, es macht sich immer wichtiger als eigentlicher träger und quell des sprachlebens; ich glaube, der begriff hat eine bedeutende wissenschaftliche zukunft. Denn dasz man ihn bei der forschung schon ausreichend, geschweige erschöpfend zugezogen habe zur mitarbeit, das will mir nicht so scheinen; dazu steht wol unsere zeit noch vielfach zu sehr unter der nachwirkung der früheren blosz logischen oder abstracten betrachtung der sprache, die man in einer andern periode für philosophisch hielt. Es wird aber keine fremde spracherscheinung völlig von uns begriffen, ehe wir durch den umgang mit ihr auch ein sprachgefühl dafür gewinnen, ehe wir so zu sagen das gefühl des betreffenden fremden volkes dafür in uns wenigstens ähnlich nacherzeugen. Das ist aber nur möglich durch zuziehung des sprachbewusztseins, das wir gleichsam von natur haben, das nun übertragen, genauer umgegossen wird in die fremde form, ein vorgang in der seele, der zu den merkwürdigsten und künstlichsten gehört, die in uns vorkommen. Ein deutscher sprachforscher hat aber nur ein volles und ganzes lebendiges sprachbewusztsein zur verfügung, das von der deutschen sprache. Es mag freilich weniger nötig, oft wol kaum nötig sein zum erfassen des äuszeren einer fremden sprache, bei dem die arbeit der forschung naturgemäsz beginnt; aber bei jedem schritte vorwärts in das wichtigere innere, in das gebiet der bedeutungslehre, der syntax, vollends in das gebiet des denkens und empfindens eines anderen volkes wird das muttersprachgefühl immer mehr die lichtquelle, aus der man sich die letzte klarheit holt. Unser wörterbuch nun ist von selbst zugleich das natürliche werkzeug zur klärung und schärfung des eigenen sprachgefühls, zur belehrung über die irrthümer, denen es ausgesetzt ist (und die doch sofort wieder wirkend

ins ganze eingreifen), und was noch wichtiger ist, zur belehrung über die entwickelung und umwandelung, die geschichte des sprachbewusztseins, die den kern des ganzen sprachlebens darstellt.

Aber das deutsche wörterbuch arbeitet nicht nur für die wissenschaft, es arbeitet auch unmittelbar für die nation. Für jedes volk, das sich fühlt, ist ja seine sprache ein nationalschatz, ja sie wird ihm unter umständen zum höchsten nationalschatze, in dessen schicksal, gedeihen oder vergehen, es sein eignes schicksal als volk greifbar vor sich sieht. Wir sehens ja heutzutage vor uns hie und da an unsern gränzen, wie ein volk, das als solches sich gefährdet sieht oder glaubt, seine ganze liebe und sorge auf seine sprache wirft, bis zur krankhaften leidenschaft, um in seiner sprache sich selbst zu retten; kommen doch fälle vor, wo man ein schon vergehendes volk durch wiedergeburt der sprache neu zu bilden versucht. So eng ist im bewusztsein der menschen die sprache mit dem wesen des volkes, mit der nationalität verknüpft; und wenn wir den begriff der nationalität für ziemlich jung halten, für nicht älter als das französische wort selbst, das bei uns noch nicht hundert jahre alt sein wird, so ist das nur halb richtig, einer von den vielen fällen, wo wir unsere vorzeit für unbewuszter halten als sie war. Das bewusztsein der nationalität in und an der sprache ist alt, im mittelalter sagte man für nationalität sogar kurzweg sprache, oder *zunge*, wie es damals hiesz; z. b. in der deutschen übersetzung von Dalimils böhmischer chronik 96, 25 aus dem 14. jahrhundert äuszert ein böhmischer groszer, indem er eine Deutsche zu ehelichen sich weigert: *einem îclichen ist daz herze zû sîner zungen grôz*, d. i. offenbar: jeder hängt mit ganzem herzen an seiner nationalität.

Unter den hauptvölkern Europas ist und war aber das deutsche mehr als die andern veranlaszt, seine sprache als höchsten schatz zu hüten und zu hegen, genau in dem grade mehr als ihm durch den gang der geschichte das gefühl seiner einheit und seiner nationalehre schwerer gemacht

wurde als den andern. In demselben grade, in welchem die lockerung der reichseinheit und kraft wuchs, in demselben grade wuchs die liebe zum hochdeutschen, die sorge für sein gedeihen. Und in demselben jahrhundert, in dem der alte deutsche staat von auszen die schlimmsten stösze erhielt, beginnt auch die wissenschaftliche arbeit an der muttersprache am eifrigsten die gemüter zu beschäftigen, zur zeit des dreiszigjährigen krieges. Denn wie das stammgefühl an der mundart des stammes haftet, das heimatsgefühl an der mundart der heimat, so war die liebe zur gedeihenden schriftsprache eins mit der liebe zu dem leidenden groszen vaterlande; in mancher zweifelnden seele hat das hochdeutsch das vaterland selbst zu ersetzen gehabt. Die geschichte unserer schriftsprache ist wirklich zugleich ein wesentliches stück unserer geschichte als nation.

Und in dieser geschichte tritt denn auch das deutsche wörterbuch ziemlich früh mit auf, zuerst als schatten gleichsam, als traum, als inniger wunsch der patrioten. Die trefflichen versuche von MAALER 1561, namentlich von HENISCH 1616 reizten erst recht das verlangen nach dem ganzen reichthum der muttersprache. Man griff nun weiter und verlangte nach einem gelehrten, etymologischen, alles deutsche geschichtlich umfassenden wörterbuche, wie z. b. bei SCHOTTEL, LEIBNIZ dieser begriff des wörterbuches auftritt. Bald kommen auch entwürfe und pläne dafür, vorarbeiten, wie von ECKHART, BÖDIKER, bis FRISCH 1741 den ersten trefflich gelungenen versuch machte. Aber das wünschen und planmachen hörte nicht auf und griff auch über FRISCH hinaus. Selbst einer von unsern groszen aus jener zeit, LESSING, achtete es nicht für gering, nebenbei für ein deutsches wörterbuch zu sammeln, wie später VOSS, während ADELUNG diese höhere aufgabe ablehnte, sein wörterbuch sollte vorwiegend praktischen zwecken dienen. Erst die zweite hälfte des 19. jahrhunderts sieht die erfüllung des wunsches, der jahrhunderte lang in den herzen der besten männer des vaterlandes gelebt hatte. Es wäre auch früher noch nicht die rechte zeit gewesen, ist es doch jetzt vielleicht noch um ein menschenalter zu früh dazu. Erst muszte ja noch J. GRIMM

kommen und die umfassende grundlegende arbeit thun in seiner deutschen grammatik, den rechtsalterthümern, der mythologie, werke die alle zugleich als vorarbeiten für das wörterbuch dienen. Erst muszte die sprachvergleichende wissenschaft zu der sicherheit und reife gediehen sein, die sie nun erlangt hat. Wie würden aber jene patrioten aus dem 17. und 18. jahrhundert staunen und danken und jubeln, wenn sie kommen könnten und sehen, wie sich nun ihr sehnen erfüllt. Und auch jetzt noch hängt sich vielfach rührende vaterlandsliebe an unsere arbeit. Die theilnahme der nation ist zwar bei weitem nicht die, die sie z. b. sein müszte nach dem maszstabe der theilnahme des niederländischen volkes an seinem groszen wörterbuch von DE VRIES; aber ich weisz doch von vielen, die das erscheinen eines neuen heftes mit sehnsucht erwarten, auch von solchen, die sich dann darüber setzen, ähnlich wie man sich in jünglingsjahren an einem sonntagmorgen über einen lieblingsdichter setzt, der uns unser erwachendes gemütsleben wundersam auslegt.

Aber, hochzuverehrende anwesende, ich kann mich nicht entbrechen, hier eine frage einzuwerfen, die jene wärme für das werk durchkreuzt, eine bange frage, die so zu sagen in der luft liegt, und sollte sie auch schon triftig beantwortet sein, doch nicht oft genug beantwortet werden kann; sie trifft übrigens nicht unser wörterbuch allein. Wenn ein volk so seinen sprachschatz, seine eigene geistesgeschichte in bücher faszt, ist das nicht wie wenn ein greis die geschichte seines eignen lebens schreibt, um damit abzuschlieszen? Das leben eines volkes gleicht ja wirklich mit überraschender übereinstimmung dem leben eines einzelnen menschen; jugend, mannesalter, greisenalter bei beiden, jedem ist das bild geläufig. Nun und im alterthum tritt wirklich das verfassen von wörterbüchern, überhaupt das gelehrte studium der sprache und literatur zugleich ein mit dem sinken der nation, mit dem beginnenden greisenalter, ganz klar bei den Griechen, und es ist ein geschichtsphilosophischer satz unserer zeit von unbestrittener geltung, dasz das Hellenenvolk in

seinem werden und wachsen gleichsam ein muster, ja das muster abgebe für das naturgesetzmäszige leben eines volkes; gleich bei den Römern trifft das muster so ziemlich zu. Als die Hellenen als volk auszuleben anfiengen, da blickten sie in den spiegel ihrer vorzeit und strebten durch gelehrte arbeit festzuhalten was zu halten war, da begann die gelehrte arbeit an ihrer literatur und sprache. Sind nun unsere studien auch ein solches banges zeichen der zeit? Mich packte einst als primaner die frage, als mir der zufall einen band von GRIMMS grammatik in die hände spielte. Gleich hinter dem staunen über diese ungeahnte groszartigkeit wissenschaftlicher auffassung kam der gedanke: aber es ist die muttersprache, deren biographie da geschrieben wird — soll ihr leben selbst zu ende gehen? sind wir in unserer alexandrinischen periode? Und lange hat mich diese furcht gequält, und andere zeichen des nationallebens in kunst und politik, und das drohende aufsteigen des jugendlichen Slavenvolkes im osten stimmten dazu, dasz wol ein ja die antwort wäre, dasz es mit uns nieder gienge. Nur langsam langsam kam mir der mut, an die stelle des ja ein nein zu setzen.

Nein, meine herren, das musterbild Griechenlands braucht uns nicht bange zu machen: wie berechtigt und wie lehrreich es auch ist und bleibt, es trifft hier nicht auf uns — die menschheit lebt jetzt nach andern lebensgesetzen, nach andern lebensbedingungen als im alterthum — schon darum, weil nicht mehr, wie damals, nur éin volk den gang der entwickelung bestimmt, sodasz das gedeihen und vergehen der cultur nur an éinen mittelpunkt gebunden war. Wol hat das gewaltige Rom den nachdrücklichsten versuch gemacht, und nach seinem politischen falle der römische geist, sich als den einen mittelpunkt für die gesittung der welt festzuhalten, die ganze welt über éinen leisten zu schlagen; wird doch dieser versuch in anderer form eigentlich noch heute ebenso nachdrücklich, bewuszt oder unbewuszt, fortgesetzt. Aber er ist in der hauptsache zum glück gescheitert, mehrere geistige mittelpunkte sind es jetzt, an denen und zwischen denen sich das culturleben entwickelt; eine reihe culturvölker arbeiten jetzt, hand in hand, oder im wetteifer, oder abwechselnd, an

den aufgaben der menschheit, und das leben der menschheit schlägt ganz neue wege ein.

Der vergleich eines volkes mit einem menschen in seinem leben trifft auch nicht ganz, wie der vergleich eines menschen mit einer pflanze in ihrem leben zum theil zwar trifft, zum theil aber nicht. Kann schon der einzelne mensch sich von geistigem und sittlichem verfalle zu neuem leben aufraffen, in gewissem sinne sogar von körperlichem verfalle, kann er sich verjüngen von innen heraus, aus der einsicht seines zustandes heraus — in weit höherem grade noch können das völker, und die neuere zeit zeigt uns diesen wunderbaren vorgang. Deutschland, überhaupt das moderne Europa haben ihre alexandrinische periode schon hinter sich, schon überstanden, wie eine verderbendrohende krankheit. Ja wir haben noch mehr und schlimmeres hinter uns und glücklich überstanden, tiefen verfall der öffentlichen sittlichkeit, des staatslebens, des rechtslebens, des gemütslebens, der wissenschaften, sonst die vorzeichen des untergangs. Wir waren gealtert, aber wir verjüngen uns, erneuen uns von innen heraus, von der wissenschaft aus. Denn was beim einzelnen menschen die einsicht ist, die ihn über sich belehrt, und das gewissen, das ihm sein vergessenes ideal vorhält, das ist für die völker die wissenschaft. Was FICHTE im jahre 1808 in seinen reden an die deutsche nation verlangte zur rettung Deutschlands, der menschheit, eine gänzliche umschaffung der deutschen nation, und dadurch der menschheit, wie er hinzusetzte — das geht in der that schon vor, wenigstens in seinem ersten theile, es war schon damals im vollen gange. Auch im alterthum haben in der zeit des verfalls denker und dichter zu helfen versucht und umkehr gepredigt, und das bild der groszen und besseren vergangenheit mahnend vorgehalten; aber ein solches schauspiel, dasz die dichter und denker und forscher von der studierstube aus drauszen ein neues leben schaffen, dasz sie, die stubenhocker, dem leben heilend bis an die wurzel greifen (wenn Sie mir diesz bild durchlassen wollen), diesz wunderbare schauspiel ist neu in der geschichte der menschheit.

Die anfänge dieser schweren arbeit gehen bis auf das

ende des mittelalters zurück, jedes folgende jahrhundert hat seinen theil daran, und jedes der culturvölker hat seinen theil daran, auch das richtig verstandene vorbild des griechisch-römischen alterthums; mit umfassendem bewusztsein aber und philosophisch klar ausgesprochen tritt der grundsatz und das streben der notwendigen verjüngung auf eben in FICHTES zeit, als man Deutschlands ende gekommen wähnte. Damals ist der plan unserer erneuerung mit groszer klarheit entworfen worden, hunderten, tausenden der besten männer war es klar ins herz geschrieben, und ein theil dieses erneuerungsplanes sind die altdeutschen studien, die damals zum range einer wissenschaft erhoben wurden[3]), und in diesem plane hat auch das deutsche wörterbuch seine rechte stelle. Denn wenn eine zeit, wenn ein volk krank ist, so ist die erkenntnis der heilung in seiner geschichte zu holen, nicht blosz in der politischen, auch, ja mehr noch in der eigentlichen volksgeschichte, wie sie in literatur und sprache sich am klarsten spiegelt. So ist denn die deutsche philologie im engeren sinne nicht blosz eine wissenschaft, sie ist zugleich eine arbeiterin für das heil der nation, wie freilich jede wissenschaft im höheren sinne; aber die deutsche philologie ist das näher und unmittelbarer als jede andere. Ich darf wol hinzufügen, das wars, was mich, fast wider willen, und von andern zielen ab, zu ihr zog. Dixi.

---

[3]) s. die zweite anm. im anhang.

ANHANG.

[1]) (Anmerkung zu s. 2) z. b. Leibniz a. a. o. § 43: *Ja was noch mehr, so findet es sich, dasz die alten Gallier, Celten, und auch Scythen, mit den Teutschen eine grosze gemeinschaft gehabt* (er scheint eine art urverwandtschaft zu meinen), *und weiln Welschland seine ältesten einwohner nicht zur see, sondern zu lande, nemlich von den teutschen und celtischen völkern über die Alpen her bekommen, so folget, dasz die lateinische sprache denen uralten Teutschen ein groszes schuldig, wie sichs auch in der that befindet.* § 44: *Und ob zwar die Lateiner das übrige von den griechischen colonien bekommen haben mögen, so haben doch sehr gelehrte leute auch auszer Teutschland wohl erwogen, dasz es vorher mit Griechenland eben, wie mit Italien zugangen; mithin die ersten bewohner desselbigen von der Donau und angränzenden landen hergekommen . . . . . und weil die Teutschen vor alters unter dem namen der Gothen, oder auch, nach etlicher meinung, der Geten, und wenigstens der Bastarnen, gegen dem ausflusz der Donau und ferner* (weiter hin) *am Schwartzen meer gewohnet . . . . . so ist kein wunder, dasz teutsche worte nicht nur im griechischen so häufig erscheinen, sondern bis in die persianische sprache gedrungen, wie von vielen gelehrten bemerket worden. wiewohl ich noch nicht finden kann, dasz so viel teutsches in Persien sey, als nach Elichmanns meinung vorgegeben wird.*

Leibniz färbt da übrigens Elichmanns meinung etwas nach der patriotischen seite; bei diesem selbst sieht die sache wissenschaftlicher, ja recht modern aus. Joh. Elichmann, ein Schlesier, arzt von beruf, hatte vielmehr gefunden, wie Salmasius berichtet (s. J. G. Eccardi hist. studii etymol. linguae germanicae hactenus impensi Hanov. 1711 p. 210): *ex eadem origine fluxisse germanicam et persicam linguam, ad hanc conjecturam illum ducente infinita vocum copia utriusque linguae communium, sed et verbis similiter terminatis, eodem modo compositis, aliisque argumentis;* er selbst war durch einen vorzeitigen tod (1639) verhindert worden, seinen fund der gelehrten welt vorzulegen. Aber wie aufmerksam man im 17. jahrh. auch auf diesen punkt der auftauchenden groszen frage war, zeigt der zug, dasz ein gelehrter, Andr. Müller, sich einen lebendigen Perser zu verschaffen gewuszt hatte, um der sache auf den grund zu kommen (s. Eckhart a. a. o. 35). Auch das Armenische zog man schon damals in den kreis der betrachtung

(s. Eckhart 34). Bekanntlich sprach eine um viele jahrhunderte ältere angabe schon von Deutschen in Asien, nach Indien zu (s. z. b. Haupts zeitschr. 1, 352).

Noch ein paar belege für jene meinung aus der kindheit der sprachvergleichung. Sam. Butschky in seiner deutschen rechtschreibung 1649 (s. E. C. Reichard versuch einer hist. der deutschen sprachkunst, Hamb. 1747 s. 210) s. 56: *Die deutsche sprache ist die wortreichste, die man unter der sonnen haben kan, also das auch die Lateiner, wie solches Simon Stevius, Scrickius* [*origines celticae*] *und Cluverus* [*de German. antiqu.*] *beweislich machen, aus der uraltdeutschen oder zeltischen sprache vil wörter angenommen;* Holtzmanns gedanke, dasz die alten Germanen und Kelten im grunde ein volk gewesen wären, hatte nämlich damals gelehrtes ansehen, das denn bis in die Ossian- und bardenzeit des vorigen jahrhunderts fortwirkte. Auch Harsdörfer, Schottel, Morhof und viele andere, von denen bei Eckhart zu lesen, hiengen ihrer meinung an, die deutschen etymologen fuszten darauf bei ihren arbeiten, z. b. Stieler in seinem sprachschatz (1691), der sich in der vorrede 2^b darüber erklärt: *Inzwischen wird uns niemand verdenken, wann wir die lateinische wörter so wenig, als die griechische, zur wurzel unserer uralten guten teutschen worte anzunemen ungeneigt seyn. Hierzu bringet mich der treffliche Römer Tacitus, welcher von den Teutschen saget: ipsos Germanos indigenas crediderim minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos.... daher ich mich nimmermehr bereden laszen kann, dasz tochter von θυγάτηρ, stark von στερεός, wanne von vannus, rad von rota, nase von nasus u. d. g. entspringen können, weil kein Teutscher nach Athen oder Rom iemals gereiset, dergleichen wörter von daselbsten abzuholen und dieselbe dem grausam weiten Teutschlande aufzudringen ..... wesshalber dann kein einziges teutsches stammwort von dem lateinischen immermehr entspriszen kan, sondern, was etwa gleiches lauts mit dem teutschen in der lateinischen sprache befindlich, notwendig entweder von den Griechen zur rechten oder von denen Teutschen zur linken hand entsprungen seyn musz.* Offenkundige lehnwörter gibt er zwar zu auf dem gebiete der südlichen cultur, meint aber auch da patriotisch in bezug auf zweifelhaftes (eine mahnung, die eigner weise noch bis heutigen tag nicht ganz unnütz geworden): *nur ist daran gelegen, dasz man erst den teutschen busch wol ausklopfe und die brunnqvellen prüfe, ehe man disseits verspielet gebe und vor fremde türen brotsuchen gehe.*

Man sieht, jener irrthum war nicht eine grille einzelner stubengelehrter, sondern er stellt die damalige bewegung der wissenschaft dar, die sich zuerst an die lösung der groszen frage der völkerverwandtschaft machte, und gleich zuerst giengen sprachforschung und geschichtsforschung hand in hand, wie in Eckharts bericht deutlich zu ersehen ist. Der irrthum aber war nötig als durchgangspunkt, um das monopol des lateinischen auf diesem gebiete zu brechen und der wahrheit einen zugang zu öffnen.

Durch wen und wie die neuen bahnbrechenden gedanken empor gekommen waren, wäre schon einer untersuchung und geschichtlichen darstellung wert. Winke darüber gibt Eckhart im 2. cap. der hist. studii etymol.: *Sub finem tandem XV. et initia XVI. seculi, ut omni barbariei, sic et misero huic et inepto etymologias latinas et germanicas fingendi labori obex quodammodo apud nos positus est studio Rudolphi Agricolae et illustris illius discipuli Joannis Camerarii de Dalburg, praesulis Wormatiensis. Et agnosci tum coepit arcta illa connexio graeci et germanici idiomatis, quae nos paulatim ad migrationes Titanum sive Teutonum in Graeciam antiquissimas deduxit* (der einfall ist an sich nicht schlechter als mancher ähnliche aus ziemlich neuer zeit). *Ipse Dalburgius, Trithemio, Aventino et Simlero testibus, aliquot millia dictionum graecarum, quae in utraque lingua idem significant, collegit etc.* [S. nun K. Morneweg, J. v. Dalberg, ein deutscher humanist und bischof, Heidelb. 1887.]

Schon Eckhart war übrigens im j. 1711 über jene deutsche einseitigkeit des standpunktes hinaus, er glaubte an eine hinter allen den verwandten sprachen liegende ursprache, die durch vergleichung zu suchen sei: *collatio certe linguarum inter se cognatarum usu non caret, et veras radices in una deperditas in altera hoc modo saepe reperimus; sed caute incedendum est* — fügt er hinzu — *ne fallamur et nubem, quod ajunt, pro Iunone amplectamur.* Aber noch 1729 tritt der alte irrthum mit der neuen wahrheit gemischt auf in Joh. Bödikers grundsätzen der teutschen sprache, s. 329: *die teutsche sprache ist eine mutter vieler lateinischer wörter; dasz sie auch eine schwester der andern sprachen in Europa* (auch die slavischen zählte man schon seit dem 16. jahrhundert zur verwandtschaft, s. Eckhart s. 23), *wird beides ein etymologisches wörterbuch beweisen.* In der ersten ausg. des buches (Cölln an der Spree 1690) s. 300 klingt der satz noch völlig nach dem frühern wahne, selbst schärfer als bei anderen: *die deutsche sprache ist eine mutter der griechischen und lateinischen und aller europäischen,* es folgt dann eine lange geschichtliche begründung; die geänderte fassung in der angeführten 3. ausg. wird von deren herausgeber J. L. Frisch herrühren. Die geahnte ursprache erscheint übrigens schon bei Morhof, unterricht von der teutschen sprache (3. ausg. 1718) s. 5 recht deutlich: *es ist am gläublichsten, dasz keine von den itzo bekandten sprachen . . . die erste gewesen, sondern eine von diesen unterschiedene, von welcher alle sprachen in ihren wörtern, eine aber mehr als die andere, etwas mit eingemischt haben* (er meint: noch in sich haben). An diese noch zu findende ursprache glaubten denn, einstweilen mit der hoffnung sich begnügend, z. b. Lessing, dessen junger gelehrter (1. aufz. 1. auftr.) sich freut, wendisch lernen zu können: *ich erinnere mich, dasz ihre verwandtschaft mit der hebräischen sehr grosz seyn soll. wer weisz, wie viel stammwörter, die in dieser verloren sind, ich in jener entdecken könnte!* Und Adelung, z. b. im magazin für die deutsche sprache, 2. bd. 1. stück

s. 135 (1783): *von pöbel läszt es sich noch zweifelhaft machen, ob es unmittelbar aus dem lat. populus gebildet, oder wie nase, butter, arm und hundert andere mit dem lateinischen aus einer und derselben ältern quelle geschöpft worden.*

So trat denn das entdeckte Altindische in eine klar empfundene lücke ausfüllend ein, und auch der anfängliche irrthum, dasz man in ihm endlich die gesuchte ursprache selber habe, war nach dem vorgänglichen unvermeidlich; die berichtigung aber, dasz die wirkliche ursprache hinter allem bekanntem, auch weit hinter dem Indischen liege, ist also zugleich ein zurücktreten auf den gesichtspunkt des 18. jahrhunderts.

*) Vortrefflich ist diese bedeutung der altdeutschen studien eben in jener zeit dargelegt worden in dem schriftchen eines gymnasiallehrers, an das ich, da es ganz vergessen scheint und kenntnis doch sehr verdient, erinnern möchte: Von dem verhältnis altdeutscher dichtungen zur volksthümlichen erziehung, letzte vorlesung über das Nibelungenlied, gehalten zu Königsberg in Preuszen von Karl Besseldt, drittem oberlehrer an dem königl. gymnasium zu Tilsit. Königsb., bei Fr. Nicolovius 1814. Die einflüsse Kants, Fichtes, Schleiermachers, Görres, der romantiker, bewundernden verständnisses des alterthums vereinigen sich in geist und gemüt des mannes wie in einem brennpunkte, in dessen mitte das neugeborne Deutschland steht, das nun auch innerlich sich selbst wiederfinden müsse durch erkennendes und liebendes erfassen seiner vorzeit, das auf den höheren schulen zu pflanzen sei. Es ist hier für die wissenschaftliche seite der sache das ganze programm der späteren gelehrtenarbeit in seinen grundzügen gezeichnet, die mythologie und rechtsalterthümer nicht ausgeschlossen. Nach der praktisch-pädagogischen seite aber ist auch auf die frage, die noch jetzt manchem von der alten schule den kopf warm macht, schon die rechte antwort von Besseldt gegeben: wie sich die altdeutschen studien in unserer jugendbildung zu den antiken zu stellen hätten. *Alle völker, alte und neue, sollen zu unserer bildung beitragen, aber wir wollen alles mit deutschem geiste wiedererzeugen und umgestalten*, heisst es s. 22. So wurde der plan unserer erziehung vor funfzig jahren entworfen, wie er richtiger und besser gar nicht sein kann. Und noch heutzutage arbeiten viele, die das heft in händen haben, wenn auch unbewusst meistens, dahin: uns vielmehr zu Römern und Griechen umzuschaffen, so weit sie es vermögen!

Zur vorgeschichte von Grimms wörterbuch im 17. und 18. jahrhundert, aus dem vorwort zum fünften bande (1873).

— — —

Das wiedererstehen der nation hängt in der that mit an dem gedeihen und der wirkung der deutschen philologie überhaupt und nicht am wenigsten unseres werkes.*) staatskunst und kriegskunst und tapferkeit haben endlich dem kranken und verkümmerten baume der nation wieder spielraum und luft und licht geschaffen; die geschichtswissenschaft lehrt die werdenden und künftigen geschlechter, wie er zu behandeln ist, dasz er nicht weiter verwachse, dasz er fortan mehr só wachsen könne, wie er von haus aus will und immer wollte; aber den saft, aus dem sein rechtes leben quillt, den hat die deutsche philologie wieder flüssig zu machen, d. h. das bewusztsein und gefühl der eignen deutschen art, und dieser lebenssaft quillt am reinsten und vollsten in dem

*) der ausdruck *deutsche philologie*, auch von J. Grimm gebraucht, z. b. oben 1, vi, ist auch geschichtlich gut begründet; z. b. E. J. Koch in einem aufsatze über Opitz: *wie schwierig dies geschäft für den deutschen philologen sey* (die belegstellen 'aus unsern klassikern' ganz genau anzugeben) *weisz jeder, der es versucht hat.* für deutsche sprache, litteratur und culturgeschichte, eine schrift der deutschen gesellschaft zu Berlin, herausg. von Kinderling, Willenbücher, Koch, Berlin 1794 s. 33. Küttner charaktere teutscher dichter und prosaisten Berl. 1781 1, 232 spricht von Gottscheds verdienst *als teutscher philolog.* Frisch in dem specimen lexici germanici, anhang zu Bödikers grundsätzen der teutschen sprache Berlin 1729 s. 403, seinen plan vorlegend, verspricht u. a. auch: *untersuchungen und anmerkungen bei jedem wort und was etwan* (gleich mhd. swaz) *zur teutschen philologie bey solcher gelegenheit gehört*, was er nachher als *das criticum* bezeichnet; vergl. s. 189 *hr. Diedrich von Stade, ein berühmter teutscher philologus.* ich glaube den ausdruck schon aus dem 17. jahrh. gelesen zu haben. *germanistik, germanist* ist und bleibt mir ungeschickt, ja barbarisch.

schatzhause deutscher sprache, wie wir es aufzugraben beflissen sind. oder, um an ein kräftigeres bild LUTHERS anzuknüpfen, der einmal über tische äuszerte (tischreden 4, 662 Först.): *Deutschland ist wie ein schöner weidlicher hengest, der futter und alles genug hat was er bedarf, es fehlet ihm aber an einem reuter* (wiederholt z. b. von HENISCH thes. 684, 43, nur mit der änderung *an einem guten reuter*) — nun da der reiter endlich kam, ist es nötiger als je, für gesundes futter zu sorgen, und das hat unmittelbarer, als irgend eine andere arbeiterin im haushalte der nation, die deutsche philologie zu liefern, unser wörterbuch aber ist der reichste rechte futterspeicher.

Daher auch die alte sehnsucht nach einem solchen deutschen wörterbuche, und die vielfachen versuche, ansätze, vorbereitungen und sammlungen dazu, die bis ins 16. jahrh. zurückgehn, wie die anfänge unserer sprachwissenschaft überhaupt, auch der vergleichenden.*) dieses suchen und sehnen, dieses wunschleben ist nicht weniger ein wichtiger theil unserer geschichte, als das äuszere geschehen, im staatsleben wie in der wissenschaft.

Wenn daher von dem, was wirklich geleistet wurde in sammlung und verarbeitung unseres sprachschatzes, J. GRIMM nachricht gegeben hat in der vorrede zum ersten bande, will ich hier von ein paar vorläufern unserer arbeit das andenken auffrischen, die eben nur wunsch und plan geblieben sind.

*) wuszte doch schon LUTHER, wie er am 19. dec. 1538 über tische äuszerte: *die deutsche sprache . . hat viel gemeinschaft mit der griechischen* (tischr. 4, 674), und schon W. KIRCHHOF, der alte landsknecht, der auf seine alten tage ein fleisziger volksschriftsteller wurde, sammelte aus der deutschen und lateinischen und andern sprachen, um der *affinitas linguarum* nachzugehn (wendunmuth 3, 147 Öst.); auch auf das mhd. und ahd. erstreckte sich sein sammeln (3, 144 fg.). Dieses sammeln und suchen musz schon damals zu einer art liebhaberei gediehen gewesen sein, es war zugleich ein ausdruck der vaterlandsliebe; auch AVENTIN sammelte so, wovon er in seiner bair. chron. 1566 25ª genauere nachricht gibt; vgl. RAUMERS gesch. der germ. philologie s. 22. 41, ein paar winke auch in meiner antrittsvorlesung über Grimms wörterbuch (oben s. 15 ff.); in BENFEYS gesch. der sprachwissenschaft treten diese anziehenden ersten keime der neuen wissenschaft auf deutschem boden nicht genug hervor.

Der erste dieser pläne fällt ins 17. jahrhundert, in die kreise der Fruchtbringenden gesellschaft. eine nachricht davon gab, vielleicht zuerst, WIELAND im teutschen merkur vom j. 1784 1, 212, aus einem briefe SCHOTTELS an G. Neumark vom j. 1656: *ich erinnere mich, dasz schon fürst Ludwig zu Anhalt willens und im begriff gewesen, verordnung unter den gesellschaftern zu thun, damit in der teutschen hauptsprache ein rechtes vollständiges lexicon möchte dermaleinst verfertiget werden. es ist deshalber auch mit Harsdörfer, Rist, Gueinzius und andern communicirt worden; meine unvorgreifliche meynung davon habe ich auch zu verstehen gegeben; es ist aber alles wegen des werks weitläufigkeit und mühsamkeit noch ersitzen geblieben* (aus dem *noch* blickt seine hoffnung auf die zukunft). *gewisslich, wenn ein hohes haupt der gesellschaft ein solches buch befördert* (der treffliche fürst Ludwig war im j. 1650 gestorben), *da man allererst sehen müszte, dasz nichts der teutschen ausdruckung und wortwilligkeit entwachsen* (zu grosz ist dafür), *wird sich derselbe bey der nachwelt hohen ruhm machen.* er verhandelte offenbar mit Neumark weiter darüber und gewann dabei neue hoffnung, denn im folgenden jahr schreibt er ihm u. a.: *unermeszliche arbeit würde das lexicon zwar erfordern; es möchten sich aber die ausarbeiter doch wohl finden, da die beförderung und werthhaltung von hoher hand herrührt* (das. s. 213), wonach aufs neue ein fürst dafür gewonnen gewesen zu sein scheint.

Genaueres über den ersten plan liegt nun vor in dem von Krause herausgegebenen erzschrein (d. i. archiv) der gesellschaft. danach kam der erste gedanke von dem rector der latein. schule GUEINZ in Halle, der im j. 1640 in einem briefe an den fürsten Ludwig über eine erstrebte *sprachlehr* die bemerkung fallen läszt (erzschr. s. 245): *und weil in Welschland und Frankreich anietzo die deutsche sprach mit groszem fleisz, wie ich berichtet werde, getrieben wird, so were es gut, dasz ein wörterbuch (lexicon) wie auch phrases oder redensartbuch mit ehesten aus den besten schriften verfertiget, ans tageliecht keme,**)

*) *wörterbuch* ist demnach älter als JAC. GRIMM oben 1, IX annahm, vgl. WEIGAND wb. 2, 1106; zugleich tritt hier heraus, in welchem sinne mans zuerst bildete und brauchte.

und der gedanke musz gleich aufgenommen worden sein, denn noch im dec. 1640 ist von *dem lexicon oder wörterbuch* in einem briefe von GUEINZ wie von etwas in aussicht stehendem die rede (s. 257), und im hornung 1641 spricht der fürst (s. 258) von einer *arbeit zum wörterbuche*, die SCHOTTEL eingeschickt zu haben scheint. im j. 1645 erläszt der fürst an letztern eine art verfügung (s. 296): *wegen der deutschen sprachlehre, sonderlich aber des wortverzeichnusses wird es dahin stehen, das man solches nun nach den stammwörtern zusammentrage, und es stehet zu des Suchenden* (SCHOTTELS) *gefallen, ob er mit dem Ordnenden* (GUEINZ), *auch wol Nehrenden* (dem fürsten selber) *hierüber gütliche schriftwechselung anstellen wil*, worauf SCHOTTEL sofort: *es würde die ganze teutsche welt dem Nährenden mit immerwehrender dankbarkeit .. verbunden sein, wan durch dessen .. anordnung ein volks* (d. i. national-) *oder volständiges wörterbuch teutscher sprache verfertiget und dar behuf unter etzliche gelahrte sothane arbeit ausgetheilet werden künte.*

Zwei jahre später erfährt man aus einem schreiben HARSDÖRFERS, des Spielenden, an den fürsten, vom 7. christm. 1647 (s. 384 fg.): *es hat der Suchende dem Spielenden zu erkennen gegeben, dasz er sein versprochenes wortbuch (dictionarium) wegen vielen ambtsgescheften .. nicht verfertigen könne. wann aber ein andrer solches nützliche, nöhtige und mühsame werk unternemen wolte, were er, Suchender, des erbietens, seinen darzu von langen jahren her gesammelten vorraht wolmeinend mitzutheilen.* doch hat HARSDÖRFER nicht eigentlich lust dazu: *im falle aber sich ein andrer dieser fast knechtischen bemühung unterziehen oder diese last erheben helfen wolte, verspricht der Spielende nach seiner wenigkeit möglichste handbietung und die übersendung auch seines vorrahts, welchen er fast aus allen poeten und vielen deutschen scribenten zusammen getragen.* er sah den ganzen ernst der schwierigkeiten: *dieses werk musz mit groszem vorbedacht überlegt und angetretten werden, maszen viel besser ist nicht anfangen, als darvon wieder ablassen und die darauf gewendte zeit und mühe verlohren geben.* doch liegt ein entwurf von ihm bei (c. 387 ff.): *des Spielenden unvorgreifliches wolgemeintes bedenken, wie ein teutsches dictio-*

narium oder wortbuch zuverabfassen, bestehend in einer probe oder skizze und in einem titel. die probe ist gemacht an dem worte *brechen* (dasselbe wort als probe in SCHOTTELS haubtsprache 161 ff.), ganz gelehrt gegliedert nach einem schema: *radix, synonyma, formatio radicis, significatio propria, significatio impropria, homonyma, cognata* u. s. w. der titel ist beigefügt, damit er in den nächsten messkatalog eingerückt werden könnte (*zu erfahren, ob das buch groszes nachfragen* s. 388): *Vollständiges wortbuch, in welchem die majestetische*) deutsche haubtsprache aus ihren gründen künstfüglich erhoben, nach ihren angebornen eigenschaften eingerichtet, mit ihren stammwörtern, ableitung und verdopplung ausgezieret, und durch lehrreiche sprüche, hofreden, gleichnisz und redarten erklärt, zum erstenmahl an das licht gesetzet wird. allen geistlichen und weltlichen, gesanden, sachwaltern, rednern, poëten und liebhabern unsrer sprache nöhtig und nutzlich. durch etliche mitglieder der hochlöblichen Fruchtbringenden gesellschaft* — damals erschrak man nicht vor so einem titel, man studierte ihn, denn er enthielt zugleich was jetzt in die buchhändleranzeige und vorrede kommt. dem titel sind erläuternde anmerkungen beigegeben (z. b. *künstfüglich, i. e. methodicè, lehrrichtig*), die auch die absichten genauer darlegen, z. b. *aus den gründen, nemlich aus allen teutschen büchern* u. s. w., *und musz hierinnen groszer fleisz angewendet, und nach meiner meinung kein alter noch neuer scribent* (*schriftsteller* gabs noch nicht) *ausgelassen werden;* an der spitze auch eine verweisung auf die Crusca, die ja für die gesellschaft überhaupt anstosz und vorbild war. der fürst antwortete noch im j. 1648 mit einem eigenhändigen gutachten, vereinbart mit den gesellschaftern in seinem fürstenthum, aber der versuch blieb eben *ersitzen,* wesentlich wol durch den bald eintretenden tod des oberhauptes.

Der zweite plan und versuch fällt ins ende des 18. jahrh. und in die kreise der Berliner akademie, schlieszt sich aber an eine anregung an aus dem ende des 17. jahrh., von keinem

*) dazu erinnert der Wohlsetzende, ZESEN (s. 415): *wier können unsere sprache selbst nicht so hoch über alle erhöben, es müssens fremde völker tuhn.*

geringeren als LEIBNIZ ausgehend. es sind die *unvorgreiflichen gedanken betreffend die ausübung und verbesserung der teutschen sprache*, nach GUHRAUER aus dem j. 1697, nach SCHMARSOW schon von 1680, doch erst nach seinem tode bekannt geworden. das bedürfnis eines umfassenden wörterbuches ist einer der grundgedanken dieses aufsatzes, *so in der eil binnen ein paar tagen entworfen worden .. als ein kleiner schattenrisz .. dermaleins dem werk selbst näher zu kommen* (§ 114), d. h. der hebung des deutschen geisteswesens überhaupt und der literatur und sprache insbesondere durch eine vereinigung 'teutschgesinnter' gelehrter in form einer staatsanstalt (§ 30) — deutschgesinnt, das damals wirksame stichwort seines ganzen betreffenden gedankenkreises, schon in der *ermahnung an die Teutschen, ihren verstand und sprache besser zu üben* vom j. 1679, die auf die gründung einer *teutschgesinnten gesellschaft* hinaussteuert (Weim. jahrb. 3, 109), wie noch in dem stiftungsbriefe der Berliner akademie v. j. 1700, die *eine teutschgesinnete societät der scientien* sein sollte.

Die form, in der er sich das wörterbuch dachte, zeigt besonders der § 32, dem hier eine stelle gebührt: *woher dann folget, dasz eine der hauptarbeiten, deren die teutsche hauptsprache bedarf, seyn würde eine musterung* (d. h. prüfende sammlung) *und untersuchung aller teutschen worte, welche, dafern sie vollkommen, nicht nur auf diejenige gehen soll, so jederman brauchet, sondern auch auf die, so gewissen lebensarten und künsten eigen; und nicht nur auf die, so man hochteutsch nennet, und die im schreiben anitzo allein herrschen, sondern auch auf plattteutsch, märkisch, obersächsisch, fränkisch, bäyrisch, oesterreichisch, schwäbisch, oder was sonst hin und wieder bey dem landmann mehr als in städten bräuchlich; auch nicht nur, was in Teutschland in übung, sondern was von teutscher herkunft im holl- und engelländischen: worzu auch fürnehmlich die worte der Nordteutschen, das ist der Dänen, Norwegen, Schweden und Isländer (bey welchen letztern sonderlich viel von unser uralten sprach geblieben) zu ziehen: und letzlichen nicht nur auf das, so noch in der welt geredet wird, sondern auch was verlegen und abgangen, nehmlichen das altgothische, altsächsische und altfränkische, wie sicks in uralten schriften und reimen*

findet, daran der trefliche Opitz selbst zu arbeiten gut gefunden. denn anders zu den wahren ursprüngen nicht zu gelangen, welche oft die gemeinen leute mit ihrer aussprache zeigen, und sagt man, es habe dem kayser Maximilian dem I. einsmahls sonderlich wohl gefallen, als er aus der aussprache der Schweitzer vernommen (d. h. verstanden, erkannt), *dasz Habsburg nichts anders als Habichtsburg sagen wolle.* die ausführung dachte er sich in drei besonderen werken, einem *lexicon* oder *sprachbrauch*, worin die herschende gebildete sprache in schrift und rede eingetragen sein sollte, einem *cornu copiae* oder *sprachschatz* für *alte und landworte* u. dgl., und einem *glossarium* oder *sprachquell*, nachher genauer *glossarium etymologicum* genannt.

Diese neue groszartige auffassung des alten zieles blieb dem 18. jahrhundert wolbewuszt. an die ausführung freilich hat sich trotz alles begehrens keiner gewagt, wie denn auch die zeit dazu noch nicht reif war, nur dasz FRISCH die von LEIBNIZ gewiesene bahn tapfer beschritt, auf grund fast funfzigjähriger vorarbeiten (RAUMER gesch. d. germ. phil. 192) und von LEIBNIZ selbst ermuntert, als ihm einmal der mut sank, wie er im vorbericht bl. 1^b erzählt. noch ADELUNG lehnte für sein wörterbuch den groszen plan bestimmt ab: *es war dieses werk weder zu einem glossarium, noch zu einem allgemeinen deutschen wörterbuche bestimmt, sondern zu einem wörterbuche der hochdeutschen mundart, so wie sie noch jetzt in schriften üblich ist.* wb. der hd. mundart 2. ausg. 1, III. er hielt mit recht die zeit noch nicht für gekommen, z. b. in einem aufsatze *litteratur der deutschen mundarten* vom j. 1783, am schlusse: *man urtheile nun selbst, ob man bey dieser armuth wohl im ernste an ein allgemeines deutsches wörterbuch denken könne, wozu seit einiger zeit so viele vorschläge geschehen sind. die oberdeutschen mundarten sind für ein solches wörterbuch die wichtigsten, weil sie mit der hochdeutschen am nächsten verwandt sind, und gerade von diesen haben wir so viel wie nichts. so lange diese lücken nicht ausgefüllet sind, und darüber möchte vielleicht noch mehr als ein menschenalter vergehen, ist mit allen vorschlägen zu einem solchen wörterbuche niemanden gedient.* magazin für die deutsche sprache I, 2, 59.

Dafür gearbeitet aber wurde vielfältig und im auge hatten es viele, z. b. die zahlreichen deutschen gesellschaften der zeit durch ganz Deutschland bis in die Schweiz,*) die sammler der mundartlichen sprachschätze, z. b. POPOWITSCH (s. im quellenverz.), der treffliche RICHEY, der im j. 1755 die vorrede seines idioticon Hamburgense schlieszt, sein ehrgeiz sei, dasz *dieser mein geringer vorgang eine baldige und bessere nachfolge in andern groszen städten des ober- und niedersächsischen kreises veranlassen, und mehr als ein idioticon denen wackeren männern, die an einem allgemeinen teutschen wörterbuche arbeiten, nach wunsch zu staten kommen mögte.* auch mit aussetzen von preisen suchte man es zu fördern, wie denn RÜDIGER im j. 1778 einen preis gewann mit einer schrift über die einrichtung und ausarbeitung eines vollständigen deutschen wörterbuches, den ein herr v. Brabeck ausgesetzt hatte (neuester zuwachs u. s. w. 1, 4. 5, 42). CAMPES verdeutschungswörterbuch ist aus einer preisschrift hervorgegangen, die veranlaszt war durch eine von der Berliner akademie im j. 1792 gestellte preisaufgabe, als vorarbeit für das grosze wb. der beste beweis, wie tief der gedanke im herzen der nation sasz, ist der umstand, dasz er in knabenherzen die erste wärme der begeisterung anfachen konnte, wie z. b. eben RÜDIGER von sich erzählt (geb. 1751): *schon als knabe ja, wissen sie, da wir noch beyde zusammen den Nepos lasen, hatte ich mir das steckenpferd ausersehen und konnte mir in einem wachenden traume manchen herrlichen seelenschmaus damit geben, wie ich einmahl ein teutsches wörterbuch schreiben .. wollte* (zuwachs 1, 3).**)

Um aber auf die Berliner akademie zu kommen — von haus aus nach LEIBNIZENS absichten mit für sein in den unvorgreiflichen gedanken aufgestecktes hohes nationales ziel bestimmt, war sie auch in ihrem ersten, dem lateinischen

---

*) REICHARD z. b. widmete ihrer fünfen, in Leipzig, Jena, Göttingen, Greifswald, Helmstädt, seinen versuch einer historie der deutschen sprachkunst Hamb. 1747.

**) ich könnte dasselbe aus meinen quartanerzeiten erzählen, es ergetzte JAC. GRIMM, als ichs einmal gegen ihn erwähnte, da mirs nach jahren wieder einfiel, eben über der arbeit am deutschen wörterbuche.

lebensabschnitte nicht unthätig dafür, wie denn eine besondere *classis historico-philologico-germanica* bestand; in ihren abhandlungen erschien z. b. im j. 1723 WACHTERS commentatio de lingua codicis argentei, in den 30er jahren mancherlei von FRISCH, der im j. 1731 director jener deutschen classe geworden war, darunter ein entwurf zur sammlung der mundartlichen schätze als unmittelbare vorarbeit für das 'so nöthige allgemeine teutsche wörterbuch' (REICHARD hist. d. d. sprachk. 415 fg.). die französische epoche drängte freilich diesen bescheidnen antheil Deutschlands an LEIBNIZENS stiftung so gut wie ganz hinaus; aber gleich nach könig Friedrichs tode trat ein umschwung im deutschen sinne ein, ja die akademie knüpfte wieder unmittelbar an den ursprünglichen gedanken des stifters an. einen freudigen bericht darüber gab RÜDIGER im zuwachs 5, 1 ff. (1793). das verdienst des umschwungs gehörte dem minister graf VON HERZBERG, der schon den groszen könig in seinen späteren jahren für das deutsche zu bekehren bemüht gewesen war; FRIEDRICHS antwort war die schrift *de la littérature allemande* 1780, die ja bei aller beschränkung im französischen standpunkte mit einer festen und groszen hoffnung, ja prophezeiung eines nahen goldnen zeitalters der deutschen literatur schlieszt und sogar der deutschen sprache, dieser *langue à demi-barbare*, wie er sie im anfang nennt, am ende eine europäische geltung in aussicht stellt. so war HERZBERGS unternehmen eigentlich die ausführung des vaterländischen vermächtnisses von LEIBNIZ und FRIEDRICH zugleich.

Der minister machte als neu ernannter vorsteher der kön. akad. der wissenschaften den vorschlag, ihrer ursprünglichen stiftung gemäsz auch die deutsche sprache und ihre geschichte zu einem gegenstande ihrer untersuchungen und arbeiten zu machen, im j. 1792 wurden die unvorgreifl. ged. von LEIBNIZ als programm zum abdruck gebracht (mit einer franz. übersetzung!) zugleich mit mehreren reden von mitgliedern über die art der ausführung u. dergl., die erste darunter vom minister selbst, gleichfalls französisch, während sonst in der betreffenden sitzung zum ersten mal in der akademie über die deutsche angelegenheit deutsch geredet wurde

von MORITZ und ZÖLLNER. es wurde eine deputation zur cultur der vaterländischen sprache niedergesetzt.*) hauptziel war das 'vollständige wörterbuch' nebst den umfassenden zurüstungen dazu, der minister selbst wollte 'die teutschen ausdrücke über statssachen und landwirthschaftliche gegenstände prüfen und berichtigen helfen' (RÜDIGER zuwachs 5,28), wie denn MORITZ in seiner rede von ihm rühmen konnte, er habe gute worte, wie *denkschrift, auskunftsmittel* aufgebracht in seinen staatsschriften über die bairische erbfolge.

Auch dieser anlauf ist bald erlahmt, gewiss unter dem drucke der weltgeschichtlichen eräugnisse die sich dann rasch folgten. das wünschen und sehnen dauerte inzwischen fort, wie es z. b. GÖTHE beiläufig aussprach in seiner besprechung von HEBELS allem. gedichten: *denn so sehr zu wünschen ist, dasz uns der ganze deutsche sprachschatz durch ein allgemeines wörterbuch möge vorgelegt werden, so ist doch die praktische mittheilung durch gedichte und schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender.* 33, 174. und JEAN PAUL: *unsere sprache schwimmt in einer so schönen fülle, dasz sie blosz sich selber auszuschöpfen und ihre schöpfwerke nur in drei reiche adern zu senken braucht, nämlich der verschiedenen provinzen, der alten zeit und der sinnlichen handwerkssprache,* und dann: *wollte man die bedeckten goldschachten altdeutscher sprachschätze wieder öffnen, so könnte man z. b. aus Fischarts werken allein ein wörterbuch erheben. rein frommer wunsch wäre es — und doch zu erfüllen, von Heinrich Voss**) und einigen andern — ein bloszes wörterbuch aller seit einigen jahrhunderten ergraueten wörter zu bekommen u. s. w.* vorschule der ästhetik (1813) 666 ff.; vergl. auch, wie UHLAND im j. 1817 den begriff des erstrebten werkes bestimmte (schriften 5, 290): *ein wörterbuch, worin dasjenige, was die geschichte (der deutschen sprache) in gröszeren zügen gegeben, an jedem einzelnen worte durchgeführt, jedes von der wurzel an durch die verschiedenen bildungsstufen ... verfolgt würde.*

*) s. z. b. über die eifrige betheiligung von MORITZ: Anton Reiser 5, 202.

**) dem ältesten sohne des dichters, philolog, professor in Heidelberg und mit J. Paul nahe befreundet.

Welch eigner zufall nun, dasz endlich in der mitte des 19. jahrh. der alte plan des groszen LEIBNIZ fest in angriff genommen werden sollte durch JACOB und WILHELM GRIMM als mitglieder derselben akademie, die mit zu dem ende gegründet war und schon zweimal die erste hand angelegt hatte.*) und welch glücklicher zufall, dasz die endliche ausführung nun zusammenfällt mit dem wiederaufsteigen der nation selber.

— — —

*) diesz scheint J. GRIMM selbst, nach dem ausnahmslosen vorwurfe, den er oben 1, VIII den deutschen akademien machte, völlig unbekannt geblieben zu sein.

Die Berliner Erklärung wider den Allgemeinen Deutschen Sprachverein.*)

Diese Erklärung, in den Preußischen Jahrbüchern abgegeben unter dem Datum Berlin, 28. Februar 1889 und in alle größern Blätter aufgenommen, ist auf alle Fälle ein Ereigniß in unserm neuen deutschen Leben, dessen Gesamthauch sich immer deutlicher und mächtiger geltend macht gegenüber anfänglichen Zweifeln, auch in der Erklärung selber nach Geist und Wortlaut. Es ist, als hätte Einer (man wüßte gern den Namen) in Deutschland herum von den Höhen der Geisteswelt einen „Congreß" nach Berlin berufen, um von da aus, recht von oben her, siegreiche Stellung zu nehmen zu der vom Allgemeinen Deutschen Sprachverein angefachten Bewegung, die mehr in volksmäßigen Kreisen oder bei volksmäßig Gesinnten arbeitet und ihre Kreise immer weiter zieht. Die Erklärung wird in einer spätern Geschichte der deutschen Sprache jedenfalls einmal eine wichtige Stelle einnehmen, das verbürgen die Namen der Unterzeichner, darunter nicht wenige mit dem besten Glanze um sich, den wir zur Zeit im Vaterlande sehen: aber welche Stelle? ja das wird mit Sicherheit doch erst um 1950 oder so gesagt werden können. Aber auch jetzt schon kann man sich auf eine Höhe stellen, von wo man sowohl weit rückwärts mit Sicherheit als auch mit ungefährer Gewißheit zugleich vorwärts sehen kann, wie in dem Streit, dem Hin- und Herziehen die Dinge im Ganzen gehen und gehen werden.

Auch die Erklärung tritt mehrfach auf höhern geschichtlichen Standpunkt, besonders in dem Satze: „Unsere durch die Freiheit gedeihende Sprache hat nach jeder Hochflut von Fremdwörtern

*) in den Grenzboten 1889 13. Heft, dann gemehrt und gebessert in der Zeitschrift für deutschen Unterricht 3, 201 ff., daher hier.

allmählich das ihrem Geiste Fremde wieder ausgeschieden, aber die Wortbilder neuer Begriffe als bereichernden Gewinn festgehalten." Also eigentlich der volkswirtschaftliche Grundsatz der Manchesterschule auf das große Sprachleben übertragen. Er enthält ja eine wahre, dabei noch ziemlich neue tröstliche Weisheit, aber nur innerhalb gewisser Grenzen, mit der Gefahr schädlicher Übertreibung, wie man schon genug erfahren hat. Gehört das Sprachleben ganz in diese Grenzen? Kann man sagen: laßt nur die fremde Flut herein und frei im Gau walten, das Überflüssige und Schädliche läuft von selbst wieder ab, ohne daß jemand die Hand dazu rührt? das besorgt der Geist der Sprache! Ja wo ist und wirkt denn der Geist? Doch nur in den Einzelnen, nicht ohne oder gar wider sie als eine höhere göttliche, unpersönliche Gewalt? Der Geist der Sprache kommt immer nur in tonangebenden Stimmen zu Wort und Wirkung. In den „führenden Schriftstellern" sollte er sein Wirken entfalten, auf die sich die Erklärung beruft, oder sie geben ihr Führeramt an Andere ab, die die Geführten sein sollen, an die Masse. Wollen das die Unterzeichner? Eben nicht! aber sie thuns in der Fremdwörterfrage eigentlich grundsätzlich in jenem Satze. Oder nicht?

Bei der „Hochflut" übrigens möchte man gern wissen, ob damit für jetzt oder für die letzte Zeit vor der Sprachbewegung eine solche „Hochflut von Fremdwörtern" als bestehend zugestanden wird? Es klingt doch wirklich so, schon weil der eigentliche Sinn des Satzes im Zusammenhange kein anderer sein kann als: der Sprachverein ist ganz unnötig, was er Gutes oder Rechtes wollen kann, wird von selber kommen, es kostet nur Zeit und Geduld — und: wir thun jedenfalls nichts dazu, weil das verkehrt wäre — aber nein, gar mancher von den Unterzeichnern thut schon mit dazu, selbst recht wesentlich, wie urkundlich zu belegen wäre, wenn man sich Namen zu nennen entschließen könnte. Diese sträuben sich da mit Worten oder „im Princip", helfen aber selbst wirksam bei der Sprachbewegung unsers neuen Lebens. Also gut! Andere werden auch noch kommen.

Daß es eine solche Flut gab und auch nach dem weltgeschichtlichen Aufschwunge des deutschen Selbstgefühls seit 1870 noch groß und garstig genug giebt, das kann man nur über-

sehen, wenn man nicht so vorsichtig ist, sich mit Bewußtsein gegen die Gewalt der Gewöhnung zu wehren und Auge, Ohr und Sinn für das schlechte oder unnütze Fremde offen zu halten, das gemäß Jahrhunderte alter Verwöhnung immer und immer noch so leicht bei uns fröhlich gemütliche Aufnahme findet. Als Riegel an die Gründung des Vereins gieng und auch mich unter Vorlegung des Planes zum Eintritt in den Vorstand aufforderte, da sträubte ich mich dagegen und machte ernste Bedenken geltend, wesentlich dieselben, die hier in der Erklärung erklingen: niemand will sich schulmeistern lassen, und es werden sich Unberufene herandrängen, die das Heil im Knaupeln und Kritteln am Kleinen und Äußern suchen u. s. w. Aber Riegel, der diese Bedenken vollständig anerkannte, wußte sie doch auch niederzuschlagen, ich schlug freudig ein: Ja, es ist wieder einmal Zeit, wie im siebzehnten Jahrhundert, zur Zeit der Fruchtbringenden Gesellschaft, mit gesamter Hand ans Werk zu gehen, daß wir im Reden und Denken deutscher werden, als wirs noch sind. Die Bewegung ist schon von selber in Gang gekommen, recht aus der gehobenen Stimmung des Ganzen, aus dem neuen Geist der großen Zeit heraus, wie allemal nach großen Stößen von außen oder innen, die durch die Erschütterung wieder einmal das Gesamtbewußtsein des Deutschtums wachriefen und steigerten, z. B. im Jahre 1813 und auch 1848, sie braucht aber eine vorsichtige Führung (die den „führenden Schriftstellern" zukäme). Machen wir den Versuch! Der Geist der Zeit fordert es, und was dabei Kleines und Kleinliches notwendig mit unterläuft, das ist doch eben zu klein, um dem Großen den Weg vertreten zu können. Nun sind denn die Dinge in kurzer Zeit so gegangen, daß man nach menschlichem Maße mit dem Erfolge nicht bloß zufrieden, sondern hoch zufrieden sein kann. Ich fürchtete gleich zuerst ganz besonders einen Stoß dagegen aus einer bestimmten Windecke, die ja auch geschichtlich bekannt genug ist, ich will sie, um kurz zu sein, die vornehm kühle nennen. Die Erklärung bringt nun diesen Windstoß, auch mit gesamter Hand, aber auch er kommt doch lange nicht so scharf und schlimm, als ich gefürchtet hatte. Ja der Sache nach bläst er eigentlich in der Richtung, in der der Verein arbeitet. Also gut!

Er will aber doch auch den Verein treffen, möchte ihn am

liebsten hinwegblasen, wenigstens aus der Gunst der Nation, und ich habe schon von Mitgliedern gehört, die auf die Erklärung solcher Namen hin ausgetreten sind. Am schärfsten trifft wol in der öffentlichen Meinung das Schlußwort von der „behenden Geschäftigkeit der Puristen, die nach Jakob Grimm in der Oberfläche der Sprache herumreuten und wühlen". Welchen schlimmen Klang hat das Wort Purist, Purismus, auch mir, schon wegen seiner barbarischen Bildung, die noch dazu auf einem Mißverständnis beruht (Puritaner sagte man zuerst, im siebzehnten Jahrhundert). Sein Begriff ist nun ungefähr beschränktes deutschthümelndes Philisterium, das auch nicht einmal, wie andres Philisterthum, etwas Gemütliches an sich hat. Man denkt dabei an Campe, Jahn u. s. w. und kreuzigt sich davor im stillen. Ich muß doch diese Männer, seit ich sie mir selber genauer ansah, und das ist lange her, auch mit ihren sprachlichen Bestrebungen durchaus in Ehren halten, gar manches nun bestens anerkannte Wort ist von ihnen gemacht. Und wenn, wie der brave Pfister, der in allerbester jugendlicher Begeisterung auch für den Verein doch zu weit geht, neulich in der Kasseler Allgemeinen Zeitung (Nr. 70) aus mündlichem Verkehr mittheilte, Jakob Grimm einmal Infanterie mit „das Vendich" verdeutschen wollte (vom mhd. vende), den Omnibus, der ihn offenbar auch ärgerte, wie Andere, als er von England herüber geweht kam, mit „Allen", so ist das doch auch — Purismus? Und wenn er in seinem Deutsch interessant und seine Sippe durchaus meidet, wol auch? Es gibt eben auch an der Oberfläche zu arbeiten. Und wenn Schiller von der „Auswahl einer Nation" spricht (in der Recension von Bürgers Gedichten vom Jahre 1791), also das französische élite kurzweg übersetzt, was ist das anders als „Purismus"? Ist er doch auch bei Goethe zu finden. Wenn dieser z. B. dem ästhetisch so wichtigen Katastrophe ausweicht mit einfacher Übersetzung: „kurz vor der Umwendung", d. h. im Aufbau des Dramas Mahomet (Wahrh. u. D. 14. Buch a. E.), oder combiniren: „Ich erfand, verknüpfte, arbeitete durch" (ebenda 12. Buch, wo von Höpfner die Rede ist), so weht uns das doch unfehlbar „puristisch" an? Also auch dieses kleine deutschgesinnte Thun, das an die nichtstudirten Leser denkt, wird man doch nicht einfach verdammen oder verhöhnen können, wie es bei der „Elite der Nation" Mode

ist. Und mit der Berufung auf unsere Klassiker: „die Unterzeichneten wollen in diesen Fragen da stehen, wo die freien Meister der Sprache, unsere Klassiker, standen," damit gewinnen sie keineswegs den festen Standpunkt, den sie dort zu haben meinen, wie schon die paar Belege zeigen können, zu deren Häufung ja hier der Platz nicht ist; es gibt dort kein bequemes Ruhekissen für die Fremdwörterfrage, sie ist da vielmehr in lebhaftester Bewegung, vorwiegend aber bei allem Schwanken in der Richtung, in welcher der Verein und die Stimmung der Zeit arbeitet, eine Arbeit, die bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückgeht wie die Fremdwörterfrage.

Daß auch die Erklärung diese Richtung nicht nur anerkennt, sondern auch selbst in ihr geht, zeigt nicht nur das Vermeiden unnötiger Fremdwörter darin (das den Verfasser sicher einige Gewalt gekostet hat) — denn praktisch, Autorität, national, Litteratur, pädagogisch, Vereinsorgan sind ja sogenannte recipirte Fremdwörter, dafür wird z. B. kosmopolitisch mit weltbürgerlich gegeben, Protest mit Verwahrung, sodaß auch der Verein, wenigstens in seinem rechten Flügel, auch dem Centrum, damit völlig zufrieden sein und seine Freude daran haben kann — sondern auch die bestimmten Erklärungen: „Sie meinen allerdings, daß verständige Rede und Schrift von berufener Seite (nur durch ihren Einfluß als stilles Vorbild?) dem verschwenderischen Mißbrauche der Fremdwörter im geselligen und geschäftlichen Verkehre steuern kann" und „die Unterzeichneten, denen es fern liegt, den Überschwang der Sprachmengerei zu schützen" — wozu also die Gegnerschaft? und zwar mit einem Grundklange von Entrüstung, die selbst in stille Erbitterung übergehen will, wie lange geduldig angesammelt, bis sie endlich überwallen mußte, wie ein kochender Topf?

Bevormundung, die sich zeigen soll, ist es, was den wallenden Unwillen zum Überlaufen gebracht hat: „Jetzt, wo der Gesammtvorstand die Autorität der Regierung anruft, die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen stellen und nach dem Muster der Rechtschreibung auch den Sprachgebrauch von oben geregelt sehen möchte, fühlen die Unterzeichneten sich gedrungen, öffentlich zu erklären, daß sie auf Grund der Entwicklung unserer Sprache (ich muß das Weitere auslassen, weil es eine Erörterung brauchte,

zu der hier nicht der Platz ist, die aber zum Teil genügend angedeutet ist) solche Bevormundung entschieden zurückweisen."

Bevormundung? wessen denn? der Schriftsteller selber? Wer um Himmels willen soll denn auch nur in einem dummen Traume darauf verfallen, und wär es ein Minister, Männer wie Gerok, Döllinger, Freytag, Treitschke u. s. w. in ihrem Deutsch als ungesehener Kobold hinter dem Schreibtisch in Vormundschaft nehmen zu wollen? Und doch klingt das eigentlich so, als wäre das Wirken des Vereins schon so angewachsen, daß die Schriftsteller vor dem Augenblicke ständen, wo es hieße: „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt!" Wir lernen von ihnen, sind innig dankbar für die guten Stunden, in denen wir uns durch sie bereichert, beglückt, gestärkt fühlten, aber wahren dabei unsere Freiheit auch vor ihnen, also z. B. auch in der Fremdwörterfrage — das ist gut germanisch und solls bleiben, treue Hingebung mit innerer Freiheit gepaart.

Regelung des Sprachgebrauchs von oben? Wenn es jugendliche Heißsporne einzeln gibt, denen das als Hilfe in der Noth einmal in die Gedanken tritt, so ist das menschlich begreiflich, aber es wäre französisch gedacht, nicht deutsch, und der Verein als solcher denkt nicht im Traum daran! Als ich seiner Zeit zu der Conferenz für Regelung der Rechtschreibung mit nach Berlin berufen wurde als Vertreter des Grimmschen Wörterbuchs, mußte ich wegen Unwohlsein mich entschuldigen, war aber im Stillen recht froh darüber, weil ich bei meiner festen Gesinnung in Bezug auf Sprachentwickelung doch nur mich und die Andern dort geärgert hätte. Freiheit ist freilich das rechte einzige Losungswort, nur nicht in einem gewissen Parteisinne von heute, sondern gepaart mit treuer, selbstvergessener Hingebung an das lebendige Ganze. Diese Paarung als Grundsatz alles menschlichen Gedeihens ist nirgends so deutlich als das Naturnothwendige und Gottgewollte zu erkennen, als gerade an der Sprache. Nur willige, frei willige Mitglieder sind es, die der Sprachverein sucht, nicht solche, die sich Gewalt angethan oder bevormundet fühlen.

Oder ist dabei an eine Akademie für deutsche Sprache gedacht? Der Gedanke daran ist allerdings im Verein aufgetaucht, aber von der Mehrheit gut deutsch zurückgewiesen oder zurück-

gestellt worden. Soll es aber nicht erlaubt sein, die Frage aufzuwerfen? nicht eine Stelle geben, wo solche Fragen verhandelt werden? Daß eine bejahende Antwort nicht so von vornherein zu verwerfen ist (a limine abzuweisen wäre der Modeausdruck), das zeigt doch wol Du Bois-Reymonds warmes Eintreten dafür, und der ziemlich vergessene Umstand, den ich deshalb in der Vorrede zum fünften Bande des Grimmschen Wörterbuchs wieder ins Bewußtsein zu rücken mich bemühte, daß die Berliner Akademie der Wissenschaften von Haus aus zu keinem andern Zweck gegründet ist; Leibniz wollte damit der deutschen Sprache und dem deutschen Geiste überhaupt eine Art Geistesbehörde schaffen, um dem armen Deutschthum in Deutschland und Europa endlich zu seinem ganzen Rechte zu verhelfen; war er doch „teutschgesinnet" durch und durch und sah in jener Hebung des Deutschthums sein höchstes Lebensziel. Mir selbst ist der Gedanke oft genug nahe getreten, da ich seit fast dreißig Jahren unzählige Male angegangen worden bin, von Einzelnen wie auch von Behörden, mit Fragen, was denn dies und das seltne Wort eigentlich und genau bedeute oder was das Richtige wäre in einem einzelnen Sprachstreit, auch wie man dies und jenes Fremdwort gut deutsch geben könne. So wäre eine solche Stelle für solche Auskünfte und Ratschläge doch wol brauchbar in unserm neu aufsteigenden Leben, in dem das Sprachleben, wie seit Jahrhunderten gerade bei uns im Kampfe um unser Dasein, eine besonders wichtige Stellung einnimmt, es ist und bleibt der treue Spiegel des Geisteslebens in seiner Kraft und Gesundheit, seinem Streben und Gedeihen.

Unter den Vorwürfen, auf welche hin die drohende Bevormundung zurückgewiesen wird, steht der voran, daß der Verein nun sogar „die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen stellen möchte", und einige namhafte Schuldirectoren sind deshalb mit zugezogen worden, um die Verwahrung zu unterzeichnen. Wird also eine Bevormundung der Nation gefürchtet durch die Gefangennehmung des nachwachsenden Geschlechtes unter das Joch des Vereins? Ich bin auch Schulmann gewesen viele Jahre lang, besonders gerade im Dienste des deutschen Unterrichts, und kann von mir sagen, ich habe die dafür auftauchenden Fragen recht reiflich durchdacht, ja durchlebt. Wenn hier in Bezug auf

die Sprache als genügendes Ziel aufgesteckt wird, daß die Jugend, „wie bisher, zum saubern Gebrauch der Sprache angeleitet werde," so ist das ja an sich ganz recht (nur daß man dem unsichern „sauber" doch anmerkt, wie man dem altherkömmlichen „rein" ausweichen wollte, da es ja den Fremdwörtern zu Leibe gehen konnte) — aber mit seiner negativen Seite ist es zugleich so dürftig, daß ichs nicht fertig bringe zu begreifen, wie dem geistvolle Schulhäupter haben ihren Stempel leihen können; sie gewannen freilich damit Deckung für ihre eigne Gewöhnung an die Fremdwörterei, wie man sie ja gewöhnlich von der Universität mitbringt, was auch bei manchem andern Unterzeichner mitgewirkt haben mag. Oder ist das zu boshaft gedacht? das sollte mich freuen. Ich habe in meiner Schrift über den deutschen Sprachunterricht unter wachsendem Beifall der Lehrerschaft schon für untere Classen der Volksschule das Ziel höher und tiefer ausgesteckt, als hiermit doch auch für die obersten Classen der Gelehrtenschulen geschieht. Auch von der Fremdwörterfrage ist dort aufs eingehendste die Rede, die recht eigentlich in die Schule gehört, von der Volksschule angefangen bis zu den höchsten. Nicht um die Fremdlinge todt zu schlagen, sondern den Schülern ihnen gegenüber innere Freiheit, ich will kurz sagen, ihre deutsche Freiheit wiederzugeben (die gar mancher geübte und namhafte Schriftsteller — verloren hat), und um die Fremden zugleich zu benutzen zur Einführung der Schüler in das Culturleben der Völker und der Menschheit, daß sie daran einen freien, weiten Blick gewinnen in das große Gesammtleben Europas hinaus, von dem das unsere ein Theil oder Glied ist und bleibt. Die Antwort des preußischen Cultusministers v. Goßler auf die betreffende Eingabe des Vereins, die ich bei ihrer hohen Bedeutung mit einiger Bangigkeit in die Hand nahm, klang in einem Tone, daß ich still aufjubelte, noch aus tiefern Gründen: Gott sei Dank, da ist in Berlin an höchster leitender Stelle also der rechte beste Geist, der die neue Zeit, die für das deutsche Wesen angebrochen ist, vollkommen versteht und an die Spitze der Bewegung für eine neue Zukunft tritt. Der Verfasser der Erklärung hingegen muß wol auch oder gerade daran seinen Groll genährt haben, der dann so überwallte. Die Erklärung thut ja fast, als gälte es, die armen jungen Deutschen vor einem eindringenden Gift

von Parteigeist zu schützen, wie eine Hürde Schafe vor einem Wolfe. Und wer ist der Wolf? der beste deutsche Geist, neu und alt zugleich, die beste Summe unsers langen Lebens als Nation (denn das ist die Sprache), so klang es auch in der Auffassung des Ministers. Denn auch dem Verein beruht die Pflege der Sprache nicht vornehmlich auf Abwehr der Fremdwörter, die jetzt zum Gebot des Nationalstolzes („Chauvinismus"?) erhoben wird, das weisen seine Statuten, wollte sagen Satzungen aus; aber wo auf einem Beete gute Pflanzen wachsen und guter neuer Same gedeihen soll, muß man doch zuerst und von Zeit zu Zeit wieder das Unkraut ausjäten?

Ich denke doch, wenn die Erklärung in zweiter Auflage erschiene, was ja möglich ist, könnte sie auch eine verbesserte sein, mit recht wesentlichen Berichtigungen und Ergänzungen, vielleicht auch im Geiste des Ganzen und im Bestand der Unterschriften? Was ist denn der Unterschied zwischen hüben und drüben? Der Verein denkt nicht daran, alle Fremdwörter ausmerzen zu wollen, die Erklärung denkt nicht daran, alle in Schutz nehmen zu wollen — worum und warum also der Streit, vollends bitterer? Um ein Mehr oder Weniger, nicht um die Sache selbst. Es ist wie bei einer sogenannten Inventur, wo auch Streit entstehen kann, welche Gegenstände oder Papiere aufgehoben werden sollen, welche nicht, weil sie für die Zukunft noch nöthig oder dienlich sind oder nicht. Auch in unserm neuen deutschen Leben ist eine solche Inventur nötig und schon gründlich im Gange, in Bezug auf wichtigste Verhältnisse wie Begriffe, daß gesichtet werde, wie in einem Garten, der lange der Pflege entbehrt hat und nun zu neuem schönen Leben kommen soll. Nun und die Sprache gehört zu den wichtigsten. Sie ist, wie unser ganzes Leben, in einer Häutung begriffen, und das geht nicht ohne Wehgefühl ab und gemischten Zustand. Wer sich in der alten Haut so lange wohl befunden hat, klagt darüber, wer die neue fühlt, erträgt das Unbehagen im Vorgefühl eines gesteigerten Lebens, und auch jene würden sich in der neuen Haut nach einiger Gewöhnung wieder wohl fühlen oder noch wohler. Zu der alten Haut gehörten z. B. auch im höhern Sprachleben die unreinen Reime, sie sind in der Hauptsache schon abgehäutet. Wer aber in der Fremdwörterfrage unbewegt stehen bleiben will, und sich dafür auf den

Stand beruft, den sie in unserer letzten classischen Zeit hatte, der macht es wie ein Dichter, der sich auf die alten unreinen Reime versteifen wollte, weil sie durch Schiller und Goethe (die doch auch darin vorwärts strebten) als „classisch" festgestellt wären.

Um aber wieder auf den Anfang und damit zum Schluß zu kommen: was wol die Geschichte der deutschen Sprache und des deutschen Lebens etwa um 1950 zu dem Streit um die Häutung sagen wird? Der Sprachverein wird gewiß zusammen genannt werden mit der Fruchtbringenden Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts, aber mit einem Unterschiede: damals waren es die besten Schriftsteller der Zeit, die ein edler Fürst versammelte, um die Häutung zum Heil des Ganzen zu bewirken oder zu befördern, denn der Drang dazu war auch schon vorhanden und Fürsten und Herren und Dichter nahmen nur die Bewegung hochherzig in die Hand! Und jetzt? versagen sich ihr die „führenden Schriftsteller" — das thut weh. Aber die Bewegung ist im Gange, ja sie hat schon, um einen Kriegsausdruck des sechzehnten Jahrhunderts zu brauchen, dem Widerstand gegenüber, „den Druck gewonnen", das ist nicht zu verkennen und — hat eben die Erklärung mit hervorgerufen. Und Fürsten fehlen ihr mit ihrer Gunst doch auch nicht, unser jugendlicher Kaiser, der „deutschgesinnt" ist wie einer, voran, im Hintergrund aber die nachwachsende Jugend als Trägerin der Zukunft. Da unsere heutige Geistesbewegung auch sehr nachdrücklich (eigentlich durch Goethe und Schiller begonnen) auf unsere ältere Zeit, die vorfranzösische gerichtet ist, um allerhand dann abgerissene schöne Fäden von dort wieder anzuknüpfen zum Gesammtgewebe, auch in Bezug auf die kernige, einfach viel sagende Sprache von damals (wie trefflich versteht das z. B. G. Freytag und mancher noch von den Unterzeichnern), so wäre es schon möglich, daß um 1950 auch ein Ausdruck wieder aufgenommen wäre, mit dem man damals bei einer Häutung des Zeitgeistes, z. B. in der Zeit der Reformation, die Parteien unterschied: man nannte sie oder sich einfach und alles sagend „die Alten" und „die Neuen". Wie im zwanzigsten Jahrhundert die Anwendung auf unsere Sprachparteien wäre, braucht man nicht zu sagen, der Ausdruck paßt auf den Kampf um unsere Neugestaltung über-

haupt, nur daß „die Neuen" in Anspruch nehmen können, zugleich die rechten „Alten" zu sein, wie Luther auch that. Der freudige Schluß seines Liedes vom Jahre 1523 von den beiden Glaubensmärtyrern in Brüssel paßt wirklich auch auf unsere Zeitlage:

Der Sommer ist hart für der Thür,
Der Winter ist vergangen . . .
Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden.

Beiträge zur Sittengeschichte des Mittelalters,

aus der Sprache gewonnen.*)

Unter den Gebieten unserer Wissenschaft, denen ein regerer Anbau zu wünschen wäre, scheint mir keines wichtiger und dieses Anbaues bedürftiger, als die Geschichte der Sitten und Gesinnungen unserer Vorfahren; alle Zweige der Wissenschaft, die auf Erforschung des Mittelalters gerichtet ist, verlangen, scheint mir, gleichmäßig danach. Die Theologie und die Rechtswissenschaft wie die politische Geschichte des Mittelalters müßten eigentlich eine solche Sittengeschichte zur Grundlage haben, und nicht anders, was uns näher liegt, die Litteraturgeschichte und selbst die Sprachwissenschaft theilweise, sicher die Lexicographie. Ich meine dabei nicht bloß die sog. Privatalterthümer. Jede Zeit wird in ihrem Thun und Denken beherrscht von gewissen allgemeingültigen Gedanken, Gesinnungen, Empfindungen, Voraussetzungen, Gewohnheiten, die an allen Lebensäußerungen der Zeit ihren Antheil haben; und dieser habhaft zu werden ist nothwendig für den, der diese Lebensäußerungen verstehen will. Auch arbeiten im Grunde alle Zweige der mittelalterlichen Wissenschaft zugleich an der Herstellung einer solchen Sittengeschichte, die ihnen allen wiederum einmal als rechte Grundlage dienen wird. Eine der reichsten Quellen dafür ist aber die Sprache selbst, in der das innere und

*) Es ist der wesentliche Inhalt eines Vortrags, der auf der Philologenversammlung zu Hannover i. J. 1864 in unserer Section (frei) gehalten wurde, gedruckt in Pfeiffers Germania 10, 129 ff., hier beträchtlich vermehrt.

äußere Leben der Zeit sich gleichsam abgedrückt hat, mit einer Treue, wie in einem photographischen Bilde. Jedes wichtigere Wort trägt gleichsam in sich einen Theil aus dem Gesammtbilde des alten Lebens, und da die wichtigsten Wörter zugleich die am häufigsten gebrauchten sind, so erweisen sich als die inhaltreichsten für jenen Zwecke gerade die gewöhnlichsten, d. h. die, die man beim Lesen am leichtesten unbeachtet durch die Finger laufen läßt. Ich habe ein paar solcher alltäglicher Wörter ausgewählt, und will versuchen, sie in jenem Sinne auszubeuten.

1. geselle, ein Bild aus dem höfischen Leben.

Bei dem eigentlichen förmlichen Empfange der Burgunden an Etzels Hofe, dem 'grôzen antvange' Nib. 1740, 3 (Lachm.), wie es nun ze hove geht, zur „großen Cour" in den palas 1746, 1, heißt es:

dô sach man 'sich gesellen' die helde küene unde guot.
1741, 4.

Dieses sich gesellen wird darauf 1742 geschildert:

der fürste von Berne der nam an die hant
Gunthern den vil rîchen von Burgonden lant.
Irnvrit nam Gêrnôten den vil küenen man,
dô sach man Rüedegêren ze hove mit Gîselhêre gân;

jedem der drei Könige gesellt sich ein Fürst von Etzels Hofe zu, um ihn vor den König zu führen, und die Paarung geschieht mit genauer Rücksicht auf Würde und Rang der Gäste; auch paßt nichts besser, als daß Rüdiger gerade seinen Schwiegersohn führt.*) Nur Volker und Hagen nehmen an der Paarung nicht

*) Das Führen geschieht übrigens an der Hand, nicht am Arm wie jetzt, denn letztere Sitte ist erst später eingeführt, aus Frankreich wie es scheint; sie ist dem niedern Volke noch heute ein fremd und vornehm gefühltes Ding, die Bauern führen sich noch jetzt an der Hand, wie die Kinder, und auch bei Hofe ist die alte Sitte noch in Kraft, wo sich in gewissen Fällen fürstliche Personen bei der Hand führen. Doch schon im 16. Jahrh. kommt vor, schon bei Kaisersberg (Evangelien 1537 141b) einen under den armen füeren; Pauli, Schimpf und Ernst 270 macht die Angabe: fürsten füren einander under den armen, also höfisch und von sonstiger Sitte abweichend (in dem under scheint das franz. bras sous bras nachzuklingen).

Theil, swie ieman sich gesellet und ouch ze hove gie 1743, 1, sie ziehen vor sich nicht zu trennen, d. i. sie sind sich selbst die gesellen (vgl. 1942, 3). Ähnlich beim Eintreffen der Burgunden in Bechelaren 1606 fg., wo nach dem eigentlichen Empfange vor der Burg die Gäste in den sal geführt werden:

diu junge marcgrâvinne nam bî der hant
Gîselhêr den jungen von Burgonden lant:
alsam tet ir muoter Gunthêr den küenen man ...
der wirt gie bî Gêrnôte in einen wîten sal u. s. w.

Dies 'sich gesellen' klingt nun aber wie ein fester Kunstausdruck, und andere Dichterstellen können es in klareres Licht setzen.

Im ersten Buche des Welschen Gastes, wo Thomasin der adelichen Jugend höfische zuht einprägt, heißt es V. 363 ff.:

ich wil ouch, daz mîniu kint,
diu von adel komen sint,
handeln ir gesellen wol.
ein ieglich edel kint sol
mit werken und mit muote
sîm gesellen tuon ze guote („ihm zu gute" sich verhalten).
verstêt im inder sîn phant,
daz sol er lœsen im zehant.
swaz im durch in ze tuon geschiht,
daz sol er im verwîzen niht.

Man kann diese Weisungen wol verstehen vom Verhalten der Pagen (kint) eines Hofes unter einander, daß einer dem andern zu Gefallen leben soll, ihm z. B. sein verfallenes Pfand auslösen soll; aber schon die letzte Weisung scheint dann bedenklich, daß einer, was ihm auch (etwa Unangenehmes) des gesellen wegen zu thun zufällt (offenbar doch nach Auftrag), diesem nicht zum Vorwurf machen, ihn es in Worten nicht empfinden lassen soll; und es ist von einem gesellen nur die Rede. Wären diese gesellen fremde Gäste auf Besuch? und hätte von ihnen jeder der Pagen einen zur Besorgung angewiesen bekommen für die Dauer des Besuches? Das ist der Gedanke, den ich, nur vermuthungsweise, zur weiteren Prüfung vorlegen

wollte.*) Thomasins Weisungen in Bezug auf Tischzucht 497 ff. scheinen noch besser dazu zu stimmen:

ein man sol niht sîn ze snelle,
daz er neme von (vor?) sîm gesellen
daz im dâ gevellet wol,
wan man sînhalb ezzen sol.
man sol ezzen zaller vrist (jedesmal)
mit dér hant diu engegen ist:
sitzt dîn gesell zer rehten hant,
mit der andern (linken, s. Grimms WB. 1, 310) iz zehant.

Daß Einer nicht von dem Andern, also ihm vom Teller das beste Stück nehme, das hatte ja wol Thomasin nicht zu verbieten nöthig, wol aber, daß er vor dem gesellen zulange, weil man „seinethalb essen" soll, kann das heißen: beim Essen sich nach ihm richten? Aber einer muß ja zuerst zulangen, und gewiß kam das dem Gaste zu. Auch Konrad von Haslau im Jüngling (Haupts Zeitschr. 8, 567) berührt dies Verhältniß; er spricht aber vom genôz bei Tische (V. 552), eben auch von einem; doch später:

dem ist 'gesellikeit' unkunt,
der sîn genôzen überizzet. 572.

Kaum zu verstehen aber ist ohne jene Annahme eine Stelle in dem Bruchstück eines höfischen Epos in Haupts Zeitschr. 11, 490 ff. (ein weiteres Bruchstück davon in der Germ. 5, 461). Da hält Sirikirsan auf Bonkovereyė eine hôchzît, ein Maifest, das wesentlich in einer Hochzeit aller Brautpaare seiner Unterthanen besteht. Zufällig kommt ein fremder Ritter, Segremors, dazu; der Wirth kündigt ihm die Bedingungen der Kampfspiele an (S. 496):

sô sol mit swerte und mit spere
ein man ervechten die gewalt,

*) Es wäre das ähnlich, wie noch jetzt bei Hofe, nur in militärische Form gefaßt, daß einem hohen Herrn, der auf Besuch kommt, ein Adjutant aus dem Hofstaat des Fürsten beigegeben wird. Überhaupt ist ins heutige Hofleben vieles aus der alten Sitte fortgeerbt, ganz wie andererseits bei den Bauern, und eine genaue Darstellung des heutigen Hoflebens in seiner überlieferten Form würde dem Verständniß der alten Dichterwerke vielfach zu gute kommen.

daz er zů meistere ist gezalt,
unde sich geselle
swie her selbe welle.
der küre sol an im stân ....
hete ieman, des doch nêne schicht,
alsô tumplîches icht,
daz er iz widersprêche
unde den küre brêche,
der würde verderbet
unde gâhes gesterbet;

der Sieger darf also zum Lohn nach eigener Wahl sich gesellen, doch wohl seinen gesellen für die Dauer des Festes aus den Leuten des Wirthes wählen? und keiner (der selbst Gewählte oder wen es sonst angeht) darf sich der Wahl nicht fügen wollen. Nur fragt sich, worin da eigentlich der Gewinn besteht, der des Kampfes werth ist? das scheint aus Folgendem klar zu werden.

Im Tristan, in der Fortsetzung des Ulrich von Türheim, kommt Tristan mit seinem Freund Kaedin zur Isot auf Besuch; er empfiehlt dieser den Gast, und sie, um als gute Wirthin möglichst gut für ihn zu sorgen, räth ihm (537, 13 Maßm.):

sitzet ze den kinden (Hofjungfrauen).
muget ir dâ gnâde vinden,
daz wil ich lâzen âne haz (das soll mir schon recht sein).

Er folgt der Weisung, und Isot findet später Gelegenheit, ihn zu fragen, welche der zwei an seiner Seite ihm gefalle (538, 10):

nû sich an si beide.
swederiu dir baz gevellet,
ze dir sich diu gesellet,

das heißt diu muoz hînaht bî dir wesen 538, 7, und so geschieht es denn auch. Also gab man, wie es scheint, einem Gaste auch eine Jungfrau als gesellen bei, wie ja Jungfrauen und Frauen einem Helden auch sonst zu besondern Ehren Mannesdienst thaten, den Schild abnahmen, die Rüstung anlegten u. dgl. S. auch Parz. 549 ff., besonders 555, 19 ff. Das bîligen ist wol nur eine Erweiterung dieser gesellikeit, die schon dem Entarten der Sitte angehört; eine ähnliche Sitte kommt übrigens bei wilden Stämmen, z. B. im südlichen Afrika vor, daß man

einen Gaſt in ſolcher Weiſe verſorgt. Bei uns war ſie noch im 16. Jahrh. Fürſten gegenüber in Gebrauch, nur daß man dazu Hilfe aus dem Frauenhauſe holte. S. z. B. Wilwolt von Schaumburg S. 126, auch das Augsb. Stadtbuch (h. v. Meyer) S. 190. Der Ausdruck sich gesellen wandte ſich ſpäter förmlich auf dieſen obſcönen Sinn, denn ſo braucht es z. B. der Held der rede von einer graserin in Kellers altd. Ged. 5, 16; und mnl. genoeten (vgl. vorhin genôz) galt geradezu für coire, ſ. De Vries lekenspieghel, Gloſſar S. 434; freilich bot das Wort auch ohne jene vermuthete Hoffitte Anlaß genug zu ſolchem Gebrauche.

2. der beste, ein Bild aus dem Kampfleben.

Bekannt iſt die Redensart daz beste tuon, ſich auszeichnen im Kampfe, entſprechend dem ez guot tuon, tapfer kämpfen; aber weniger beachtet ſcheint, wie dieſer Ausdruck nur aus einem größern Zuſammenhange von dazugehörigen Wendungen und Begriffen ein einzelnes Stück iſt und welchen alterthümlichen Hintergrund er haben muß. Im ſtrengen Wortſinn konnte daz beste tuon nur von dem Einen gelten, der im Streit alle andern übertroffen hatte; ſo ruft denn Iring, indem er ſich zum Kampf mit Hagen ermannt:

ich hân ûf êre lâzen nu lange mîniu dinc
und hân in volkes stürmen des besten vil getân.
Nib. 1965, 3;

ſo fragt Kriemhild bei der Rückkehr der Burgunden aus dem Sachſenkriege den Boten: wer tet daz beste? 225, 3, wer hat „den Preis davon getragen", wie wir jetzt ſagen, ohne noch an einen wirklichen Preis zu denken. Wer daz beste that, hieß denn auch ſelbſt der beste:

waz Wate der küene in sturme dâ gestreit!
si wæne in zallen zîten mit sînen helden bî den besten sâhen.
Gudrun 710, 4.

In Dietrich und ſeinen Geſellen (Virginal, Berliner Heldenb 5. Bd.) ſagt einer zu den beiden Helden:

mir ist vil von iu (Dietrich) gesaget
und von meister Hiltebrande,

wie daz ir ie die besten sît,
ir slahent tiefe wunden wît.

v. d. Hagens Heldenb. 2, 111.

Aber dieser Plural erscheint schon als Abschwächung des eigentlichen Begriffs; der beste kann im strengen Sinn nur Einer sein, und so erscheint die Wendung auch bestimmt. Eine Frau, um deren Minne ein Ritter wirbt, verweist ihn auf ein bevorstehendes Turnier:

mügt ir dâ der beste sîn,
sô wil ich iu den lîp mîn
mit teiln ... (Haupts Zeitschr. 5, 275),

könnt ihr da den Preis als „der beste" erringen. Eine Jungfrau warnt den Hildebrand vor einem Kampfe, den er beginnen will:

ahzic sint des heiden man.
welt ir den éine gestrîten,
sô müezt ir guot gelücke hân,
sô sult ir ze bêden sîten
under in der beste wesen.

Dietrich u. s. Ges. Str. 101.

In einem Kampfe dieser Heiden vorher mit Dietrich:

ein heiden durch daz volk (die Kämpfenden) her dranc ...
ûf den von Berne er dô brach ...
er wolte sîn der beste. Str. 99.

er entschließt sich, den Namen „des Besten" zu erkämpfen und sucht dazu den berühmten Hauptgegner zum Kampfe auf.

Auch auf allerlei andere Verhältnisse übertragen, wo es sich um Wettstreit und Ehrenpreis handelt, z. B. in dem Streit der drei griechischen Göttinnen um den Preis der Schönheit bei Konrad von Würzburg, wo Venus den Paris bittet:

hilf, daz der apfel werde mîn
und ich diu beste sî genant.

Troj. Krieg 2653,

d. h. vom Preisrichter dafür erklärt werde. So in der Gudrun 1661, 3 diu beste von der schönsten; Ritter kommen da mit Frauen zusammen:

dô si zesamene kômen, von helden wart gestriten
umbe ir aller schœne, wer diu beste wære.

Im bürgerlichen Leben im 16. Jahrh.: wenn ein fewr angehet (d. h. aufgeht), wer am ersten kan leschen, der ist der beste. Luthers Schriften (Jenaische Ausg.) 3, 124ª; der Ausdruck schließt wahrscheinlich einen ertheilten Preis ein, wie er ja noch jetzt in dem Falle üblich ist.

Das sieht übrigens aus, als wäre dieser Name der beste in aller Form dem Helden des Tages zugetheilt worden, jedesmal nach dem Kampfe? wie heutzutage nach der Schlacht in einem Tagesbefehle die besten Kämpfer dem Heere namentlich kund gethan werden. Bei Turnieren ward ja so der Preis förmlich Einem zugesprochen, aus Frauenmunde; gewiß brauchte man da anfangs auch den überlieferten einfachen Ausdruck; vgl. in den Nib. 1821, 4 Volkers Ausdruck vom Erfolg des Turniers: waz ob diu küniginne den lop den Burgonden gît? doch wol das Lob der besten? Es ward auch unterschieden z. B. der beste mit dem sper, der beste mit dem swerte, s. z. B. Reinfried von Braunschweig 6961.

Auf den ertheilten Preis bezieht sich auch die mehr abstract gehaltene Wendung den sige füeren (eigentlich hin oder dan füeren) Rol. 206, 11, deutlicher an der hant füeren Alph. 161, 4; und ebenso die êre hin füeren Rol. 185, 6, vgl. 203, 18, auch einem die êre zuosagen Ritter Staufenberg 859, den Siegespreis zusprechen. Jetzt entspricht „den Preis davon tragen" franz. l'emporter. Bemerkenswerth als Redensart im 16. Jahrh. von der Braut, auf alte Sitte deutend: welcher der best ist, der wird brut (d. h. d'brut) heim füeren. Fel. Platters Leben S. 159, Fechter, wie nach einem Zweikampfe um die Braut, die dem Sieger zufällt (wie im Liebeleben der Hirsche), der Zug kommt in Sagen ausgeführt vor.

Der Ausdruck ist so einfach und so vielsagend zugleich, daß man sich daran freuen kann, wie am echten Schönen. Er trägt aber in seiner Einfachheit bei so gewichtigem Inhalt den Stempel hohen, ja wol des höchsten Alterthums an sich und sieht zugleich so natürlich aus, als müßte er heute, wenn mit dem Leben auf gleichem Fuße neu zu beginnen wäre, ganz ebenso wieder entstehen. So hatten denn auch die Griechen in ihrer epischen Zeit

denſelben Ausdruck mit demſelben Inhalt; denn genau unſerm daz beste tuon entſpricht das ἀριστεύω in den Kämpfen der Ilias, ἀριστεύεσκε μάχεσθαι, ἀριστεύεσκε Τρώων; der beste heißt ἀριστεύς, ſein Thun ἀριστεία; und man möchte Entſprechendes bei allen Völkern vermuthen, ſo natürlich iſt das alles.

Wie tief aber der Ausdruck mit den daran geknüpften Vorſtellungen in die Gedanken eingewurzelt war und welche wichtige Rolle er einſt geſpielt haben mag, zeigt ſeine Anwendung auf andere Gebiete und ſein Fortleben bis in die nhd. Zeit. Eben daz beste tuon war in ausgedehnteſter Anwendung. Von der Vortrefflichkeit einer Frau z. B. heißt es einmal, als Schlußſtein ihres Lobes:

nâch gotes und der welte lôn
ir clârer lîp daz beste tuot.

Dietrich u. ſ. Geſ. Str. 156,

ſie trägt im Ringen nach Gottes und der Welt Lohn, in der Bewerbung darum den erſten Preis davon, das ἀριστεῖον, wie das griechiſch hieß. Bei allen andern Kampfſpielen und Übungen, wo es einen Preis galt, war der Ausdruck noch im 16., 17. Jahrh. in Geltung, gewiß von jeher. Seb. Frank z. B. im Weltbuch erzählt aus Franken: oftmals im jar zů summers zeit, so die meid am abend in einem ring herumb singen, kummen die gesellen in den ring und singen umb ein kranz, gemeinklich von nägelin gemacht, reimweis vor; welcher das best thůt, der hat den kranz (Wackernagels Leſeb. 3, 1, 341); es ſind deutliche, ja ſichere Spuren da, daß auch der Held eines Ernſtkampfes in alter Zeit mit einem Kranze verehrt wurde.*) L. Spangenberg erzählt: wer noch heutiges tages im fechten, schieszen, rennen, laufen, singen, ringen und springen das beste thuet, hat neben dem andern gewinnet (Preiſe) einen cranz zu lohn. Eheſpiegel Straßb. 1578, 250b. Im Tanze:

der kramer (die Faſtnacht) läszt ein kranz zů lest,
(der) ligt in dem kram verborgen.
wer sich am tanz dunkt sein der best,
wil er damit versorgen. Uhlands Volksl. 640.

*) Genaueres unter kranz in Grimms WB., unſere Fürſtenkrone iſt aus einem Kranze, Siegerkranze, hervorgegangen, ſ. unter krone im WB.

Im Trinken: der wirth ist der best, er musz mehr trinken als die gäst. Lehman floril. polit. 1, 256: also geschicht den kostfreien gesellen, wann sie stets banketieren wöllen, fressen und saufen wol bei dem wein, wöllen die besten sein. Albertinus, Narrenhatz 227 (Augsb. 1617), gemeint muß sein: jeder will „der Beste" sein; denn man bankettierte in Form eines Turniers, übte mit Trinken ritterschaft (vgl. z. B. kannenritter in Grimms Wörterbuch). Und auch vom ernsten Kampfe brauchte man das alte Wort noch im 16. Jahrh.:

Franz Sickinger der ander vest,
an mangem ort thet er das best.
Soltaus hist. Volksl., 2. Hundert S. 86;

Seb. Schertlin meldet i. J. 1532 nach einem Gefecht an den Augsburger Rath, in dessen Diensten als Feldhauptmann: ich will euch kain uner einlegen, dweil ich leb, die Augspurger habend das best bi mir gethon. Briefe, herausg. v. Herberger, S. 21. Und recht hübsch wird es neuestens wieder verwendet: der heldenmüthige Mann, der schon bei Quatrebras das Beste gethan und dort eine Wunde davongetragen. Häusser, deutsche Gesch. 4, 645.

Ein Zug fehlt noch zum Ganzen; auch der Preis, den der beste erhielt, griech. τὸ ἀριστεῖον, muß bei uns daz beste geheißen haben. Denn so heißt der erste Preis z. B. bei den Schützenfesten des 16., 17. Jahrh., und alle diese Kampfspiele waren möglichst nach dem Vorbild des Ernstkampfes gestaltet; von dem Straßburger Schießen 1576 berichtet Fischart:

zu eim hauptschieszen schön mit lust (fuhren wir)
zugleich mit büchsen und armbrust.
zu deren jedem war das best
hundert gulden, on sonst den rest (die andern Preise).
Glückhaftes Schiff V. 99.

Von einem Züricher Schießen im Anfang des 17. Jahrh., in Grobs Ausreden der Schützen:

hab gmeint bei allen meinen sinnen (klagt ein Schütz),
ich wölt alhie das best gewinnen. Haupts Zeitschr. 3, 245;
die 'besten gaben' wurden gmacht

auf beider zilstatt wolbedacht
hundert und zehen gulden grad. 243.

Noch Göthe und Schiller machen, auf alte Zeit angewandt, Gebrauch davon: wie der Schneider von Heilbronn, der ein guter Schütz war, zu Köln das Beſt gewann und ſie's ihm nicht geben wollten. Gottfried von Berlichingen, Werke Ausg. letzter Hand 42, 25 (im Götz v. Berl. 42, 257 das Beſte), er nahm es aus Götzens Selbſtbiographie;

aber heute will ich
den Meiſterſchuß thun und das Beſte mir
im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

Wilhelm Tell IV, 3.

Und noch jetzt lebt der Ausdruck in Baiern, Tirol, das Beſt, der erſte Preis, beim Schießen, Kegeln. Schmeller 1, 215, das Kegelbeſt, Schöpf tirol. Idiot. 308; die Beſtenhalle heißt da bei Schützenfeſten, was man in der Schweiz den Gabentempel nennt. Daher auch die Redensart „etwas zum Beſten geben", eigentlich bei einem Feſte als Preis, dann als Beitrag oder Hauptbeitrag zu den Koſten beiſteuern. Noch ſchöner und alterthümlicher aber in Norddeutſchland: „hier in Hannover (in einem großen Theile von Niederſachſen) heißt der König des Schützenfeſtes der beſte Mann"*).

In alter Zeit wird daz beste auch der beſte Beutetheil geheißen haben, den nach dem Siege gewiß der beste erhielt, der wol zuerſt aus dem Beutehaufen wählen durfte. Auch genauer der beste teil, z. B. der junge Helmbrecht that ſich in ſeinem neuen Leben als Raubritter ſo hervor, daz im der beste teil ie geviel (zufiel) an gewinnen, wo es Gewinn zu vertheilen galt, V. 688. Vergl. auch in Grimms WB. unter geben II, 4. Danach ſcheint auch lat. princeps benannt, eigentlich primceps, d. i. qui primum capit, der das Erſte erhält von der Beute, zuerſt nimmt. Auch den Beſten ſelbſt als den Erſten zu bezeichnen lag nahe, und ſo heißt das griech. ἀριστεύειν auch πρωτεύειν, das ἀρι-

*) Das iſt der Wortlaut einer Bleiſtiftnotiz, die mir während des Vortrags aus der Verſammlung zukam, ſodaß ichs gleich noch mit verwerthen konnte, von unbekannter Hand; die Worte in Parentheſe ſind von einer zweiten Hand eingeſchaltet, beides Hände des 19. Jahrhunderts.

στεῖον auch πρωτεῖον, τὸ πρῶτον, obwol noch nicht bei Homer. Dem πρῶτος aber entſpricht bei uns der fürste, ahd. furisto, eigentlich der Vorderſte, der Erſte, im Kampfe und ſonſt.

3. helfen, ein Bild aus dem Familienleben.

Wie Kriemhild Siegfrieds Tod erfahren hat, ſchickt ſie zuerſt nach Siegmund,

ob er mir helfen welle den küenen Sîfriden klagen.
955, 4;

und der Bote richtet's mit demſelben Worte aus: daz sult ir klagen helfen. 958, 4. Dies Bedürfniß der Armen nach „Hülfe" im Beklagen des plötzlich Verlornen legen wir uns leicht bloß nach unſerer Empfindung und Gewöhnung aus; aber es ſteht dahinter eine überlieferte Sitte und ein jetzt erſtorbener Begriffskreis. Auch zur Leichenwache vor dem Begräbniß*) erbittet ſie Hülfe, obwol das Wort helfen da umſchrieben iſt. Aber gegen Siegmund bei deſſen Abreiſe führt ſie als Grund, daß ſie bleiben müſſe, mit an:

ich muoz hie belîben, swaz halt mir geschiht,
bî den mînen mâgen die mir helfen klagen. 1028, 3.

Dieſe klage war eine heilige Pflicht dem Todten gegenüber, mit einem verdunkelten religiöſen Hintergrunde aus der vorchriſtlichen Zeit her, und eine Pflicht der Verwandten war, dazu zu helfen. Wie im Leben der heiligen Eliſabeth der Dichter oder Überſetzer auf den Tod des Landgrafen Hermann von Thüringen zu ſprechen kommt, fordert er ſogar ſeinen ganzen Leſer- oder Hörerkreis auf, klagen zu helfen:

nu helfet, lieben, alle clagen
grôzen jâmer unde nôt,
wande iezuo was gelegen dôt
der edele fürste Herman. Heil. Eliſ. 996.

Unglücklich iſt, wer im gegebenen Falle niemand zu Helfer hat, wie Enide, da ſie ihren Erec anſcheinend todt findet, aber der Wald hilft ihr ſtatt der fehlenden Freunde:

---

*) Vgl. einer lîch êrlich wachen, als Verwandtenpflicht, Weisth. 4, 334.

von jâmer huop diu guote
ein klage vil barmeclîche ...
nu enhalf ir niemen mêre
klagen ir herzesêre,
niuwan der widergelt (Echo),
den ir der walt ûz an daz velt
mit gelîchem galme bôt,
der half ir klagen ir nôt. Erec 5793 ff.

Diese Hülfe ist aber nur eine einzelne Äußerung der allgemeinen Pflicht der Sippe, einander zu helfen bei allem, was einem von ähnlicher Wichtigkeit zu thun oder zu leiden zufiel. Die Sippe bildete ein geschlossenes Ganze der Außenwelt gegenüber, gleichsam einen Körper, an dem der Einzelne nur ein Glied war. So bei einer königlichen Brautwerbung:

er hiez im werben eine die besten von den rîchen,
diu saz in Norwæge. des hulfen im sîn mâge vlîziclîchen.
Gudrun 8, 4,

d. h. mit Ausstattung der Gesandtschaft, die mit der Werbung betraut wird. In diesem Lichte sind auch die Eideshelfer anzusehen, die nach unsern Begriffen der sittlichen Beurtheilung Schwierigkeiten machen.

In dieser Geschlossenheit stehen aber außer den Familiengliedern, wie in einem zweiten Kreise um den Herrn als Mittelpunkt, auch die „Mannen", das ingesinde, mit jenen zusammengefaßt in der für uns zum Überdruß wiederkehrenden Formel mâge unde man*); und auch ihnen liegt die Pflicht ob, in jener Weise zu helfen. So beim Begräbniß Siegfrieds, nachdem der Jammer der Kriemhild geschildert ist:

mit klage ir helfende dâ manic vrouwe was.
Nib. 1007, 2,

ihr ingesinde, ihr Hofstaat, ihr Gefolge: hier können wir nach unserer Gewöhnung den Ausdruck helfen wol wunderlich finden; doch noch jetzt sehen wir bei Begräbnissen die Dienstboten den

*) Dazu ist doch wol zu bemerken oder wäre auszuführen, da es noch nicht bemerkt scheint, daß für die vielgebrauchte Formel auch abkürzend bloß mâge oder man gesagt wurde (ziemlich oft z. B. in der Gudrun), ähnlich wie für kaiser und reich auch kurz der kaiser oder das reich.

Verwandten weinen helfen. Die Boten Liudgers und Liudgasts, die in Worms den Krieg ansagen, äußern dabei auch:

habet ir iht guoter friunde, daz lâzet balde sehen,
die iu friden helfen die bürge und iuriu lant. 144, 3.

Als Rüdiger den Kampf gegen seinen Schwager weigert und, um der Pflicht ledig zu werden, sich erbietet, seine Lehen zurückzugeben und in daz ellende zu gehen, bricht Etzel in die Worte aus: wer hülfe danne mir? Nib. 2095, 1, d. i. in nüchterner Prosa: was wär ich ohne dich? kein Vasall ist mir wichtiger als du. In der Vorgeschichte der Gudrun, nach dem Kampfe um die entführte Hilde fleht diese den Wate, seine ärztliche Kunst auch zu Gunsten der Ihrigen, also seiner Feinde anzuwenden:

Wate, lieber vriunt, ner den vater mîn ...
und hilf sînen recken, die dâ ligent in der molten,
unde swem du künnest, die mînem vater helfen wolten.
Gudrun 531, 4.

Ebenso vom Kampfe mit und für den Herrn:

dô kam Wate schiere, ein edel ritter guot,
da er ûz den liehten ringen daz vliezende bluot
sach rinnen von den swerten den sînen mâgen,
die im dâ helfen gerten. Gudrun 512, 4.

Die Begleitung eines Fürsten im Kampfe heißt auch kurzweg seine helfe, z. B. Nib. 89, 1. 180, 2.

Das helfen erscheint geradezu als der Kern des Begriffes Vasall, wenn die mâge unde man die helfære heißen, wie alle, die in einer Angelegenheit auf Seiten einer Partei sind, in einer Fehde, vor Gericht und sonst, im urkundlichen Stil, z. B.: wir Mechtild herzoginne, und Adolf ir sun, herzoge in Baiern (folgt eine Reihe anderer Herrennamen, endlich zusammenfassend) und alle unse helfere duon kunt u. s. w. Höfer Auswahl der ält. Urk. S. 158; den breven, de vore twischen unsen omen und uns und twischen den van deme Sunde und eren hulperen gegeven sint. 363. Daher noch heute helfershelfer, nur in Sinn und Klang heruntergekommen, im gerichtlichen Gebrauch ins Schlimme gewendet, denn von den einzelnen helfern brachte ja jeder wieder seine Mannen oder helfer mit.

Dieſe helfer ſind nun aber im Ausdruck nicht ſelten ſtillſchweigend vorausgeſetzt, indem zuerſt nur der Herr genannt wird und dann auf einmal ſtatt ſeiner ein Plural eintritt, was uns beim Leſen recht irre führen kann, als läge ein Fehler vor. So z. B. im Sachſenſpiegel von der Behandlung eines, der ſich einer Gewaltthat ſchuldig gemacht hat und bei einem Andern Schutz ſucht: uffe swilcheme hûs (Burg) man den vridebrecher helt wider recht (ihm ſichern Aufenthalt gibt), swenne der richter mit gerûchte vorgeladen wirt, und man sie ab eischet als recht ist (in den rechtlichen Formen „herunter fordert"), daz man ez gehôren muge uffeme hûse: engeben sie sie nicht ab zu rechte, man vervestet die burg und alle die daruffe sîn. II. 72, 1 (ebenſo im niederd. Texte), bei dem vridebrecher dachte der Schreibende wie der Leſende ſogleich von ſelbſt ſeine Helfer oder Mannen mit.*) Wie hier in Rechtsproſa, ſo auch in poetiſchem Stil:

dar nâch des næhsten morgens dô kam von Sêlant
Herwîc der küene dâ er vroun Hilden vant
nâch ir mannes ende weinen grimmiclîche:
mit windenden henden enpfienc si doch die helde lobelîche. Gudrun 934,

denn Herwig kommt natürlich mit Gefolge; 'die helde' ſteht nachher, obgleich der höfiſche Empfang weſentlich dem Herrn gilt. So im Erec 5018 ff.:

als ditz der künic Artûs veram ...
er îlte hin vil drâte ...
und leit sich rehte umbe den wec,
daz der ritter Erec
niender kæme dâ bî,
ern rite rehte für sî,

Artus, dann sî, der König lagert ſich, natürlich mit ſeinem Gefolge, auf beiden Seiten des Weges, den Erec kommen muß, vergl. V. 5036 dâ der künic umbe den wec lac.

*) Ein gleicher Fall ſteht in derſelben von mir herausgegebenen mittelb. Überſetzung des Sachſenſp. I. 20, 4, wo aber Homeyers niederd. Text das Regelmäßige hat.

Im 16. Jahrh. im Tellenlied bei W. Vischer, die Sage von der Befreiung der Waldstädte S. 46:

Der landvogt sprach zu Wilhelm Tell:
nun lug, daß dir die kunst nit fel u. s. w. . . .
Do bat er got tag und nacht,
daß er den apfel zum ersten traf,
es kond si ser verdrießen,

der Landvogt, dann aber sie, ihn und sein Gefolge. Der Herr in seinem Auftreten ist in den Gedanken der Zeit so unzertrennlich von seinen Mannen als Gefolge und Umgebung, daß sie in den Gedanken in eins verfließen; daher auch die ewig wiederkehrende Formel der künec und sîne man, wo wir oft für den Zusammenhang oder die Anmuth des Stils die Letztern durchaus nicht vermissen würden.

Da muß nun aber auch der Fall vorkommen, daß nur der Herr genannt wird und seine Begleitung mit gedacht ist, ohne daß das durch einen folgenden Plural sich glücklich verräth; ich glaube, Nib. 1797. 1804 liegt ein solcher Fall vor. Volker und Hagen postieren sich beim Kirchgang vor das Münster, daz des küneges wîp müese mit in dringen 1797, 4; nachher: dô gie vil grôziu menige mit der küniginne dan (d. h. hin, zum Münster) .... jâ muose si sich dringen mit den helden vil gemeit. 1804.

Es ist, glaub ich, undenkbar, daß die Beiden es auf ein „Drängeln" mit der Königin selbst abgesehen hätten: das war wol nach ritterlicher und höfischer Sitte unmöglich, und für ihren Zweck unnöthig. Ihr Zweck ist, Gelegenheit zu geben oder anzubieten zur Reibung mit den Heunen, dadurch zum Ausbruch des Kampfes, nebenbei allerdings zugleich ein Ärgern der Kriemhild; diese aber kommt mit einer grôzen menige als Gefolge, Frauen nicht nur, auch Ritter zu ihrem Geleite, wie es die höfische Sitte mit sich brachte, und kamerære mit ihren weißen Stäben voraus oder zur Seite, die Platz zu machen haben. Das muose si sich dringen meint also wol: die Königin mit ihrem Gefolge als eins gedacht, so daß Kriemhild zwar auch ins Gedränge kommt, aber nicht mit den feindlichen Männern sich körperlich zu drängeln hat, denn so weit konnte schon der königs-

liche Aufzug nicht aus seiner Ordnung kommen, obwol ein michel dringen war, zum Ärger der kamerære 1805, 1. 4. So verstanden es auch die Schreiber von B und J, indem sie statt muose schrieben muosen, muosten, deutlicher, aber mit Verlust der rechten Wirkung der Stelle. Bei dieser Gewöhnung des Vorstellens und Denkens kommt es aber zu Wendungen, die uns höchst wunderlich dünken, z. B. bei einem Turnier, wo die Frauen als Zuschauerinnen und Preisrichterinnen unentbehrlich waren:

Uote diu vil rîche saz in den venstern lobelîche.

Gudrun 42, 4,

sie nimmt in den Fenstern nach dem Hofe zu Platz — sie allein in den Fenstern? es ist aber ihr Hofstaat von selbst gleich mit gedacht. Es ist auch eigentlich nicht wunderlicher, als Folgendes, das uns weit weniger Anstoß gibt:

der künic gie ze râte, wie er lônte sînen man.

Nib. 255, 3,

beriet sich, eigentlich gieng zur Berathung, natürlich mit seinen mâgen unde man, wie es vollständig heißt:

der herre gieng ze râte, mit im sîne man.

Wolfdiet. 1930 Holtzm.

So im Kriegsleben: do samelde sik marcgreve Jan, Otten broder mit dem pil, und toch in greven Otten lant van Anehalt. Magdeb. Schöffenchron. 162, 19. Die zweite Wendung mit „zog" hat ja noch jetzt volle Geltung und wird sie nie verlieren, ist aber doch gar nicht anders als das „sammelte sich". Deutlicher, wenn die Mannen mit genannt werden: do samente sich der milde furste starc mit vel volkis unde zoch uf ein sloz genant Nuwenborg. Ködiz, das Leben des heil. Ludwig von Thüringen 32, 20; ok is die hovetman vorsammelt mit allen inwoners. Lübische Chronik. Ganz wunderlich aber und doch nach Vorigem ganz begreiflich der Herr als Subject dicht mit einem verbalen Plural zusammen; so in Ulman Stromers Nürnberger Chronik aus dem 14. Jahrh., wo von einer Fehde zwischen einem Bischof von Würzburg und den Würzburgern die Rede ist: in der zeit kamen der pischof auf die purk unser frawn berg (den Marienberg bei Würzburg), do belegten (be-

lagerten) si in. Nürnb. Chroniken 1, 57, 9; das umgekehrte der pischof kamen wäre doch wol unmöglich.

Aber umgekehrt, und das ist das Merkwürdigste, werden oft statt der künic und sîne man bloß die Mannen genannt, so nothwendig gehörten sie zusammen in den Gedanken der Zeit; und zwar auch da, wo wesentlich und hauptsächlich der Herr gemeint ist. So des keisers schar, im Sachsenspiegel: êlîche kinder mac der unechte man (der dauernd in die Reichsacht verfallen ist) sider mêr nicht gewinnen, her enjostiere vor des keisers schare, dâ her einen andern künig mit strîte bestê. I, 38, 2, natürlich vor dem Kaiser selber, der aber nur mit seiner schar zu denken war. So wol auch von Gott und seiner Schar, in ahd. Rede: quem deus diligit, hunc exaudit. Cui deus placabilis, huic exorabilis. Temo die heiligen holt sint, ter mag horsko (muthig hoffend) gebetôn. Müllenh. und Scherer, Denkm. LXXX, 13, bei die heiligen muß nothwendig Gott mit gedacht sein, sogar als der Hauptsächliche.

Ebenso oft im Epos, z. B. in der Gudrun. Sîvrit von Môrlant erscheint auf Matelane, um die Gudrun zu werben; er übt mit seinen Mannen ritterliche Kampfspiele vor den Augen der Frauen, und das ist ein ganz wesentlicher Theil der Werbung:

mit den sînen genôzen ûz Ikarjâ
manegen prîs grôzen erwarb er dicke dâ.
die sînen hergesellen, dâ si (Accus.) die vrouwen sâhen,
vor der Hetelen bürge si tâten dicke ritterschaft vil nâhen. Gudrun 581,

es ist aber wesentlich Sîvrit gedacht als Hauptperson, wie mit die von Môrlande 584, 4, und wie mit die vrouwen Gudrun. Deutlicher da, wo Hartmut kommt, die Gudrun zu rauben:

mich wundert, waz doch wære den gesten dâ geschehen,
ob Wate der vil grimme hæte daz gesehen,
daz Hartmuotes helde durch den sal sô giengen
mit samet Ludewîge, dâ si die schœnen Gûdrûnen viengen. 793;

Hartmut selbst, als Hauptperson, sucht die Gudrun im sal, alle

andern sind hier nur seine helfer, und doch steht statt seiner 'Hartmuotes helde'; und vom Vers abgesehen, hätte der Dichter ebenso gut schreiben können Hartmuot und nachher Ludewîges helde. Kein Zweifel an dieser Vertretung des Herrn durch Nennung seiner Mannen bleibt, glaube ich, bei folgenden Stellen. Wie Herwig den Hetel mit Heeresmacht heimsucht, so glücklich und rasch, daß auch Hetels mächtigste Vasallen, Wate und Horant, es nicht glauben wollen oder nicht erfahren, um zu helfen, heißt es:

dô woltens niht getrouwen die von Sturmlant,
der von Tenemarke was ez ouch unerkant.

Gudrun 634,

die von Sturmlant, d. h. wesentlich Wate, die von Tenemarke Horant. Besonders merkwürdig da, wo die entführte Hilde von ihrem Bräutigam Hetel eingeholt wird und Wate und Frute als die Helden der gelungenen Entführung ihn zuerst zu ihr führen:

Wate und ouch her Fruote die vuorten mit in dan (d. i. dahin),
die küenen helde guote, des küneges Hetelen man,
dâ si die schœnen Hilden dés tages solten schouwen.

479,

d. h. den Hetel, um den sichs dabei allein handelt, aber sein Gefolge ist natürlich dabei und erscheint vor den Augen der Zusehenden mit ihm als eins, als ein Klumpen gleichsam, um den militärischen Ausdruck zu brauchen; oder: des küneges H. man steht wie sonst 'der künic und sîne man', wo wir dem Dichter die man gerne schenkten; und diese gewöhnliche Wendung hätte auch der Vers und der Zusammenhang ganz gut zugelassen. Wie sie dann der Jungfrau nahe kommen, und Hetel mit den Seinen vom Rosse steigt zur Begrüßung, wird auch das so gesagt:

die von Hegelingen bî dem künege hie
wâren nû von rosse komen ûf daz gras. 480.

Dies die ... bî dem künege ist aber genau wie in der Iliade eine Wendung mit *ἀμφί*:

οἱ δ' ἀμφ' Ἀτρείωνα διοτρεφέες βασιλῆες
δῦνον κρίνοντες ... Il. 2, 445,

und das deckt sich in Ausdruck und Inhalt mit jenen mhd. Wendungen: „die um den Atriden, die Könige", gemeint aber ist: Agamemnon, und die Könige in seinem Gefolge und ihm nach, aber er hauptsächlich. Ebenso und noch deutlicher, wo die Versammlung der Fürsten am Skäischen Thor geschildert wird:

οἱ δ' ἀμφὶ Πρίαμον καὶ Πάνθοον ἠδὲ Θυμοίτην
Λάμπον τε Κλυτίον θ' Ἱκετάονά τ' ὄζον Ἄρηος,
Οὐκαλέγων τε. καὶ Ἀντήνωρ. 3, 146,

„die um den Priamos", d. h. Priamos selbst, aber natürlich von seinem Gefolge umgeben, ganz wie vorhin des küneges Hetelen man. Der Ausdruck, der uns wunderlich und sehr ungenau erscheinen muß, gibt eben die Auffassung mit dem Auge rein wieder. Und wie geläufig dem griechischen Sänger und seinen Hörern diese Wendung war, ja schon verblaßt, mit der Gewöhnung, das sachliche Subject dabei im Accusativ zu hören, das zeigen die folgenden Namen im Accus.; denn dem Panthoos u. s. w. wäre an sich die Ehre jener dem König geltenden Wendung wol nicht angethan worden, nur Πρίαμον zog auch die folgenden Subjecte in den Accusativ, und erst im dritten Verse darauf tritt der natürliche Nominativ wieder heraus. Noch im späteren Griechisch ist diese Wendung ganz geläufig, auch weiter entwickelt: οἱ περὶ Ξενοφῶντα Anab. 4, 5, 21, Xenophon mit den Seinigen, seinem Stabe, ganz wie vorhin im Sachsenspiegel des keisers schar (S. 57); οἱ ἀμφὶ Ἄνυτον bei Plato, Anytos und seine Leute, A. und Leute wie er; οἱ περὶ Ἡράκλειτον, Heraklit und seine Schule. Wann ist jene Wendung bei uns erloschen?

Jenes helfen übrigens, um darauf zurückzukommen, ward auch auf andere Gebiete erstreckt. Morungen z. B. in seiner Minnenoth ruft seine Freunde an:

helfet singen alle,
mîne friunt ...
daz si mir genâde tuo.

Minnesangs Frühl. 146, 3,

es ist als ob er die Freunde damit an eine Pflicht der Sippe mahnte;

wol her alle, helfet singen wîbes lop. Lichtenſtein 563, 1;
guotiu wîp, ir helfet wünschen,
daz ich werde der vil lieben alsô wert u. ſ. w. 400, 20;
er half in beiden dâ zestunt
weinen vor leide. Gregor. 378;
nû half der bruoder dâ zestunt
trûren sîner swester. 278;
hêrren unde friunt, nû helfet an der zît (beſtätigen, daß nur Hiltegunde mich heilen kann). Walther 74, 10;
wist ich waz in würre ...
sô hülf ich in ir schaden klagen. 117, 35;

helfen mir gedenken aller guttäter miner kirchen, die kurzlich verscheiden sint. De fide concubinarum 94, 5 bei Zarncke. Übrigens wirkt da der alte, auf religiöſem Grunde ruhende Glaube mit, daß beim Wünſchen, wie beim Beten, Singen u. dgl. die Mitwirkung möglichſt vieler den Erfolg beſſer ſichere (vgl. Grimm, Myth. 31). An die Eideshelfer erinnert Folgendes:

hætet ir ir wege als wir gesehen,
ir hülfet uns der wârheit jehen. Livl. Reimchr. 5108;
des müezen die mir helfen jehen,
den minnen lôn ist geschehen. Flore 93,

nämlich daß Minne zu Tugend reize. Sehr ſchön behandelt Reinmar ſeine Gedanken als ſeine helfer und klagt ſie an:

noch füere ich aller dinge wol,
wan daz gedanke wellent toben:
dem gote dem ich dâ dienen sol,
den helfent si mir niht sô loben
als ichs bedörfte und ez mîn sælde wære.
MSF. 181, 26,

er denkt ſie als ſeine Mannen und Helfer, die ihm den Dienſt halb verſagen, wie dieſe Vorſtellung noch verſteckt lebt in der Wendung „mit ſeinen Gedanken (mit ſich) zu Rathe gehn", wie der Herr, der ſeine Mannen zu einer Berathung berief.

Dieſes 'helfen' gieng auch in den Stil des Volksliedes über und wird da oft zu trefflicher Wirkung verwandt:

wer will mirs helfen trauren,
der recke zwen finger auf. Wunderhorn 4, 9;

pack ein, pack ein dein langes haar,
du sollst mir helfen leide tragen. 363,

so sagt ein unglückliches Mädchen zur Freundin;

es stet eine lind in diesem tal,
ach gott, was tût sie da?
sie will mir helfen trauren,
dasz ich kein bûlen hab. Uhland 68;
wistent mijn vader ende moeder t'huis,
si souden mi helpen trueren. 548;
denn niemand kann uns scheiden,
als nur der tod allein.
den nehmen wir zum zeugen,
der soll uns helfer sein.

Hoffmann, schles. Volksl. S. 131.

4. dringen, ein kleines Nachspiel, aus dem Hofleben.

Das vorhin erwähnte dringen kommt in den Gedichten oft mit einer eigenen Bedeutung vor. Bei dem öffentlichen Erscheinen fürstlicher Herren und Frauen drängt man sich nach ihnen oder um sie, nicht nur aus dem natürlichen Grunde, sie zu sehen und sich sehen zu lassen, sondern als wäre dies dringen selbst eine Forderung höfischer Sitte, wie zur Ehre des Herrn oder der Frau, und auch nicht bloß bildlich, wie in der heutigen Redensart von einem einflußreichen Mann: „man drängt sich zu ihm" oder „um ihn", um seine Gunst werbend. Der Geltar z. B. in einem Spruche, wo er das höfische Leben und seine Verherrlichung durch die Minnesinger verschmäht:

mir gæbe ein herre lîhter sînen meiden ûz dem stalle,
dann ob ich als ein wæher Flæminc vür die vrowen dringe.

MS. 2, 119ª. Hagen 2, 173ª,

ein Pferd ist mir lieber, als was sich erreichen läßt, indem man sich wie ein Musterhofmann vor die Frauen drängt, bei ihnen vordrängt, d. h. dies dringen als ein Hauptkennzeichen des Hoflebens gebraucht. Ebenso wenn der Winsbeke seinen Sohn anweist, dem Hofleben nachzugehen:

sun, du solt bî den werden sîn
und lâ ze hove dringen dich. 23, 2,

im höfischen Gedränge suche deine Laufbahn. Am Hofe Hermanns von Thüringen war nach Wolfram etswâ smæhlîch gedranc und etswâ werdez dringen Parz. 297, 22, wieder als kurze Bezeichnung des Menschentreibens bei Hofe überhaupt, wie bei Frauenlob Spr. 334, 7, 'dringen und schallen' bei Konrad von Haslau, Haupts Zeitschr. 8, 554. Am deutlichsten einmal im sog. Helbling; da sind vier österreichische Landherren beim Herzog (Rudolf von Habsburg), ihm ihre Wünsche wegen Änderung seiner Regierungsweise vorzutragen, sie wünschen u. a., daß er zur Zier seines Hofes die Edlen seines Landes herzuziehe, nicht mehr die fremden, und meinen, sie selbst könnten ebenso gut höfisch leben als jene, und das wird so ausgedrückt:

sie kunnen als wol dringen
als einer von Elsâzen,
ir sult dâ heime lâzen
Swâbe und Rînfranken. 4, 738.

So ist denn auch Walthers Klage von der Wartburg gemeint: ich hân gedrungen unz ich niht mê dringen mac. 20, 7. Besonders die jungen scheinen immer „dringend" auftreten zu müssen. Im guten Gerhard z. B. bei der Schwertleite, nachdem die „jungen neuen Helden" nun geweiht sind und es aus der Kirche geht zu Kampfspielen auf den Hof:

nâch dem gotes segene (der Einsegnung)
drungen die swertdegene
mit schalle für des münsters tür. 3604,

also ganz nach des Haslauers Vorschrift vorhin. Wie man dann zum Turnier reitet, die Frauen mit:

die werden vrowen rîche
die funden alle gelîche
ir phert bereit aldâ: si riten ...
die ellenthaften jungen
vor den vrowen drungen
mit senften siten lîse. 3625 ff.,

d. h. Rudolf hält damit das senfte und lîse dringen vor den Frauen den jungen seiner Zeit als Spiegel vor. Einen ähnlichen Wink mag enthalten:

dô kâmen die burgære sâ (nach Hofe)
mit zühten, niht gedrungen,
die alten vor den jungen. 737.

Bei den Franzosen hieß das la presse, s. z. B. Haupts Zeitschr. 10, 494, und daher noch heute s'empresser, eigentlich: sich in das Gedränge machen, sich mit drängen.

Während ich dies mhd. dringen bei Hofe schon länger im Auge hatte, ohne darüber klar zu werden, fand ich plötzlich einmal den Muth zu obiger Auffassung durch eine Mittheilung der Augsb. Allg. Zeitung aus England. Da war, vor etwa sechs, sieben Jahren, eine Parlamentseröffnung geschildert, aus den Times, und dies Blatt erzählte dabei, wie im Thronsaal die Mitglieder des Oberhauses sich versammelten und darauf die „Gemeinen", die sich in einem andern Raum versammelt hatten, in den Thronsaal zugelassen werden: und sie kommen heran den Corridor entlang durch die Thür sich drängend oder drängelnd, auch die alten Herren mit wie Jünglinge (juveniles), also wie dort bei Rudolf von Ems die swertdegene aus dem Münster. Das englische Blatt aber knüpfte daran die Mahnung, es wäre doch wol endlich Zeit, diese herkömmliche Sitte des Drängens (thronging) bei dieser Gelegenheit, die den jüngeren Mitgliedern wol einigen Reiz böte, den älteren Herren aber doch unbequem sein müsse, und die gar keinen Zweck mehr hätte, endlich abzuschaffen. Ob sie darauf abgeschafft worden ist?

Nachtrag (Germania 15, 236).

Wirklich ist wenige Jahre nachher, im J. 1867, jener lustige und lästige Rest des mittelalterlichen Hoflebens endlich beseitigt worden, bei der Parlamentseröffnung am 5. Februar jenes Jahres. Da hat zu diesem Zwecke vor dem Einrücken in den Thronsaal der Sprecher eine Ansprache gehalten an die Herren vom Unterhause, nachdrücklich und etwas schulmeisterlich, und im Corridor ist eine eiserne Schranke gezogen gewesen, daß die Herren nur zwei Mann hoch antreten konnten, und so ist da zum ersten Mal seit Jahrhunderten die edle Schaar nicht dringend und drängelnd, wie Kinder des dreizehnten, sondern ehrbar schreitend wie Kinder des neunzehnten Jahrhunderts in den Thronsaal eingerückt. Ge-

naueres in der Augsb. Allg. Zeitung vom 9. und 10. Februar 1867. —

Dazu nun nachträglich: Bei der Parlamentseröffnung Anfang Mai 1880 war aber das Drängen der herankommenden Gemeinen doch wieder mit berichtet, wenigstens bis zu der Schranke.

Land und Leute und der Begriff der Vertretung.*)

Eine der größten Schwierigkeiten für das Verständniß unserer oder irgend welcher Vorzeit, deren man sich, wie mir scheint, meist gar nicht recht bewußt ist, ist die, daß eine andere Zeit für ihr ganzes Leben, ihr Thun, Denken und Empfinden zum Theil gewisse Grundgedanken und Grundannahmen hat, die von den uns anerzogenen abweichen, oft gerade entgegengesetzt sind, daß es aber für uns sehr schwer ist derselben habhaft zu werden, weil sie als allgemein geltend in der Zeit selbst nicht ausgesprochen auftreten, sondern stillschweigend vorausgesetzt werden; denn man spricht nur von dem, was fraglich oder noch nicht fertig ist, selten oder nie von dem, worüber alle einig sind. Es ist aber leicht begreiflich, wenn man diese Lücke im Untergrund einer anderen Weltanschauung unbewußt durch die entsprechenden stillschweigenden Grundgedanken des eigenen Bewußtseins ausfüllt. Was dabei aus der tieferen Wahrheit werden muß, ist ungefähr zu fühlen, und es ist einer der Hauptfehler in Behandlung alter Zeit, der in verschiedenster Form auftritt, daß sie nicht nach dem eigenen Maßstab ihrer eigenen Tiefe, sondern nach dem der Gegenwart gemessen und geschätzt wird. Es ist also eine Hauptaufgabe der höheren Wissenschaft, dieß versteckte Grundgewebe im Bewußtsein unserer Vorzeit gleichsam einzufangen. Dabei gilt es denn, zunächst die Fäden des Gewebes einzeln aufzusuchen, dann ihr Ineinandergreifen nachzuzeichnen, das zuletzt immer auf ein wunderbar harmonisch gebautes Ganze

*) Nach einem Vortrag, der auf der Philologenversammlung in Leipzig i. J. 1872 (frei) gehalten wurde; noch nicht gedruckt.

führt. Man kann das aber nirgends so nahe und deutlich gleichsam sich selbst abbilden und ausprägen sehen, als in der Sprache, wenn man nur erst den Blick dafür gewonnen hat. Ich versuche im Folgenden, einen sochen Grundfaden zu erfassen und vorzulegen.

Ein solcher alter Grundgedanke ist der, daß der Besitz und sein Besitzer als eins vorgestellt und behandelt werden. Hört man das so aussprechen, so lehnen wir das für uns als unsinnig ab, und doch wirkt es in unserer Rede noch heute nach. Den Anstoß zu dem ganzen Gedankengang gab eine wackere Waschfrau, eine rechte Quelle für einen deutschen Philologen, mit einem Worte über ein Mädchen, dessen ansehnlicher Werth gezeigt werden sollte: „Was mer de Papiermühle nennt, das is ihr Onkel" (die Papiermühle heißt eine Gartenwirthschaft bei Leipzig). Das gab denn weidlich zu lachen, gewöhnlich von dem Standpunkt aus (der doch nicht mehr meiner war): Solchem Unsinn wird doch durch die Schulbildung ein Ende gemacht. Da kam eben aus Kreisen bester Schulbildung ein schönes Seitenstück: „Entschuldigen Sie, ich bin nur der Bruder vom Geschäft", nicht der Inhaber selber, als der er begrüßt worden war. Und bald auch ein gedrucktes im ganzen Ernst des Geschäftslebens, in einem Dresdener Blatte: „das Viktoriahotel soll in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden"; das geht so sehr in der geläufigen Redeweise, daß man es leicht übersieht, wie es auf einer Linie liegt mit der Wendung der Waschfrau, denn das Hotel wird damit und ist dann eine Gesellschaft.

Noch deutlicher zeigt sichs an einer anderen Stelle, wie vollkommen jene Vorstellung noch in heutiger Rede nachwirkt. Bei einer stattgehabten Feuersbrunst spricht man von den „Abgebrannten"; fragt: „sind Sie auch mit abgebrannt" und niemand nimmt daran logischen Anstoß, freilich nur darum, weil die Vorstellung, aus der es stammt, völlig verwaschen ist; sie tritt aber wieder hervor, wenn einer zu antworten hätte: „ich bin nur halb abgebrannt, die Hofgebäude stehen noch". Ganz deutlich und gar nicht bloß als bequeme rhetorische Kürzung, in mhd. Zeit. Ein Streitlied Neidharts 52, 12 beginnt:

Mich hât ein ungetriuwer tougenlîchen angezündet,
hât mir vil verbrant, des mîniu kindel solden leben u. s. w.;

wie noch einmal 161, 2:

ich weiz der getelinge noch in einem umbekreize,
der sint mêr dan viere, die mich hânt gezündet an.

Und Albrecht von Johansdorf Minnes. Frühl. 92, 6:

swer si (die geliebte Frau) vor mir nennet,
der hât gar mich ze friunde ein ganzes jâr,
het er mich joch verbrennet.

Daß die Dichter da nur die Sprache des Lebens reden, zeigt z. B. Verwendung in Rechtsprosa. Im Mühlhäuser Stadtrechte (Stephans Stofflieferungen 1, 53 ff.) heißt es in einem Capitel von mortbrande, in dem Fall, daß einer dem andern mit Brandstiftung gedroht hätte, der Streit aber zur gütlichen Verhandlung vor Gericht käme: wêri aber, daz di (der) man (der Bedrohte) undirdes brente von unglucke von umi (ihm) selbin, oder daz un (ihn) ein ander man brente u. s. w., nachher doch auch das logisch Genaue: burnit aber einem man sîn gût (Haus und Hof), zuletzt aber doch wieder: brente aber di man von unglucke u. s. w.

Dieses der man brennt (genauer brinnet) macht uns stutzig trotz unseres „ein Abgebrannter"; doch weiß ichs aus dem Leben, aus meiner Bekanntschaft, daß ein Bote gelaufen kommt zum Herrn, der beim Biere sitzt: „Herr Bösenberg, Sie brennen!" Und daß es nicht etwa eine Schrulle oder ein Bildungsmangel deutscher Denkart ist, dafür bürgt erwünscht Virgil in der Schilderung des Brandes von Troja: jam proximus ardet Ucalegon (Aen. 2, 411 fg.), schon brennt der Nachbar U. Man kommt da auf den Gedanken, ob nicht vielleicht alle Sprachen so sagen, d. h. alle Völker so denken.

Hübsch beleuchtet wird die Vorstellung auch durch folgenden Fall. Für den Wormser Reichstag 1520 erließ der Stadtrath eine Gastordnung, um der Übertheuerung der Gäste vorzubauen (gedruckt in der Allg. Zeit. 1858 Nr. 175 Beil.); darin heißt es, nachdem für die Gasthäuser Bestimmung getroffen, von anderen: es soll in allen andern heusern, die nit offen würt sein, dise ordnung gehalten werden, also Wirthshaus und Wirth völlig als eins behandelt, gewisse Häuser in der Stadt sind „offene Wirthe", öffentliche Gasthäuser.

Es ist doch im Grunde nichts anderes, als wenn gegenwärtig Gasthäuser einfach mit dem Namen des Wirthes benannt werden, z. B. der Oberpollinger in München.

Auch der Schiffer wird mit seinem Schiffe als eins behandelt, als wäre er das Schiff selber, z. B. in einem rheinischen Weisthum des 15. oder 14. Jahrhunderts: were es ouch das ieman uf dem Ryne gelege (fest läge, auf den Grund gerathen) oder zerbreche mit schiffen*), das er mit siner selbs helfe nit zu lande komen möchte u. s. w. (J. Grimms Weisth. 1, 427); auch das er meint nicht den Mann selber bloß, sondern mehr sein Schiff. Es ist das um so natürlicher, weil das Schiff aus alter Zeit her eigentlich wie ein lebendiges Wesen behandelt wird. Ob es nicht in der Schifferspräche noch jetzt in Geltung ist? Ich möchte es aufs Gerathewol behaupten.

Noch jetzt in allgemeiner voller Geltung ist es, den unbeweglichsten, den Grundbesitz mit dem Besitzer in eins zu setzen. „Wir stoßen zusammen" sagt ein Bauer wie ein Rittergutsbesitzer von sich und einem andern, wenn ihre Äcker oder Güter an einander grenzen, und das schriftmäßige „wir sind Grenznachbarn" besagt doch eigentlich nichts Anderes. Ebenso z. B. „Müller und Hofmann grenzen an einander", auch: „hier hört Hofmann auf und Müller geht an" und so fort in großer Manigfaltigkeit, die aus dem Leben einmal zu sammeln schon der Mühe werth wäre. In den „Bauern" von Malß (Frankfurter Volkstheater 5, 19), in Wetterauer Mundart, sagt ein Bauer, wo von Landtausch gesprochen wird: maich (mich) reuts noit, dann des hat maich gaut abgegrenzt.

Daß das alt ist (wahrscheinlich uralt), sagt sich jeder selbst. Hier ein paar Belege, bis ins 13. Jahrh. zurück. Wie jetzt, wenn ein Hagelwetter eintrat, gefragt wird: „wer ist denn verhagelt?", so mhd.:

Swer selbe teilet unde welt
unde witert (das Wetter macht) swie er wil,
den ensol der hagel slahen selten.

MSH. 2, 75b. (Neidhart XXVI, 14.)

*) Der Plural ist nicht sachlich, sondern begrifflich gemeint, es ist doch nur je ein Schiff gedacht; vgl. über diese weiter beachtenswerthe, für die Sprachlogik lehrreiche Erscheinung z. B. kindermörderin im Wörterbuch.

Nach einem Weisthum 4, 277 aus dem 14. Jahrh. wurden in Züricher Gegend um Walpurgis die Feldwege bei Strafe geschlossen, aber die Ausnahme gelassen: ez wer denn daz ainer dem andern gundi (erlaubte) ze triben oder ze faren über sich, mit Vieh oder Wagen über sein Feld zu gehen. Im J. 1406 in Jenaer Gegend besaß ein Bürger ein halbin ackir winwachsis gelegen am Sonnenberge ... undir dem Bugkedrower (Buckedrau ein jenaischer Familienname damals). In einem Grüninger Kirchenzinsbuch (in Hessen) v. J. 1471 in einer Flurbeschreibung: ij morgen landis gelegen .. zuschen Gotzenjohannes und Wenzelchis kinden. In einer Aufzeichnung aus Witterda bei Erfurt am Ende des 15. Jahrh.: von einem hoffe, der ligt hinder Heinrichen Hoppen, s. Michelsens Rechtsdenkm. aus Thür. 334.

Wie weit die alte Vorstellung alles Leben und Geschehen auf einem Bauernhofe ergriffen hat, dafür gibt Danneil aus der Altmark in seinem Wörterbuch der dortigen Mundart S. 264 Beispiele. Wenn da z. B. des Schulzen Kuh gekalbt hat, heißt es im Dorfe: „Schult hät kalwt". Das ungeschulte und das geschulte Denken können nicht spaßhaft greller gegen einander stoßen, und doch ist das erstere hier im Zusammenhange wol ganz zu begreifen.

Nicht anders wird das Verhältniß zwischen Herren und Fürsten und ihrem Landbesitz behandelt. Ein Burgherr klagt dem Iwein, ein Riese habe ihm sein Land verwüstet:

mir hât gemachet ein rise
mîne huobe zeiner wise ...
daz ich im die (Tochter) hân versaget,
darumbe wüestet er mich. Iwein 4474.

Im Schwanritter 24 heißt es vom Herzog von Sachsen:

er quam geriten in ein lant
mit gewalteclîcher hant ...
wan er begunde si (die Feinde) verhern
mit roube und ouch mit brande,
an liuten und an lande
wart ir verlust vil manicvalt.

Eben aus der Vorstellung, die Herrn und Land als eins sah,

floß mit Nothwendigkeit im Kriegsleben das so grausame und feige Verfahren, von dem sich zuletzt die Franzosen in der Pfalz ein großes Denkmal gesetzt haben, daß man dem Gegner auch ohne Kampf Land und Leute möglichst zu Grunde richtete, um so ihn selbst zu Grunde zu richten.

Auch in Bezug auf Landesgrenzen heißt es bei Fürsten und Herren, wie von Flur- und Ackergrenzen beim Bauer, z. B. in einem Weisthum von Montjoie v. J. 1600 heißt es: es ist ein venn gelegen zwischen meinem gnädigen herrn und den herren von Burgoigne (Weisth. 4, 488). In der Grenzbeschreibung eines Waldes am Ausfluß des Mains v. J. 1519 kommt vor: Die Grenze geht den graben herab bis auf den stein, ligt zwischen unserm gnädigen herrn landgrafen und herrn von Seyne, nachher bis in Diebach und Dieselbach (Bachnamen) herab zwischen unserm gnädigsten herrn dem landgrafen und den fünf dörfern (Weisth. 4, 555). Der Ulmer Kiechel berichtet in seiner Reisebeschreibung S. 120 vom See Peipus, er grenzt gegen dreien herren, under denen ider was drauf zu gebieten (hat) . . der Moscowiter, der könig aus Polen, wie auch der könig aus Schweden. Noch bei Goethe in dem Vorspiel „Was wir bringen" v. J. 1802 im 14. Auftritt:

Und also denkt der große König ebenfalls,
Der nachbarlich an diese reichen Fluren gränzt.

Übrigens findet sich auch die vollständige oder umständliche Ausdrucksweise eingemengt, z. B. in einem Weisthum des Klosters Münstertreis zu Dreis v. J. 1357 in einer Grenzbestimmung: das eins aptes . . eigen ane gienge an Frischauwen an sant Perminus eigen und von dannen an der herrn eigen von Zweinbrucken, und von dannen an die herrn von Wartinberg und von dannen an die herrn von Otterberg und von dannen an die von Kezzelberg . . und von dannen wider an sante Perminen eigen (Weisth. 4, 640). Wenn da der Heilige von der gekürzten Wendung ausgenommen wird, so mag das doch nur Zufall sein, denn sonst kommt der Heilige und sein Kloster und also wol auch sein Eigen ebenso als eins behandelt vor, z. B. in einem Weisthum der Abtei St. Maximin in Dieden-

hofen: wenne eins scheffen not ist, den nimmet der herr von dem lande, und wanne man in in den scheffenstul setzet, so sweret er zu dem ersten, dem guden herrn S. Maximin, d. i. dem cloister sante Maximini getruwe und holt zu sin (Weisth. 2, 238).

Aus dem Kriegsleben ist noch bemerkenswerth, wie eine Burg und ihr Befehlshaber als eins behandelt werden; z. B. in einer Lehre zur Vertheidigung einer Burg im Mittelalterl. Hausbuch aus dem 14. Jahrh. (gedr. Leipz. 1866) wird der Befehlshaber angewiesen: wann man dich stürmpt an einem ende, so sich ie an andern enden zu uf das, das si an einem andern ende nit anders was beginnent. 37, 16; demnach besich, wie sie dich stürmen wöllent. 37, 24; und von dem Versuch eine Mine zu graben: wolten si aber zu dir under die erden graben u. s. w. 31, 11.

Bisher war der Besitzer für den Besitz gesetzt; wenn aber beide in der Vorstellung eins waren, muß auch der umgekehrte Fall da sein, der Besitz für den Besitzer. Und so ist es.

So von Grundbesitz in Stadt und Land, auch gemischt mit der gewöhnlichen Ausdrucksweise; z. B. in dem Arnstädter Stadtrecht aus dem 15. Jahrh. wird in gewissen Fällen verboten, sein Vermögen zu gotesheuseren (Klöstern) oder anderen geistlichen leuten zu geben. Michelsen Rechtsdenkm. aus Thür. 43. Vilmars kurhess. Idiot. 55 bringt eine Actennotiz: anno 1606 sind an einlauftigen personen oder ködenern im ampt Rauschenberg, darunter die wüsten und verfallenen hoffstädte gerechnet, gewesen 120, ein Fall freilich, wo es gar nicht möglich gewesen wäre, den Besitzer selbst zu nennen, der den wüsten Hofstätten eben fehlte.

Recht deutlich tritt der Begriffstausch auf, wenn statt eines Fürsten sein Land gesetzt wird. Das fällt jedem Shakespeareleser auf in den geschichtlichen Stücken, z. B. der König von Frankreich kurz Frankreich genannt, der Herzog von Northumberland kurz Northumberland, man sieht es wol als eine dichterische Freiheit an, während es aus dem Leben stammt. Auch Schiller macht Gebrauch davon, wol unter Shakespeares Einfluß. In der Jungfrau von Orleans II, 10 redet Johanna den Herzog von Burgund an:

Was willst du thun, Burgund? Wer ist der Feind,
Den deine Blicke mordbegierig suchen?

Ähnlich, obschon nicht ganz sicher, in Maria Stuart IV, 2 in Burleighs Munde:

England wird sich mit Frankreich nicht vermählen.

Es ist aber auch bei uns alt begründet, z. B. Braunschweig vom Herzog Erich von Braunschweig in einem Liede v. J. 1504:

der Römisch Küng fürt der eren ein cron,
in der schlacht was er davornen dran,
Braunschweig thu ich auch nennen,
er fürt das schwert in seiner hant,
die Behem wolt er trennen.

Soltaus hist. Volksl. 2, 39.

In einem Liede von 1546 wird Kaiser Karl scharf angefochten:

Hast Teütsch Land unrüwig gemacht,
Wilt mit gewalt und waffen
Die teüren Fürsten Hochgeborn
Sachsen und Hessen strafen.

Körners hist. Volksl. 181.

Vom Winterkönig heißt es in einem Spottgedicht v. J. 1621: „Pfalz wolt ein König sein" (vorher dafür „der Pfalzgraf"), s. Opel und Cohn, Dreißigj. Krieg S. 74. Von der Schlacht bei Breitenfeld in einem Liede:

Churſachsen wolt ihm (Tilly) widerstahn,
thet ihn getrost angreifen
mit seinem Heer im freien Feld. Soltau 2, 387.

Und das war nicht etwa bloß eine dichterische bequeme Kürze, sondern herrschte im Leben. Ein Predicant in Überlingen, der gegen Wildunfug predigte, schloß mit einem heftigen Angriff auf den Herzog Ulrich von Würtemberg: derhalben so solte ein ieder vor dem tyrannen Würtenberg sich hüeten u. s. w. Zimmerische Chronik 4, 7. Ebenda 2, 243 ist die Rede von der Schlacht bei Ladenburg, als die drei fürsten Menz (so l.), Baden und Würtenberg im feld nider gelegen und gefangen worden. Ebenso im amtlichen Stil bei Verhandlungen auf Reichstagen,

Landtagen u. ſ. w., z. B. auf einem Tage zu Baden im biſchöflichen Kriege im Elſaß 1592 fg. äußert ein Geſandter: wer da meinet, daß Lothringen für ſeine Perſon des Bisthums Straßburg ſich mit ſolchem gewalt annemen (werde) . . der irret ſich ſehr (Stöbers Alſatia 1858 S. 6). Daher bei Ranke, deutſche Geſchichte im Zeitalter der Ref. 5, 264, aus den Verhandlungen vor dem Augsburger Religionsfrieden nach den Quellen: „Ob aber nicht über die Verwendung der der Hierarchie entfremdeten Güter etwas beſtimmt werden ſollte? Mainz war nicht dafür.“ Nachher: „Die weltlichen Churfürſten forderten auf den Vorſchlag der Pfalz, daß der Friede“ u. ſ. w. . . . „Cöln meinte, jede weitere Neuerung müſſe ernſtlich verboten werden.“

Daß es ſich dabei überhaupt nicht um eine bloß ſprachliche Erſcheinung handelt, etwa um ein rhetoriſches Mittelchen aus dem Kreis der Schulbegriffe, ſondern um weit Wichtigeres, Sachliches, das wird durch folgende Stelle glücklich ſicher. Rollenhagen im Froſchmeuſeler II, 6, 5 (Goedekes Ausg. 2, 113) erwähnt einer Geſchichte aus den Fehden in der Mark im 14. Jahrh.:

So tat einſt Marquard Rollenhagen,
Als er markgrafe Ludewig wolt tragen
Durch die Uckr bei nacht in die ſtat,
So von Primsla ihr namen hat,
Und der herr ſprach on unterlaß,
Wie er ihm auf den achſeln ſaß:
Stehe feſt, mein man, es wird ſonſt arg,
Du trägſt die Brandenburger Mark —

alſo in deutlichſter Vorſtellung Fürſt und Land als eins, das Land im Fürſten ſichtbar vertreten. Daſſelbe liegt ja auch aufs deutlichſte vor in dem mhd. Gebrauch, der zugleich hier ſein rechtes Licht erhält und jenes trefflich beleuchtet, daß man für den Kaiſer oder König geradezu daz rîche ſagte. Es iſt wol klar, daß hier auch der Geſichtspunkt gewonnen iſt, in dem auch jenes „ich bin nur der Bruder vom Geſchäft“ und alles Weitere ſein volles Licht findet.*)

*) Man denkt wol auch an Ludwigs XIV. l'état c'est moi, als wäre das daſſelbe, es iſt es aber doch nicht, nur äußerlich, nicht innerlich, nicht dem Geiſte nach. Auch da ſteht germaniſches und romaniſches Weſen ſcharf gegen einander, obwol in einem Punkte zuſammentreffend.

Noch im 18. Jahrhundert ist jenes Nennen des Landes für den Fürsten z. B. in den Briefen der Elisabeth Charlotte von Orleans geläufig: „es ist eine rechte Schand, daß Churpfalz euch das Ewerige so zurückhelt, das gibt ihm keine Ehre." Hollands Ausg. 2, 207 (1871); „das weiß ich woll, daß Churpfalz nicht will, daß er sprechen soll". 1, 235 (1867), es war offenbar die Hofsprache. Wie lange sich das gehalten hat? Noch vor wenig über hundert Jahren machte Goethe Gebrauch davon, er schreibt an die Fahlmer am 24. Mai 1775: „Weymar kam auch und ist mir gut" (Hirzels junger Goethe 3, 88), es war wol in Frankfurter Rede fest geworden von den Reichs- und Wahltagen u. s. w. seit Jahrhunderten.

Der Gedanke der Vertretung, der allem zu Grunde liegt, ist in unserm alten Leben reich entwickelt und in der Sprache ausgeprägt. Ein rheinisches Weisthum bestimmt die Sitzordnung der heimburger, der vereidigten Vertreter der Gemeinden, beim Hochgeding: also sollent die 14 heimburger sitzen ordinatim (nach ihrer Ordnung): Ettringen, Hausen, Cottenheim, Mendich u. s. w. (Weisth. 6, 621), eine andere Ausdrucksweise war gar nicht möglich und sie dünkt noch uns ganz natürlich, wie von heute. Anders doch, wenn auf einem Turnier von einem lande Bayern u. s. w. die Rede ist, in dem bairischen Adel, der Theil nimmt, als anwesend gedacht; so bei Wilwalt von Schaumburg S. 48 von einem Turnier zu Mainz: Martin Zollner, ein ritter, den beklagt (verklagt) Adam von Schauburg vor den vier landen Bayern, Schwaben, Franken und Reinländern (das Turnier wird zugleich als höchstes Adelsgericht benutzt). Im Felde heißt die aufgebotene Kriegsmannschaft kurz „der Rheingau", die vom Stift Mainz kurz „das Stift": wan ein stift zu felde leit und ein vitzdum mit dem Ryngouw. Weisth. 1, 53. Ebenso die stete im Felde, das Kriegsheer des Städtebundes in Schwaben: anno 1372 do wurden die stet erschlagen vom graf Eberharten von Wirtemberg. Mones Anzeiger 3, 229; bei der Belagerung des Hohenkrähen im J. 1512 befahl der Kaiser die Sprengung des Felsen und beauftragte die Reichsstädte damit:

das theten die stet behende
und saumpten sich nit lang,

zatten (ſtreuten) pulver an alle ende,
davon der fels zersprang. Soltau 2, 48.

Auch im Frieden und überhaupt ſteht das Land kurz für ſeine Bewohner oder deren Vertretung. Das iſt wie „das Reich" in der Formel „Kaiſer und Reich" neben jenem mhd. daz rîche vom Kaiſer für ſich; in der Formel iſt neben und vor ihm oder um ihn die Verſammlung der Reichsſtände als ſichtbare Vertretung des Reiches gedacht.

„Das Land" ſo bildlich iſt zwar noch in Gebrauch, z. B.: „das ganze Land nahm Theil an der Trauer", aber doch verblaßt, nicht mehr ſo lebendig, wie im 13. Jahrh., wenn von der Leichenfahrt der heil. Kunigunde erzählt wird:

daz lant, daz in dô was gelegen (nahe),
daz streich mit in in allen wegen,
diu muoter mit den kinden,
die lamen mit den blinden u. ſ. w.

Ebernand von Erfurt 3941.

Insbeſondere heißen aber die um den Herren (oder ſeinen Vertreter) zur Berathung verſammelten Vertreter des Landes kurz daz lant, wie vorhin daz rîche dem keiser gegenüber; im 13. Jahrh. z. B. bei Gottfried von Straßburg:

der rede (für die Verhandlung) wart ein tac geleit (angeſetzt)
ze Weiseforte vür daz lant.
hie mite sô wart daz lant besant,
die lantbarûne die mein ich. Triſtan 9262 ff.,

wo zugleich das noch lebende „Landtag" im Entſtehen zu ſehen iſt. So im Sachſenſpiegel öfter der richter (als Vertreter des Herren) und daz lant, z. B.: der richter mûz (kann) nichein gebot (Leiſtung) noch bete (Abgabe) noch dînst noch chein recht uffez lant setzen, ez enwillekore daz lant. III, 91, 3, wenn es „das Land" nicht gut heißt, das Wort in der Stelle zugleich nach zwei Seiten gebraucht; swer sich ûz der vestunge (einer Art Bann) zîhen wil . . . sô sal in der richter und daz lant ûz lâzen mit vingern und mit zungen (d. h. mit Eidablegung). II, 4, 1; auch ſo, an den bewaffneten Rheingau vorhin erinnernd: widerstêt man ime rechtes (widerſetzt ſich der Betreffende mit Gewalt dem Frohnboten in Ausführung des Rechts-

ſpruches), mit deme gerûchte (Hülferuf) sal her daz lant zû laden (zur thätlichen Hülfe). III, 56, 2, alle denen der Hülferuf, der weiter gerufen wird, zu Ohren kommt.

Auch auf kleinere Kreiſe ward der Ausdruck angewendet, z. B. in dem Recht von Zülpich aus dem 13. Jahrh., das dem Erzbiſchof von Köln gehorſamte, ſind unter dem Vorſitz des Schultheißen zum Rechtstag verſammelt die hunnen (Gauvorſteher) ind dat lant, ein Vogt muß dabei ſein mit den hunnen ind dem lande (Lacomblet Archiv 1, 245 ff.). In einem Weisthum aus Hildesheim v. J. 1479 iſt auf dem Klingenberge das goding zum gerichte verſammelt, unter Vorſitz des gogreven, in Gegenwart des Herren, des Abtes von St. Godehard in der Stadt, der durch den gogreven Rechtsfragen an dat lant richten läßt (Weisth. 4, 686 ff.). Bemerkenswerth auch das ganze land, ebenda: to dusser frage wart to recht vunden von dem ganzen lande ein antwort. S. 686; do wart up gevunden von dem ganzen lande to rechte aldus. 687, d. h. einſtimmig, es kann und wird aber mit gemeint ſein die lückenloſe Vollzähligkeit der Dingpflichtigen (ſ. unter ganz in Grimms Wörterbuch), ſodaß dahinter zuletzt wirklich der genaue Begriff „das ganze Land" ſteht, das in Vertretung da gegenwärtig iſt.

Dazu kann auch die bedeutſame Wendung ins land fragen ſtimmen, ſo z. B. als ſtehende Wendung in einem nd. goding oder gogerichte v. J. 1529 Weisth. 3, 236 ff.: tom andern let s. f. gn. (der Herzog von Braunſchweig) ein gemein ordel int lant fragen (durch den vorspreken). S. 237; auch: het s. f. gn. ein gemein ordel fragen laten int ganze lant. 238. Ebenſo in jenem Hildesheimer goding, z. B.: it let de here fragen int lant, wume (wie man) dat scholde holden. 687; do let de herre fragen int lant ein gemene ordel, dat recht sy. Daſ. Das Ding findet, wie bemerkt, ſtatt up dem Klingenberge vor Hildensem, der gogreve ſitzt gewiß erhöht vor den Verſammelten, und indem er „ins Land fragt", iſt es als ob er nicht nur in den Kreis der Dingpflichtigen fragte, ſondern zugleich wirklich ins Land hinein, das ſie ja vertreten; das hatte er eben auch vor ſich und ſah von der Höhe gewiß auch verſchiedene Höfe, deren Eigner vor ihm ſaßen und die nach der Gewöhnung des Denkens zugleich das „ganze Land" in Vertretung ſichtbar machten.

So könnte auch gemeint sein, wenn es heißt, daß 'land und leute' gefragt werden um das Recht, in jenem goding zu Brokensen: dewil s. f. gn. (seiner fürstl. Gn.) ... alle overicheit (in der Herrschaft Homburg) in rechte to gefunden (is) dorch lant unde lûde u. s. w. Weisth. 3, 237.

Da sieht man den Gedanken der Vertretung wie äußerlich dargestellt vor Augen und sieht ihn zugleich in seiner natürlichen Entstehung, es ist einer der wichtigsten Grundfäden des germanischen Lebens, eben bei den Germanen erst in seiner Vollendung ausgesponnen und ins Ganze verwoben.

Erwähnt seien schließlich noch einige Zusammensetzungen, die den Begriff weit zurück beleuchten können. Schon genannt war der „Landtag", eig. der angesetzte Tag (man kam in alter Zeit mit einem aus), an dem „das Land" sich versammelt zur Berathung und Entscheidung der gemeinsamen Landessachen. Dazu das Landhaus, in dem er sich versammelt (so z. B. noch in Dresden), bescheidener die Landstube (so noch in Innsbruck). In ältester Zeit muß aber dazu auch ein „Landsberg" gedient haben; noch jetzt heißen so in ziemlich vielen deutschen Landen meist burggekrönte Berge in bevorzugter Lage, die von Natur und von je her dem Berge die Aufgabe zuwies, in Kriegsfällen als des landes berg zu dienen, d. h. auf dem „das Land sich bergen konnte", der ihm als Schutz diente. Aber die beherrschende Höhe war auch die angewiesene Wohnstätte für die Gottheit, den Landesgott, dessen heilige Gewalt eben den Schutz erhöhte, den man da suchte. In christlicher Zeit ward dann an der alt heiligen Opferstätte gewöhnlich eine Kirche oder Kapelle gebaut und die heidnische Gottheit durch einen christlichen Heiligen ersetzt. Aber daß solche Berge und Höhen zugleich als Dingstätte zur Landesversammlung, auch für Recht und Gericht dienten, das setzt sich noch lange, bis ins 16. Jahrhundert fort, eben das Landesding aber brauchte ursprünglich auch den Wohnbezirk der Gottheit, die man in ältester Zeit als den geistigen Vorsitz führend dachte. Davon sind denn die Berg- und Ortsnamen Landsberg ein letzter Rest.

Ein wunderlicher rheinischer Accusativ.*)

Wer alemannischen Boden betritt oder mit einem Alemannen verkehrt in vertraulicher Stunde, wo er sein Deutsch mehr nach Landesart gehen läßt, der kann da etwas grammatisch überaus Wunderliches hören, wie nämlich beim Masculinum im Singular der Nominativ auftritt, so daß er als Accusativ dienen soll. Mir war, als ichs zuerst hörte, die Sache nicht unbekannt, z. B. aus Hebels alemannischen Gedichten, der sie auch in der Vorrede (S. 5 d. Ausg. 1820) als grammatische Regel anführt, **der Tag** z. B. sei zugleich der Tag und den Tag;

> **Der** Tag verwacht im Tannewald, er lüpft
> Alsgmach **der** Umhang obsi (über sich). S. 190.

Aber es ist ein großer Unterschied, ob man dergleichen nur in einem Buche sieht oder lebendig hört. Werthvoll wurde mir dies **der** als Accusativ erst, ja ich möchte sagen erst glaubhaft, als es aus dem Munde auch Gebildeter an mein Ohr schlug; vorher eine Art verdrießlicher Unbegreiflichkeit, die man nicht an sich kommen läßt, reizte es nun die Neugier, zumal seit ich es selbst aus dem Munde eines deutschen Philologen hörte, von Franz Pfeiffer (er war gebürtig aus Solothurn); auch aus Franz. Mich. Felders, des hochgebildeten Bregenzerwälder Bauern, meines zu früh abgerufenen Freundes Munde könnte ich Beispiele anführen.**)

Wie alt ist dieser wunderliche Accusativ? und wie in aller Welt sind die Alemannen darauf gekommen?

Auf die erste Frage kann ich einige Antwort geben, er läßt sich sicher bis ins 14. Jahrhundert, wahrscheinlich weiter zurück nachweisen.***) Als ich in J. Grimms Auftrag den vierten Band

---

*) Zachers Zeitschrift für deutsche Philologie 1, 442 ff., hier mit Nachträgen und Besserungen.

) **Kensicht der da? fragte er mich z. B., indem er mir seine Photographie zeigte. Auch von Pfeiffer doch ein Beispiel, es wird glaubhafter damit: **der Bartsch kenn ich seit** .... äußerte er in Heidelberg im Herbst 1865. Also betont wie unbetont.

***) Weinhold alem. Gramm. S. 460 ff. hat nichts davon.

der Weisthümer beim Drucke philologisch besorgte (es mußte eilig gehen), stießen mir Fälle auf wie folgende: des vordret er und bat sin (d. i. zum Fürsprechen vor Gericht) Wernher Jans von Bar. Der stalt sich zů ihm hin und bat **der** richter umb ein rat ze erlouben, S. 364, bat zunächst **den** Richter um die Erlaubniß einer Besprechung (mit seinem Clienten); wenn es daran khomt (zum Gericht), so sond si **der** stab von inen geben, S. 365, d. h. 'unsere herren von Capell' sollen **den** Richterstab dann abgeben; beide Stellen sind aus einem Zuger Weisthum v. J. 1381. In einem Lucerner Weisthum v. J. 1346: it. ist von alter har komen, dz man daselbs alle jar vier setzen sol (d. i. eine Behörde aus vier Männern bestehend). des gît die herschaft ze dem ersten dar den ersten („präsentirt" ihn der Gemeinde) und nimpt **der selb** die gebursami nit, ein andern. S. 385, also den und der nahe hinter einander als Acc. Auch als Relativ: ein bauwartampt sol och lihen ein probst dem, **der** meijer und die gnoszen kiesen. S. 378, aus Lucern und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Ebenso einer als Acc.: it. weri dz ein wirt win hetti (von solcher Art) das **einer** bedüchti (daß er) einem wunden man oder einem kranken mönschen nit zů gehörti (nicht zuträglich wäre) ... S. 385.

Es sind wol der Beispiele genug, daß niemand dies der u. dgl. m. für Schreib- oder Druckfehler halten wird; jene merkwürdige grammatische Erscheinung von heute ist damit bis in die mhd. Zeit zurückversetzt.*)

Aber sie muß noch älter sein. Ein Beispiel aus dem 12. Jahrhundert bietet das von Jos. Haupt 1864 herausgegebene Hohe Lied: an disen drin worhten mugin ir den vater unde den sun .. irchennen. wande da wirt genemmet daz houbet unde daz golt .... daz houbet daz bezechenot **der** gewalt, daz golt bezechenot den wistům. 77, 30 (gewalt Gott der Vater, wîstuom Gott der Sohn), also wieder neben den. Damit

*) In den vielen alemannischen Weisthümern des ersten Bandes ist mir noch kein Beispiel aufgestoßen. Aber der Umstand wäre als Gegenbeweis nicht brauchbar. Denn es sind Spuren da (s. z. B. meine Anmerk. zu 4, 216), daß J. Grimm die Texte dort in solchen Kleinigkeiten zuweilen in der älteren gemüthlichen Weise behandelt hat, stillschweigend bessernd.

tritt denn auch das fragliche der gouch in Lachmanns Walther 73, 31 in das rechte Licht; das nicht Vocativ oder Nom. sein kann:

hiure müezens beide esel und der gouch
gehœren ê si enbizzen sîn;

wie die Heidelberger Handschrift den gouch gibt, so ist auch der gouch von dem Schreiber der Pariser (nun auch Heidelberger) Handschrift als Acc. gemeint, den ja der Sinn verlangt.

Daß diese der, einer bloß vereinzelt auftreten, mitten zwischen richtigen Accusativen, macht sie doppelt merkwürdig; entweder waren sie damals wirklich erst im Aufkommen und Verbreiten begriffen, oder die Mundart lag beim Schreiber im Kampfe mit dem regelrechten Hochdeutsch, wie noch jetzt bei Gebildeten. Daher auch im 16. Jahrh. selten, z. B.: **der** geifer sol man nit mischen under das blut Christi. Keisersberg Postille 1, 24^{b}; man sol nit ju schreien, ehe man über **der** zaun oder graben kompt. S. Frank Sprichw. 2, 184^{b}. In Jac. Ruffs Etter Heini, der sich durchaus in entschiedenster Mundart bewegt, doch nur zweimal:

Des wennd wir lob han, großer ruom. V. 1497,

wo die spätere Hs., die die Mundart dem Hochdeutsch zu nähern beflissen ist, den Nom. entfernt (lob und rum); und V. 3717, wo auch die andere Hs. nicht ändert:

wer das verston ald glouben wil,
hat Gott der Fels (als Felsen) und recht eggstein.

Genauere Beobachtung würde Bestimmteres zu Tage fördern.

Allein der närrische Accusativ ist nicht einmal bloß alemannisch. Man hört ihn auch in Köln. Ich habe von einem Ohrenzeugen ein Beispiel, der dort Kindern zusah, die einen Frosch zu Tode zu schlagen beflissen waren und endlich oft wiederholt riefen: **jetzt gitt er der Geist uf!** In dem kölnischen Liede vom Einzug der Franzosen im J. 1794 (Soltau, hist. Volksl. 569, Weyden, köln. Volksl. S. 4) kommt vor:

Do han mer auch der Dag erläv (erlebt),
Dat mer dat Geld met Pap (Kleister) gekläv;
Se ginge domet wal üvver der Rein.

Auch in Aachen: **wie hee der Berg reet beſog,** wie er den Berg recht beſah, **op der Berg,** auf den Berg, ſ. Müller und Weitz, Aachener Mundart S. 274; mehr Beiſpiele von dort in Frommanns Mundarten 2, 546, darunter eins für den Dativ, der ja im Leben längſt im Accuſativ aufgegangen iſt: en schrêf der bûr derselven dag, und ſchrieb dem Bauer denſelben Tag S. 545. Ebenda S. 556 ff. Beiſpiele aus dem Elſaß, wie:

dr gluzzer (Schlucken), der i hâ,
der winsch i mîm schätzle-n-â;

„unſere Mundarten kennen keinen Accuſativ" A. Stöber ebenda S. 561. Alſo oben und unten im Rheinlande. Einer meiner Bekannten aber will es von einer Mainzerin gehört haben (Frankfurt hat nichts davon). Weiteres Aufmerken wäre zu wünſchen; denn die Erſcheinung hat Werth für die innere und äußere Geſchichte unſerer Sprache im Weſten und für die Geſchichte der lebendigen Berührungen der Stämme unter einander. Zunächſt liegt darin wahrſcheinlich wieder einer der Züge vor, in denen ſich das geſammte Rheingebiet bis in alte Zeit zurück als ein Ganzes für ſich darſtellt, in dem quer durch die verſchiedenartigſten Grundſtoffe hindurch das reiche Verkehrsleben Rhein ab Rhein auf, das man ſich ſchon früh gar groß denken darf, eine Art neuer Einheit hergeſtellt hat, bis in die ſchweizeriſchen Alpenthäler hinein.

Wie entſtand aber dieſe grammatiſche Ausartung? Eine triftige Antwort könnte nur das Ergebniß einer ſehr mühſamen geſchichtlichen Unterſuchung ſein. Aufs Vermuthen angewieſen denkt man zuerſt wol an franzöſiſchen Einfluß; daß wirklich auch in ſolchen grammatiſchen Kleinigkeiten, die von hundert Menſchen kaum einer beachtet, eine Wechſelwirkung zwiſchen Deutſch und Franzöſiſch, ein Zuſammengehen beider in ihrer Entwickelung, und zwar durch den Einfluß des Lebens, nicht der Bücher, von jeher ſtatt hatte, das iſt durch Thatſachen bezeugt (ſ. z. B. Grimms Wörterb. 5, 546) und verdiente einmal eine gründliche Darſtellung. Allein nothwendig iſt gerade hier der franzöſiſche Einfluß nicht. Denn außer ſeinem Bereiche, in niederdeutſchen Mundarten lebt eine entſprechende Ausartung, nach der man beim Masc. umgekehrt den Accuſativ mit für den Nominativ braucht,

auch das schon mnd. (s. mehr davon nachher). Beides sind Äußerungen des allgemeinen und uralten Strebens, aus der überlieferten Formenfülle heraus, die dem rascher werdenden Denken und Sprechen hinderlich wird, zu größerer Einfachheit zu kommen. Liegt doch beim Fem. und im Plur. die unterschiedlose Einheit des Nom. und Acc. schon seit Jahrhunderten, beim Neutr. seit Jahrtausenden vor. Aber der Acc. mit als Nom. gebraucht ist doch nicht so merkwürdig (er ist ja auch z. B. französisch, englisch), als der Nom. für Acc. und Dativ.

Der Aufsatz war geschrieben, als sich Gelegenheit fand, in der Nähe des betreffenden Sprachgebietes aus lebendigen Quellen Ergänzungen zu schöpfen. In Würzburg in der deutschen Abtheilung der diesjährigen Philologenversammlung (1868) fiel mir ein, über die Sache vorzutragen was ich wußte, und nach Weiterem zu fragen. Und da war denn genug lebendige Kunde glücklich beisammen, um das Bild der Sache zu einem leidlichen Ganzen abzurunden. Sie ist wirklich im Ganzen und Großen eine Eigenheit des gesammten Rheinlandes in dem erweiterten Sinne.

Wenn fürs Elsaß schon Stöbers Zeugniß vorlag,*) so wußte für den Breisgau Lexer aus Freiburg davon zu berichten, wie es z. B. bis in sein Haus, zu seinen Kindern unaufhaltsam vorgedrungen sei. Für Württemberg konnte Holland die Angabe machen, daß da im Süden die Erscheinung genau bis zur Grenze des eigentlich Alemannischen reiche, darüber hinaus im Schwäbischen aber aufhöre.**) Der Niederrhein anderseits war leider nicht vertreten,***) um so besser die Niederlande, in denen die Erscheinung sich von ihrer andern Seite zeigt (der Acc. mit als Nom.), davon nachher.

---

*) aus älterer Zeit s. Keisersberg S. 79.

**) Genaueres nun bei Birlinger, die alem. Sprache rechts des Rheins S. 153, „die benachbarten Schwaben heißen das irrthümlich Judensprache."

***) ältere Bezeugung für Köln z. B. in Arnolds von Harff Pilgerfahrt v. J. 1496, h. v. Grote Köln 1860: uf dem hoigen altaer tzoynt (zeigt) man sant Thomas apostel rechter arm. 141, 34. Besonders merkwürdig: der wylche hoit (welchen Hut) ouch all hertzougen dae dragen moyssen. 47, 27.

Noch aber fehlt der Mittelrhein, das unentbehrliche Bindeglied. Dafür lag nur eine briefliche Mittheilung Riegers aus Darmstadt vor. Danach ist unser rheinischer Acc. zwar nicht darmstädtisch, auch nicht wetterauisch (nach den Sprachproben bei Kehrein auch nicht rheingauisch), blüht aber an der Bergstraße, im Odenwalde, auch weiter in Oberhessen, ist übrigens auch in Darmstadt bei den Kindern selbst gebildeter Häuser nicht hintanzuhalten, eingeführt durch Dienstboten aus den genannten Gauen. So zeigt sich denn doch am Mittelrhein eine Lücke, aber mehr in der Ebene, als im Berglande. Schon in Heidelberg, das ja eben noch zwischen den Bergen eingeklemmt liegt, ist der Nom. das Heimische; eine Heidelbergerin aus bester Familie sagt mir, sie habe als Kind nie anders gesagt als z. B. setz der hut auf, ich habe der herr doctor hereingelassen, und so noch heute.*) Sollte das von jeher so sein? Damit wäre französischer Einfluß abgewiesen, der doch weit eher in der Ebene als im Berglande dahinter denkbar ist. Oder ist die Form da nur ausgestorben? Dafür geht sie aber hier im Berglande ziemlich weit ins Binnenland hinein, bis in die Gegend von Hersfeld, wie in Würzburg bezeugt wurde. Man sagt in Oberhessen z. B.: mach der kaffee, bring mir der schlüssel; aber auch das nicht ohne Ausnahmen, denn es heißt z. B. setz das uf'n tisch (wie in Thüringen und weiter nach Osten), aber merkwürdig wieder bei Betonung uf dér tisch. Man sieht, da ist noch viel zu beobachten, um der Erscheinung nach ihrer Verbreitung, ihren Regeln und ihrem geschichtlichen Ursprunge auf den Grund zu kommen. Die Beobachtung würde aber zugleich der Volksgeschichte des Westens selbst zu Gute kommen. Besonders auch die Lücken, die sich wahrscheinlich weiter finden, wären zu beachten, können übrigens die Einheit der Sache im Ganzen über das Rheinland hinunter nicht stören, machen die Sache nur um so merkwürdiger. Geht doch eine solche neugeschaffene Einheit auch in andern Lebensgebieten durch das Rheinland, wie denn bei der Besprechung in Würz-

*) Älteres Zeugniß gibt die Pfälzerin Elis. Charl. v. Orleans in ihren Briefen, z. B.: Ich lachte woll herzlich gestern abends in der Commedie, denn der Commediant, so der Vatter von Lucinde spilte (versprach sich einmal in seltsamster Weise). Briefe h. v. Holland 1 (1867), 218, also auch in dem Deutsch bei Hofe in Heidelberg.

burg Felix Dahn Gelegenheit nahm, aus dem Rechtsleben anzuführen, daß sich im ehelichen Güterrechte eine Art Einheit im Rheingebiete herausgebildet habe von oben bis unten, also in einem ganz wichtigen Stücke des häuslichen und Gemeindelebens.

Zu diesem Nominativ als Accusativ besteht aber auch das Gegenstück, der Accusativ als Nominativ, und zwar in demselben Bereiche: es ist dieselbe Erscheinung nur auf die andere Seite gewendet.

So im Niederländischen, wie dort in Würzburg De Vries aus Leiden ausführte und Heremans aus Gent für das Flämische bestätigte. Da ist in der lebenden Rede beim Masc. zwischen Nom. und Acc. Sing. kein Unterschied mehr, wie beim Fem., de man ist sowohl der M. als den M., denn auch bei dem noch geschriebenen den wird doch das -n, wie alle schließenden -n in unbetonten Silben nicht mehr gesprochen. Daß dahinter den als Nom. steht (wenn auch nicht ausschließlich), zeigt sich im 16. Jahrhundert, z. B. im Antwerpener Liederbuch; ein Mädchen erklärt:

mach mi den knaep niet werden . .
van rouwe (Schmerz) moet ik sterven.
Hofmanns horae belg. 11, 90;

als rechter Nom. ebenda vorher die knape;

d'antworde, die u den (der) koeckoeck gaf. S. 340.

Der nomenclator des Hadr. Junius Antw. 1577 erklärt z. B. S. 165^{b} alvus navis, alem. **der bauch im schiff**, belg. **den buyck van t'schip**. Im 17. Jahrh.:

De vogels, die de locht met vleugelen deursnijden,
Die liggen nu in rust (Ruhe) tot dat den dach komt aen.
Dan. Heinsii nederduytsche poemata Amsterd. 1618 p. 45;

Den aep eens guychelaers bedreef zeer vreemde dinghen
Met dansen in het perk u. s. w. Vondel 1, 577.

Und so noch im Flämischen, z. B. in dem Volksliede vom Zavelboom, der da von dem Mädchen gefragt wird, wovon er so grün sei:

den hemelschen dauw die valt er op my,
en daervan zyn ik zoo groene. Germania 14, 93,

also Acc. und Nom. dicht beisammen als Nom.

Das ſtimmt übrigens zum Gebrauch des Niederdeutſchen, bei dem doch franzöſiſcher Einfluß ganz ausgeſchloſſen bleibt. Auch weit im Oſten, z. B. in Meklenburg, ſ. Nerger, Gramm. des meklenb. Dial. S. 192, wonach z. B. für wer (altmeklenb. we) die reine Mundart jetzt wen ſagt. Belege aus Pommern gibt Höfer Germ. 18, 308, z. B. dat was hüt'n schönen dach, auch ältere bis ins 14. Jahrh., z. B. dat hie ênen gnêdich richter sî.

Um aber auf das Rheinland zurückzukommen, wie im Niederl., lebt der nominativiſche Accuſativ auch da, bis in die Schweiz hinauf. Für den Niederrhein iſt er ſchon früh aus dem 13. Jahrh. bezeugt:

dar an negilten (ſo l.) si den heilant,
den uns zu trôste wart gisant.
Wernher vom Niederrhein 11, 21.

Für den Mittelrhein ſelbſt aus dem 12. Jahrh. (das älteſte Zeugniß der ganzen Erſcheinung überhaupt, das ich zur Hand habe):

den helm hiez Venerant,
den der helt ûf bant. Rolandslied 117, 7;
dar zû gib ich dir zehen scar . .
sprach den chunc Paligan. 274, 11,

ſo in der Heidelberger Hſ., in der Straßburger beidemal ther (dafür auch thie, ſ. W. Grimm S. XX).

Gegenwärtig z. B. in Aachen; bei Müller und Weitz, Aach. Mundart S. 271 heißt es z. B.: (ſolche Dinge) weesz ich wie enen Öcher jong, wie irgend ein Aachener Kind. Ebenſo in Luxemburg, Ganglers Lexicon der Luxemb. Umgangsſprache, S. 107 gibt z. B. „desen, dieſer, dieſer hier", S. 101 dee, vor einem Vocal und vor d, h, t, z deen, derjenige, der wer, z. B. deen et lâng hoit, deè lesst et lâng hènken, wer lang hat, läßt lang hängen. Im 16. Jahrh.: und gepürt dem herren von zins- und schafgüter den zehenden pfennink. Hardt, Luxemb. Weisthümer 584. So für „er" daſelbſt jetzt en Gangler 251, wenn es betont wird, hien (d. i. ihn) S. 204, in Trier hän Frommanns Mundarten 5, 496. Ebenſo dann am Mittelrhein, denn in Darmſtadt ſagen dieſelben Kinder und Dienſtboten, die jenen Nominativ brauchen (z. B. wo ist mein stock? leih mir

einmal deiner) — eben auch z. B.: unsern vater, unsern herr ist wider gekommen, oder: den mann, wo gestern da war, ist wider da. Auch aus Oberhessen wurde das bezeugt.

Und im südlichsten Theile unsres Gebietes, in der Schweiz. Im 16. Jahrh. z. B.:

wie lang ich glept han, alt ich bin,
so sind die löuf nie selzner gsin . .
in unserm land muotwill und boch,
nyd, hasz, hoffart und groszen pracht.

Jac. Ruffs Etter Heini 2850,

in der andern Hs. in groszer berichtigt; s. auch V. 2223 vollen win, in B voller win, voll Weins.*) Gegenwärtig z. B. in Gotthelfs Sprachbereiche, im Emmenthale, ihn für er, wenn es Ton hat: Er wolle (sagte er) ins Blitzloch zum Bauer. „Seid Ihr ihn etwa selbst?" J. Gotthelfs Schriften 3, 93; Lisettes Herz pochte stürmisch: „Ist das ihn? ist das my Bäni?" frug dasselbe mit freudigem Bangen 10, 48. Dazu selbst ein Neutrum ihns, von Mädchen, z. B. oft in Uli dem Knecht. Dieß schweiz. ihn ist denn genau wie das trierische hän, das luxemb. hien (zu he, er), und — wie in England him für he in Volksrede, z. B. who is him? auch in gebildetem Englisch in himself (volksmäßig richtiger hisself); ebenso im Plur. them im Volksmund, z. B. them horses (osses), die Pferde da. Und nicht anders ist ja franz. moi neben je, man sieht, es ist da ein allgemeiner Zug in der Bewegung der Sprachen thätig.

Zum Begreifen der Sache ist das Wichtigste die Gleichzeitigkeit der beiden gegentheiligen Erscheinungen, die eben wie gesagt doch nur eine ist mit zwei Seiten. Man sieht daran recht das tastende Suchen des Sprachgefühls nach Befreiung aus dem Formenreichthum, der altüberliefert und uns schön dünkend doch dem rascheren Denken und Sprechen unbequem wurde. Die Bewegung in ihrer weitesten Entwickelung gehört dem europäischen

*) Weitere Belege aus dem 16. bis 18. Jahrh. gibt L. Tobler in Zachers Zeitschr. 4, 384 fg., in einem Aufsatze „über die scheinbare Verwechselung zwischen Nominativ und Accusativ", der viel Werthvolles beibringt; aber die Ausführung, die sich gegen meine Auffassung der Erscheinung richtet und bemüht ist, die Erscheinung bloß äußerlich, mechanisch zu erklären, kann doch gegen die Thatsachen nicht aufkommen.

Westen an, und wenn auch in Deutschland der Westen daran am entschiedensten Theil nimmt, so zeigt sich darin, daß das Rheinland der älteste Culturboden Deutschlands ist. Das kann wol zugleich eine tröstende Betrachtung für die Väter und Lehrer dort sein, die täglich Ärger darüber zu verschlucken haben.

Das vereinsamte Masculinum will durchaus auch auf den Fuß treten, auf dem seine Geschwister, das Neutrum und Femininum, schon lange stehen. Denn im Femininum und im ganzen Plural ist die Einheit, die man das Masculinum da suchen sieht, nicht nur in der Volkssprache, auch in der höheren längst hergestellt, während sie im Neutrum von Haus aus bestanden hat. Beim Femininum und dem Plural ist übrigens ein ähnlicher Zwiespalt zwischen dem Hochdeutsch und der Volksrede. Die letztere hat nämlich den Drang, da mit die auszukommen, außer für Nom. und Acc. es auch für den Dativ zu gewinnen (der Gen. ist ja da ohnehin im Eingehen), z. B. mit die leute kann ich nicht auskommen, bei die hitze kann ichs nicht aushalten. Dergleichen sagt man in Sachsen wie in Preußen und in Baiern und, glaub ich, auch in der Schweiz; für Frankfurt ist es merkwürdig genug bezeugt in Goethes Werther nach erster Fassung, im zweiten Theil in dem Briefe vom 15. Sept., wo von den umgehauenen Nußbäumen im Pfarrhofe die Rede ist: „Und die Erinnerung bis zu die guten Kerls von Pfarrers, die sie von (l. vor) so viel Jahren pflanzten!" Die Leiden des jungen Werther, Leipzig 1775 S. 149. Auch das hat übrigens seine Lücken und Ausnahmen; man braucht z. B. in Leipzig, vielleicht allgemeiner, dies die fast nur im Falle der Betonung, sonst heißt es meist bein leuten u. dgl., also wie vorhin hessisch uf'n tisch, aber uf dér tisch.

Den ganzen merkwürdigen Vorgang richtig zu beleuchten kann übrigens ein Blick in die Geschichte des Femininums dienen. Auch da sind ja von Haus aus Nom. und Acc. wohl unterschieden, z. B. beim Artikel noch mhd. diu und die. Der Unterschied kommt aber ins Schwanken seit der Zeit nach der Höhe des Mhd., der Acc. die hat mit Besitz vom Nom. ergriffen. In der Zeit des Schwankens aber erscheint der Nom. längere Zeit auch als Acc. gebraucht. Z. B.: getrageniu wât ich nie genam. Walth. 63, 3 in C (getragene in der etwas älteren Hs. B), also alem.;

bair. im 13. Jahrh.: daz ich oft und dick han gesmeckt gůt edeleu speis . . sůseu speis u. ſ. w. Beichtſpiegel in Mones Schauſp. d. M. 2, 113; daz wir ein ewigeu friuntschaft haben wellen mit dem hochgeborn fürsten u. ſ. w. Tirol. Urk. von 1324, Zeitſchr. f. Tirol u. Vorarlberg 3, 124; fränkiſch im 14. Jahrh.: in der zeit, da der kunig von Ungerne sein heiligeu tohter Elizabethen gemehelet dem lantgraven Ludowig.. Nonne von Engelthal 1, 14. So diu für die, z. B.: solde ih . . diu zît geleben. Carmina Burana p. 202; daz ich ime diu (maget) hân versagt. Iwein 4972 in zwei alten guten Hſſ.;

der spilman pfîfet ainen schal,
das es durch diu kuchi hal.

Laßbergs Liederſaal 3, 403.

Aus der Canzlei Kaiſer Ludwigs des Baiern: haben wir in (den Bürgern von München) diu genad getan, daz wir wellen u. ſ. w. Germania 9, 167; wir sullen auch dheinen brief geben für dhein gült, diu man in gelten sol (Zahlung, die man ihnen ſchuldig iſt), da man diu selben gült mit vrist (aufſchieben könne). Ebenda, Urk. v. J. 1315. Alſo wieder bairiſch wie alemanniſch, und auch niederrheiniſch, ja wol am früheſten, ſchon früh im 13. Jahrh., in den von W. Grimm in Haupts Zeitſchr. Bd. 10 herausgegebenen Marienliedern, ſ. ſeine Anm. zu 1, 2, S. 134, z. B.: enlâz mich dû nîdege zung nit rîzen. 1, 14, mit û für iu; (die Freude) dû dîn lîve sun in dîn herce gôz. 44, 8; daneben für den Nom. dû, aber auch die (und di). Alſo derſelbe Vorgang, wie beim Masc., nur daß er hier auf das Rheinland beſchränkt blieb.*)

An ſolchen grammatiſchen Dingen, die an ſich ſo klein und im Ganzen doch ſo wichtig ſind, läßt ſich aber beſonders deutlich ſehen, was unſer Hochdeutſch eigentlich iſt den Mundarten gegenüber: eine Schöpfung des Bewußtſeins, eine Kunſtſprache, die ſich dem unbewußten, bloß naturgeſetzlichen Zug und Strom des

*) Erwähnenswerth iſt da wol auch, wie das -iu eben in der letzten Zeit ſeines Lebens noch um ſich griff, auch in den Nom. Sing. von fem. Subſtantiven, z. B. diu haidiu. Minneſ. Frühl. 319, 5 in B, in einem elſäſſ. Weisthum 4, 92 âleibiu für âleibe Überbleibſel; vgl. H. Rückert zum Welſchen Gaſt S. 603.

Lebens entgegenstemmt, schon seit Jahrhunderten. Ganz so stemmte sich einst das Latein den Volksmundarten entgegen, vergeblich, wie man weiß. Unser Hochdeutsch wird geschichtlich jetzt etwa auf dem Punkte stehen, wo das Latein im dritten Jahrhundert n. Chr. stand. Aber es wird sich nie so vom Boden weg in die Luft drängen lassen zu einer bloßen Stuben- und Bücherſprache, wie es dem Latein geschah. Die Lebensbedingungen der Neuzeit sind hier wie in andern Beziehungen ganz andere als die des Alterthums waren.

Zur Geschichte des Sprachgefühls bei den Deutschen und Römern.*)

Es ist nicht lange her, daß die Ausdrücke und Begriffe Sprachgefühl oder Sprachbewußtsein in allgemeinen Gebrauch gekommen sind.**) Ich glaube aber, ihre Verwendung ist noch nicht so allgemein, als sie es verdienen; sie werden, richtig angewandt, erst den rechten Standpunkt geben für die Erkenntniß von allerlei sprachlichen Erscheinungen, ja des ganzen Sprachlebens überhaupt. Wir alle werden ja in unser Wissen von der Sprache eingeführt durch ein Verfahren, das alles Gewicht auf die sogenannten Regeln legt und das eben dadurch, bewußt oder unbewußt, eine Grundanschauung in uns niederlegt, wonach das Wesen der Sprache in der Summe der Regeln bestehe, wie sie in der Grammatik stehen; darüber geht uns aber gar zu leicht das Leben der Sprache verloren oder leidet doch darunter, das doch allein das Werthvolle daran ist. Dieser abstracten Behandlung der Sprache gegenüber macht sich allerdings von der Wissenschaft aus eine naturwissenschaftliche geltend, die die Sprache als

*) Zachers Zeitschrift f. deutsche Philologie 2, 253 ff. (1870), wesentlich nach einem auf der Philologenversammlung in Kiel 1869 (frei) gehaltenen Vortrag; hier mit Nachträgen.

**) Sprachgefühl braucht z. B. K. Lachmann in den Anm. zu den Nib. (1836) S. 261, wo an einem Punkte ein Blick in „das mittelhochdeutsche Sprachgefühl" geworfen wird. Vorher macht aber schon K. F. Becker Gebrauch davon und hat es vielleicht aufgebracht (falls ers nicht schon bei W. v. Humboldt vorfand), im Organism der Sprache (1827).

eine natürlich werdende zu erfassen bestrebt ist. Aber auch bei dieser Betrachtungsweise ist eine Gefahr, daß man das Werden und Leben der Sprache mehr auf die bloß körperlichen Naturbedingungen bauen will, als es der Wirklichkeit entspricht. Wenn diesen wirklich so viel Einfluß auf Ausbildung der Sprache zukäme, als man ihnen nun (1869) beimißt, so wäre gar nicht einzusehen, wie die endlose Verschiedenheit der Sprachen über die Erde hin hätte entstehen können, da im Bau des Mundes u. s. w. eine solche Verschiedenheit nicht entfernt vorliegt.*)

Zwischen diese beiden Betrachtungsweisen nun tritt der Begriff des Sprachgefühls vermittelnd und verbindend mitten hinein, im Sprachgefühl des einzelnen Menschen oder einer Zeit ist die einzige wirkliche Lebensquelle der Sprache, dorthin muß auch die Forschung vordringen, um die Sprache als lebendiges Ganze an ihrer Wurzel zu fassen. Das Sprachgefühl hat übrigens mehr als eine Gestalt. Es erhebt sich zum Theil aus sich selbst heraus zum Sprachbewußtsein, anderntheils bleibt es aber, und zwar zum größeren Theile im bloßen Sprachinstinct stecken, auch beim Gebildetsten; und wiederum spielen alle drei Formen vielfach in einander.

Es ist nun leicht und überaus anziehend, das Sprachgefühl seiner Zeit und seines Volkes in einer bestimmten Erscheinung an sich selbst zu beobachten. Hat man sich aber einigermaßen daran gewöhnt, so ist das hier Gelernte sofort brauchbar, um damit das Sprachgefühl anderer Zeiten des eigenen Volkes, ja anderer Völker aller Zeit bis auf einen gewissen Grad wiederzugewinnen. Eben das ist aber für die Sprachforschung die Aufgabe, wenn sie ältere Sprachen sich wieder lebendig machen will.

Es fragt sich, wie weit ist das mit Sicherheit möglich?

*) Physiologisch war das berückende Stichwort der Zeit, mit dem man endlich, wie in aller Forschung über Menschenwesen, so auch in der Sprachforschung den einen streng wissenschaftlichen Weg gefunden zu haben meinte. Ich habe an der Strömung, die mit einer Art Rausch die Geister ergriff, in ihrer Einseitigkeit nie Theil nehmen können, that vielmehr in der Stille dagegen was ich konnte. Ganz vorübergerauscht ist die Einseitigkeit auch heute noch nicht, ein merkwürdiges Denkmal aus der Zeit ihrer Höhe steht nun in wissenschaftlichen Grammatiken und erscheint auf den Kathedern, die Erklärung des Umlauts durch sog. Mouillirung, wovon wol ein andermal ordentlich.

Nun ich wollte eine kleine Anzahl Fälle vorführen, wo es, denk ich, mit aller Sicherheit möglich ist, in das Sprachbewußtsein unserer Vorfahren gleichsam hineinzublicken.

I.

Zunächst ein Punkt aus der Lautlehre der gesprochenen Sprache. Bei den Süddeutschen herrscht im Sprechen das Gesetz, daß jedes t oder d, das mit einer muta anderer Gattung oder einem m zusammenstößt, von diesen beeinflußt wird, so daß es sich ihnen anbequemt oder völlig angleicht. Das geschieht sowol innerhalb eines Wortes als auch zwischen verschiedenen Worten, also im Satze. Auch der Gebildete sagt dort nicht anders als z. B. gob-bewahre für Gott bewahre, gug-gschlafen? für gut geschlafen? es stang-gestern in der zeitung für es stand*); ebenso stap-mauer für Stadtmauer, lang-gut für Landgut, lang-gricht für Landgericht, natürlich auch in Namen, wie Bobmer für Bodmer (so in Zürich), Stug-gert für Stuttgart u. s. w., das Gesetz greift dort tief umgestaltend in die lebendige Sprache ein, während die mitteldeutsche und norddeutsche Rede gegenwärtig in solcher Ausdehnung wenigstens nichts davon weiß, weder in den Mundarten noch im Hochdeutschen. Denn die wenigen Fälle, wo jene Angleichung auch hochdeutsch auftritt innerhalb einzelner Wörter, wie wimper aus mhd. wintbrâ, himbeere aus mhd. hintber, Leupold aus Leutbold, Ruprecht aus Ruatbreht, empfangen aus älterem entfangen, empfinden aus entfinden, empfehlen aus entfehlen — sind solche, wo die Angleichung längst fest geworden, nicht mehr fließend ist, und dem Bewußtsein als solche längst verloren.**) Zwischen verschiedenen Worten aber ist die Erscheinung in mittel- und norddeutscher Rede ganz unbekannt.***)

*) In der Anrufung der Maria oder der Heiligen hört man bip-für uns, bitt für uns, bei Schmeller, die Mundarten Bayerns S. 172 bepfer ens.

**) Niemand denkt jetzt daran, es z. B. bei entfernen ebenso zu machen und empfernen auszusprechen, wie man süddeutsch thut; so hörte ich dort buntfärbig in gebildetem Munde bumpfärbig ausgesprochen. S. übrigens auch im Grimmschen Wb. epper, hampfel, die beide auch noch mitteldeutsch sind.

***) Doch ein schließendes -n hat auch in Sachsen z. B. dasselbe Schicksal, daß es im Sprechen vor einem folgenden m oder b oder p zu m wird.

Uns geht aber hier eben das Bewußtsein von der Sache an. Ob die Süddeutschen sich des Gesetzes bewußt sind, das täglich, stündlich in ihrem Munde hundertfältig wirksam ist? Dann müßten ja in der Schule die Lehrer davon sprechen, d. h. sie müßten es eifrig bekämpfen als Barbarei, so brächte es der Schulstandpunkt des Jahrhunderts mit sich. Dann müßten Philologen und Sprachforscher auf dem Katheder (und in Büchern) wissenschaftlichen Gebrauch machen von der überaus interessanten Erscheinung, die sie täglich umspült und Erscheinungen in fremden Sprachen begreiflich machen hilft, wie im Griechischen, im Altindischen. Aber ich habe von dem allen nie ein Wort gehört oder gelesen, auch nicht, daß ein süddeutscher Fachgenoß die Sache erwähnt hätte. Ja bei Schmeller, dem feinhörigen, finde ich in seiner bairischen Grammatik von dem Gesetze nichts erwähnt, so daß ich mich, um selbst noch daran zu glauben, an Rud. v. Raumers zustimmendes Kopfnicken in Meißen erinnern muß, als ich die Sache dort 1863 zu andern Zwecken zur Sprache brachte (vgl. Germ. 9, 132), und an die Fülle der aus dem Leben gesammelten Beispiele, die mir jetzt zu Gebote stehn. Schmeller gibt auch in den beigegebenen Mundartproben die Angleichung nicht an, z. B. S. 488 hâut frei gsagt, nicht hâup frei gsagt, wie gesprochen wird, S. 560 hâut grad, nicht haug-grad. Die Erscheinung muß ihm also, auch an seinem eigenen Sprechen, nicht so weit zum Bewußtsein gekommen sein, daß er seine Beobachtung darauf gerichtet hätte.*) Freilich, das Gesetz erscheint nur im Fluß der Rede, sobald man die Worte gesondert spricht oder denkt, ist es verschwunden wie ein Hauch. In der Grammatik erwähnt Schmeller wol Erscheinungen, die unter dasselbe Gesetz fallen, wie § 675 er gipp für gibt, er sagk für sagt, glepp für gelebt, takk für takt, wo das Gesetz rückwärts wirkt**); und vom vocallosen Artikel § 449 z. B., daß d'bueben

*) Daß ich damit nicht ein gar zu großes Räthsel aufzuwerfen scheine, sei doch erwähnt, daß meine Landsleute von der S. 90 in der Anm. erwähnten entsprechenden Behandlung eines -n, die sie selbst üben, doch durchaus kein Bewußtsein haben. Der Fall ist im höchsten Grade lehrreich für die Frage, wie und wo das Bewußtsein entsteht oder ausbleibt.

**) In der deutschen Theologie des Berthold vom Chiemsee aus dem 16. Jahrh. (Neudruck von Reithmeier, München 1852), wo die bairische

zu 'bueben wird, d'gans zu 'gans; er fügt da eine Beschreibung der Aussprache bei, die deutlich die Verschlingung des d' im b und g erkennen läßt, thut aber der Verschlingung selbst oder der Angleichung keine Erwähnung (wie doch in einem andern Falle § 670).*)

Also man ist sich gegenwärtig in Süddeutschland dieses Sprachgesetzes, das man ausübt, nicht bewußt.**) Aber im Mittelalter und länger war man sich der Sache bewußt. Diese Überzeugung kam mir aus folgenden Erscheinungen, die nur dadurch begreiflich werden; sie bringen zugleich in Kürze den Beweis bei, daß das Gesetz schon damals in Wirksamkeit war. Die Lamprete, mittellat. lampreta, hieß ahd. lampreta, lampreda; aber auch lantprida (Graff 2, 241, Haupts Zeitschr. 3, 474[b]), das ich nur so zu verstehen weiß: wer so schrieb oder sprach, dem war das gewöhnliche -mpr- in lampreda verdächtig, ob nicht Angleichung darin stäke, und er zog vor, die herrschende Form zurück zu übersetzen in jenes lantprida, das nun zugleich mehr deutsch oder deutlich klang. Das p erscheint aber auch hochdeutsch verschoben, lamphrida, lamphrit, und richtig steht daneben wieder lantfrit, lantfrida (Graff 2, 242, Haupt 9, 393), mhd. lantfrit (Sumerl. 38, 73). Es gab einen Mannsnamen Lantvrid (ahd. z. B. in den von Dronke herausg. trad. Fuld.), der wurde aber im Sprechen unfehlbar zu Lampfrit, und so war denn auch lamphrit vom Fische verdächtig, ob es nicht bloß die Sprechform wäre, im Schreiben zu berichtigen.

Mundart in schönster Freiheit auch in der Schrift des Bischofs waltet, ist z. B. haup die herrschende Form, z. B. S. 122. 293. 491 neben haubt 181.

*) Dieselbe Behandlung des d' als Artikel ist im Alemannischen herrschend, ich habe sie im Bregenzerwalde Wochen lang gehört. Schon im 16. Jahrh. z. B. bei Th. Platter, wie S. 31 (Basel 1840) do ich über brug gieng, dah. über d'brugg, S. 76 das in gycht anstieszen, d. i. d'gicht, die Krämpfe. Und schon im 14. Jahrh. z. B. in Laßbergs Liedersaal:

do kam im ain ander man,
der slůg im beckelhuben hin dan. 2, 475,

d. i. d'beckelhuben, die Pickelhaube.

**) Zur Berichtigung dieser Behauptung verwies Keller in Zachers Zeitschr. 3, 316 auf Moritz Rapps Versuch einer Physiologie der Sprache, Stuttg. 1836, 1, 131 ff., wo die Sache besprochen wird. Aber wenn sie ein Forscher, wie Rapp, gesehen hat, beweist das nichts für das allgemeine Bewußtsein, um das es sich hier handelt.

Schon hieraus allein ergibt sich, was wir hier brauchen: 1) man war sich jener Angleichung, die sich im Munde vollzog, wol bewußt; 2) man war bestrebt, sie in die Schrift nicht übergehen zu lassen; 3) um darin sicher zu gehen, übertrieb man in zweifelhaften Fällen lieber die fortwährend zu übende Rückübersetzung.*)

Schon im 8. Jahrhundert muß dies der Stand der Dinge gewesen sein, davon zeugt die Form artpeitsam im sog. vocab. Keronis (Hattemer I, 164ª) statt arpeitsam; das p muß dem Schreibenden verdächtig gewesen sein, ob nicht ein t noch darin stäke, und artpeit, wie man gewiß auch schrieb, lehnte sich so trefflich an art Ackern, Pflügen an, wie ja das ar- in arpeit gleichfalls wahrscheinlich zu demselben Stamme (arjan, arare) gehört.

Aus dem 14. Jahrh. findet sich z. B. in dem Eisenacher Rechtsbuche in Ortloffs Rechtsquellen 1, 661 auf einer Seite wippild und witpild für Weichbild. Das erstere, ebenda oft vorkommend, ist die angeglichene Form, die wahrscheinlich im Sprechen die herrschende war; wîtpild aber begreift sich nur als falsche Rückübersetzung, wobei man an die Weite des Stadtgebietes denken konnte. Jenes wîppilde geht freilich auf wîchbilde zurück, genauer auf wîcbilde in niederd. Formgebung; aber eben dieses wîcbilde mußte ganz vergessen sein, daß man in wîppilde ein verschlungenes t vermuthen konnte.

Aber eben das kommt oft vor, daß man ein t fälschlich so versteckt annahm und wiederherstellte, ein Beweis weiter, wie allgemein das Angleichen des t oder d war, während es bei g und k seltner und nur im Innern eines Wortes vorkommt. So erscheint für mhd. Lamparten, die Lombardei, zwar auch richtig noch Lancparten z. B. Eneit 226, 25, aber auch Lantparten Germ. 12, 74. Der galgbrunn, Ziehbrunnen (s. in Grimms Wb.), angeglichen galprunn (p aus gb, weil das g ins b gleichsam

*) Ein ähnliches Irreführen des Sprachgefühls durch halbes oder falsches Bewußtsein, das doch bestrebt ist das Richtige festzuhalten, ist vielfach in unsern Mundarten thätig, und nicht nur da; es wäre ein großes Capitel für sich (vgl. in Grimms Wb. 4, 1597). So wenn in Bayern die Deichsel auch eichsel heißt (Schmeller bayr. Gramm. § 450), weil man das d in deichsel auch einmal für den verschlungenen Artikel ansieht.

verdickend eingegangen ist), kommt auch falsch rückgebildet vor als galtbrunn; der guggouch, Kukuk, auch als gutgouch Mones Anz. 3, 50, das gûllicht (s. gaulicht in Grimms Wb.) auch als gutlicht, ja die garküche auch als gartküche, also in Fällen, wo an eine versteckte Angleichung gar nicht zu denken war. Man kann aber da mit Achtung auf die Gewissenhaftigkeit des alten Sprachbewußtseins sehen lernen.

Im 15. Jahrh. bietet sich ein spaßhaftes Beispiel in einem Briefe des Königs Ruprecht v. J. 1407. Er meldet der Königin von Dänemark den bevorstehenden Besuch seines Sohnes: und habent dem vorgenanten unserm sone geraten, gein Handborg zu und fürbaz über see gein Dennemarke zu faren (Janssen, Frankfurts Reichscorresp. 1, 797). Also Hamburg hieß in Oberdeutschland auch Handburg, d. h. man traute dem -mb- im eigenen Munde nicht; Handburg hätte ja im Munde unfehlbar zu Hamburg (genauer Hampurg, wie Warpurg für Wartburg) werden müssen, und bei hand ließ sich an Handel denken. Um 1500 wußte oder fühlte man noch, daß in dem p von Ruprecht ein altes t steckt: Ruetbrecht steht z. B. im Wilwolt von Schaumburg S. 200.

Endlich ein paar Fälle zum Beleg, daß die Sache auch für Kritik nicht ohne Nutzen sein kann. In Weinholds deutschen Monatsnamen S. 52 sind für den Februar zwei schweizerische Namen redmonet und rebmonet aufgeführt und als verschiedene angesetzt: aber ich glaube, beide sind eins, denn redmonet mußte auch zu rebmonet werden, wie Bodmer zu Bobmer wird im Munde des Schweizers. — In einem Liede Heinrichs von Morungen (Minnes. Frühl. 127, 34) ist eine kranke Stelle:

Ez ist site der nahtegale,
swan si ir liet volendet, sô geswîget sie.
dur daz volge ab ich der swale,
diu liez durch liebe noch durch leide ir singen nie.

Der Gedanke der Strophe ist sicher: trotzdem daß sich meine Hoffnungen endlich als eitel erweisen, will ich doch weiter singen, wills machen wie die Schwalbe, die singt durch den ganzen Sommer, so lange sie da ist, nicht, was nach herkömmlichem Vergleiche für den Minnesinger passender wäre, wie die Nachtigall,

die aufhört mit Singen, wenn sie — ihr Lied? vollendet hat — das geht doch nicht, denn das thut die Schwalbe auch, und der Gedanke ist an sich nichtssagend bis ins Alberne oder unmöglich. Die beiden Handschriften haben freilich so, und Lachmann, Haupt, wie schon v. d. Hagen behielten es bei. Bodmer und Bartsch (deutsche Liederdichter S. 31) änderten in leit. Aber die Nachtigall hört auf mit Singen um Johannis, d. h. bei vollendeter Brutzeit; das Volk sagt, sie singe nur so lange sie liebe, und man sagte nach unserer Stelle schon damals so.*) Ihr Singen geht zu Ende mit ihrem Liebesglück, ihrer Minnefreude, ihrem liep; liep n. und liebe f. decken sich, wie leit n. und leide f.**) Wie man aber das treffende liep in das unnütze liet verderben konnte? Ja, liet volendet wurde im Fluß der Rede auch zu liep volendet***) (ob man auch so sang?), und so wurde einem

*) Auch bei Nemnich Polygl. III, 614: „ihr Gesang dauert bis die Jungen ihr Nest verlassen wollen, alsdann hat sie sich in der Liebe erschöpft" — er meinte das physiologisch, man lese das Weitere nach. Zacher erinnert mich an Schillers Worte, die er die Thekla als Geisterstimme sagen läßt:

Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur so lang sie liebten, waren sie.

**) Wenn man, entgegen meiner Auffassung, noch neuerdings eingewendet hat, liep n. für Liebe sei nicht belegt, so möcht ich solcher gewissenhaften — Engherzigkeit nur erwidern: es ist eben in dieser Stelle belegt durch den Gedanken, der mit innerer Nothwendigkeit deutlich abläuft wie selten. Aber es liegt auch offenkundig vor:

Nît den wil ich iemer gerne lîden,
frowe, dâ solt du mir helfen zuo,
daz si mich von schulden müezen nîden,
sô daz mîn liep in herzeleide tuo. Walther 63, 17,

mîn liep, mein Liebesglück, ebenso gegen leide, wie oben und im Folg.;

maneger trûret, dem doch liep geschiht,
ich hân ab iemer hôhen muot
und enhabe doch herzeliebes niht.
daz ist mir lîhte alsô guot:
herzeliebes, swaz ich des noch ie gesach,
dâ was herzeleide bî. 41, 29 ff.

***) In süddeutschem Munde wird z. B. er hat nit viel unfehlbar zu er hat nip viel, er hat vollauf zu er hap vollauf.

gewissenhaften Schreiber dies p verdächtig, er gieng sich mit liet sicherer; es ist echte Correctorenart, gewissenhaft im Äußern, und verliert darüber leicht das Innere.

Aber — wenn es erwiesen ist, daß man sich in der Vorzeit dieses Lautgesetzes im eigenen Munde bewußt war, wo ist das Bewußtsein hingekommen? was ist schuld an diesem Verfall des Sprachbewußtseins? Eben das, worauf unser Jahrhundert gern so stolz ist, was nach amtlicher und allgemeiner Ansicht der Sprache und Volksbildung endlich gründlich aufhilft: die Schule, und wie man da die Sprache betreibt. Unser Deutsch ist aus einer lebendigen Sprechsprache eine halbtodte Büchersprache geworden; wir haben es nicht mehr im Ohre, sondern im Auge; wenn wir uns ein Wort vorstellen, tritt es nicht mehr als ein klingendes in unser Bewußtsein, sondern als ein geschriebenes oder gedrucktes. Wer in der Vorzeit schrieb, der schrieb die Klänge ab, die ihm im Ohre lagen; wir aber schreiben wie aus einem Buche schwarze Zeichen ab, die uns vor der Stirne schweben — ein gewaltiger Unterschied! Das muß wieder anders werden, es fragt sich nur, wie bald oder wie spät.

Ein zähes Leben hat übrigens jenes Bewußtsein gehabt. Noch im 17. Jahrh. schreiben Schriftsteller, z. B. Logau entfinden, entfangen, seine Zeit war sich also des ent- in empfangen (eigentlich „entgegennehmen"), empfinden noch bewußt; die über die Sprache nachdachten, wie man damals eifrig that, bemühten sich wahrscheinlich es fest zu halten, bis die Aussprache siegte. Schriftsteller, die zwischen empfangen und entfangen schwanken, folgten wol einmal der Aussprache, einmal dem etymologischen Bewußtsein. Was aber überaus merkwürdig ist, noch heutzutage hört man z. B. in Sachsen und Thüringen entfinden und entfehlen (ich entfehle mich Ihnen), bei halbgebildeten Leuten, wenn sie sich recht hochdeutsch halten wollen; also was sie nie anders lesen als in der Form empfehlen, das halten sie selbst doch in der alten echten Form fest, trotz aller Schule! Da ist von dem ursprünglichen rechten, in und auf sich selbst beruhenden festen Bewußtsein noch ein Restchen übrig in Form von Instinct, das mir, ich gestehe es, geradezu ein Gegenstand des Staunens ist. Auch in Süddeutschland ist das Bewußtsein der Angleichung beim Volke sicher noch nicht erstorben, es muß um so lebendiger

sein, je weiter sich die Bildungsschicht von der Bücherbildung entfernt; in Bauernkreisen, im Bregenzerwald, habe ich das selbst erfahren.

II.

Eine wichtige und oft schwierige Arbeit hatte das Sprachgefühl unserer Vorfahren in dem Verkehr verschiedener Stämme unter einander, als es noch kein vermittelndes Hochdeutsch gab. Die Hochdeutschen und die Niederdeutschen brauchten dazu eine Bekanntschaft mit den Lautgesetzen der andern Sprachmasse — sie hatten die aber auch, wie sich erweisen läßt, obwol keine Schule sie ihnen mittheilte, nur der Drang des Verkehrs und das bewußte oder unbewußte Üben des eigenen Sprachgefühls.

In ahd. Zeit findet sich z. B. das niederd. Mekelenborch verhochdeutscht als Michilinburg bei Adamus Bremensis (Förstemann II, 1026). In mhd. Zeit wird Holstein, das eine wunderliche Entstellung von nd. Holtsêten ist, süddeutsch richtig übersetzt in Holzsæzen, in der Gudrun 1374, 3. 1415, 2; also hoch oben in den Alpenländern, woher das Gedicht wahrscheinlich stammt, ward das nd. Holtsêten, d. i. Waldsäßen, richtig verstanden und einfach hochdeutsch gemacht.*) Im 16. Jahrh. wird Oldenburg von Hochdeutschen Altenburg genannt, wie in mhd. Zeit, Frauenlob z. B. (Sprüche 133) preist einen Grafen Otte von Altenburc. Noch im 17. Jahrh. heißt ein natürlicher Sohn des „letzten Grafen von Oldenburg" Anton von Altenburg, Besitzer der Grafschaften Varel und Kniphausen.

Bei Gelegenheit der verhängnißvollen Schlacht bei Sievershausen, wie wir den Ort halb nd. nennen, hieß er in hochd. Liedern übersetzt **Seyfartshausen** (Soltau hist. Volksl. 2, 272), ja völlig ins ursprüngliche Hd. zurückübersetzt **Sigfridshausen** (Liliencron hist. Volksl. 4, 603). Ich gestehe, daß ich da wieder staune vor der Leistung des alten Sprachgefühls, da gegenwärtig niemand aus sich weiß, daß in **Seyfert** u. dgl. **Sigfrid** enthalten ist.

*) Auffallend ist dabei Heinrich von Gebechenstein bei dem süddeutschen Spervogel 25, 22, der offenbar selbst als fahrender Sänger auf Giebichenstein geweilt hatte und es doch nicht hd. gestaltet, so geläufig der Heldenname Gibiche jedermann war.

Ein durchreisender Schwabe, Breuning von Buchenbach, am Ende des 16. Jahrh.*) übersetzt sich die nd. Ortsnamen. Er geht auch nach **Mölln** in Lauenburg, Eulenspiegels wegen, übersetzt es aber hd.: **Mülen**, ein Stättlin, alda der Eulenspiegel begraben (S. 65); jetzt denkt bei Mölln niemand mehr an Mühlen. So übersetzt er sich ebenda **Oldesloe** in **Altisloe**, S. 64 heißt Helgoland (dat hillige land) bei ihm nur **das heilige Land**, und es fällt ihm nicht ein, etwa die landesübliche nd. Form, die er gehört hat, wenigstens dazu zu setzen. Auch **Helmstedt** macht er S. 65 zu einem hochdeutschen **Helmstatt** (wie bei Würzburg eins liegt, das ihm gewiß bekannt war); überträgt er sich doch englische Namen ruhig in hochdeutschen Klang, z. B. einen hohen Herrn Spelman, mit dem er in England zu thun hatte, nennt er S. 46 und öfter **Spielman**.**) Auch in mitteldeutschen Lautgesetzen ist er einigermaßen bewandert; denn Naumburg in Thüringen nennt er S. 80 oberdeutsch übersetzt **Newenburg**, daneben S. 66 auch **Nawenburg**, d. h. er fügt sich einmal der Landesart, einmal nicht. Der Schweizer Thomas Platter, der im Anfang des 16. Jahrh. als fahrender Schüler durch Naumburg kam, übersetzt den Namen richtig ins Alemannische: **zur Nümburg** bliben wir etlich Wuchen (S. 19 in Fechters Ausg. seiner Lebensbeschreibung); auch **zu der Nümburg** S. 18; der Artikel namentlich zeigt, daß ihm und seiner Zeit der Name noch ganz durchsichtig war, auch in dem **burg** als Stadt, was doch damals außer solchen Namen längst nicht mehr bestand, während wir die Vorstellung doch für **Bürger** noch nöthig hätten. Der Hesse W. Kirchhoff im Wendunmuth 1, 466 (16. Jahrh.) schreibt **zur Nanmburg**, bei Luther 8, 5ª fg. steht **zur Neumburg**, den Oberdeutschen zu Gefallen, nd. aber im 16. Jahrh. **to der Nuwenborch** (Neue Mitth. des thür.-sächs. Vereins u. s. w. 11, 479).

---

*) Hans Jakob Br. v. B., Relation über seine Sendung nach England im Jahre 1595, 81. Bd. der Bibl. des literar. Vereins in Stuttgart.

) So erscheint im 14. Jahrh. das engl. Harlestone hochdeutsch als **Harlestein (Königshofen elsäss. Chron. 680, 13 u. Anm.). Nannte sich doch noch im 17. Jahrh. ein Engländer selber auf deutschem Boden in deutscher Übersetzung, der Schauspieler Breadstreet nennt sich **Breitstraß**, so hat er sich am 24. März 1606 in das Stammbuch eines deutschen Freundes eingeschrieben (Cohn, Shakespeare in Germany S. XXXV).

Die rein nd. Form ist freilich **Nienburg**, wie an der Weser eins liegt (vgl. Nienstedten in Holstein); das nennt aber Wallenstein **Neuburg**, ohne eine Verwechselung mit dem an der Donau zu besorgen (fontes rerum austr. IV, 16, 299).

Daß in diesem **naum-** oder **naun-**, in mitteld. Landen so häufig (**Naundorf**, **Naunhof** u. a.), **neu** in der Dativform **neuen** steckt, das weiß und fühlt jetzt aus sich selbst niemand mehr auch in mitteld. Landen, die Bauern ausgenommen, die da noch **naue** für **neu** brauchen. Und noch im 16. Jahrh. fühlten und wußten es durchreisende Schwaben und Schweizer! Wie standen sich da die verschiedenen deutschen Sprachen noch nahe im Bewußtsein der Redenden; Oberdeutsch und Niederdeutsch und Mitteldeutsch waren eine Sprache, nur mit verschiedener Färbung, wie **Naumburg** und **Nümburg**, **Neuenburg** und **Nienburg** ein und dasselbe Ding, nur in verschiedenem Lichte gesehen. Der Oberdeutsche, der **Naumburg** zu **Neuenburg** machte, glaubte gewiß gar nichts daran zu ändern, und der Thüringer, der das hörte, fand es gewiß ganz in der Ordnung. Wie verknöchert und erstorben erscheint dagegen unser heutiges Stammessprachgefühl, ganz besonders in Bezug auf Namen. Wir begreifen z. B. nicht (wol aber der Süddeutsche), wie man es früher nöthig finden konnte, **Schwäbisch Hall** und **Halle in Sachsen** durch diese Zusätze von einander zu unterscheiden.*) Wir stutzen, wenn wir den Hans Sachs im 17. Jahrh. von Norddeutschen **Sachse** genannt finden!

Aber auch darin steht noch das 18. Jahrh. der Vorzeit näher als man denkt. Bei Leipzig liegt ein Dorf Zweinaundorf, das **naun** darin ist jetzt dem Leipziger ein Räthsel; aber im Jahre 1749 theilte ein Leipziger Jurist, Klingner, in seinen Sammlungen zum Dorf- und Baurenrechte 1, 491 „Dorfgebräuche von **Zweinauendorf**" mit. Dies **e** schon verräth, daß ihm und seiner Zeit der Name noch klar war; im Register (unter Bier) nennt er es aber förmlich **Zweyneuendorf**. Er wechselte also arglos zwischen der mundartlichen Form und der hochdeutschen, und uns erscheint dies bloße Wechseln leicht als barbarisch, für einen Juristen sicher ganz unverantwortlich!

*) Thomas Platter kommt im 16. Jahrh. auch durch **Hall in Saxen**.

III.

Weit wichtiger aber ist die Erforschung des syntaktischen Sprachgefühls. Das Vorige spielte ja nur an der Schale des Sprachlebens, hier aber kommen wir in seinen Kern hinein, der zugleich mit dem Kern des Seelenlebens selbst zusammenfällt. Was für die Erkenntniß der Geschichte des Sprachgefühls hier gewonnen wird, ist zugleich ein Gewinn für das Verständniß der Entwickelung des Empfindens und Denkens der Vorzeit, das auch in uns noch nachwirkt. Auch davon ein paar Proben, aus einem der leichtesten Capitel, vom Gebrauch der Casus.

Dietmar von Aist singt in seinem Falkenliede:

Ez stuont ein frowe alleine
und warte uber heide
und warte ir liebe.
so gesach si valken fliegen:
sô wol dir valke daz du bist!
du fliugest swar dir lieb ist u. s. w.

Da ist valke zunächst Vocativ, das ist sicher; aber es ist dem Gedanken nach auch zu daz du bist nöthig: wohl dir, Falke, daß du ein Falke bist! Allerdings könnte daz auch Relativum (was) sein: wohl dir, Falke, der du bist! Aber auch im zweiten Falle kommt uns bei dem „der" das valke nicht mehr als Vocativ vor, wir fühlen es rückwärts als Nominativ. Kurz, es liegt ein sogenanntes ἀπὸ κοινοῦ vor, aber in kühnerer Fassung als gewöhnlich, d. h. so daß die eine Form für das Gefühl in zweifacher Weise verwendet ist, als zwei verschiedene Casus.*)

So erscheinen Nom. und Acc. in einer Form, z. B.:

dô riten allenthalben die wege durch daz lant
der drîer künege mâge hete man besant. Nib. 528 A,
die hete BCD.

er het bî Ôsterlande
ein hûs an Ungermarke stât Klage 1113 A (anders BCD).
ich klage den schœnen jungen
Vivîanz ze vorderst muoz

*) Eine reiche Sammlung von mhd. Beispielen und Äußerungen über den stilistischen Werth der Erscheinung bei Haupt zu Erec S. 391 ff., vom J. 1871, mein Aufsatz v. J. 1869 ist unabhängig davon.

mînen siuftebæren gruoz
immer für daz lachen hân. Wolfram Willeh. 253, 25.
heiz Hôranden bringen: dem ist wol erkant
alle site Hagenen hât er wol gesehen. Gudrun 214.

So noch im 16. Jahrh.:

als er hernach umbfienge mich,
daucht mich, ein sanfter Wind durchschlich
mein Herz in Liebe ward verwund.
H. Sachs III, 2, 146° (1588);
ein sehr grausamer Donnerstral
zündt an die Schiff hochglastig brunnen. ders. 5, 281ᵈ.

Einen besonders merkwürdigen Fall wies H. Rückert zu Thomasin S. 608 nach, wo Acc. und Dativ in einem Worte verflieszen:

sie santen boten an der stunt
zû Rîge und lîzen verstân
dem marschalc wart ez kunt getân u. s. w.
Livl. Reimchr. 9208;

das war dadurch möglich, daß das den, welches lîzen verstân verlangte, vor dem m von marschalc im Munde ohnehin auch zu dem wurde; man mache nur die Probe und lese sich den marschalc unbefangen vor, wenn man an sich selber noch das m statt n hören will. Die Schriftsteller von damals aber schrieben mehr hörend, als logisch und grammatisch rechnend.

Ähnlich ist, aber schon in Verwilderung übertretend, im 14. Jahrh. ein Fall, den Steinmeyer im sog. Lorengel 28, 7 bemerkt hat (Haupts Zeitschr. 15, 186, s. auch S. 228):

her Parzefal der edel hiesz si stille stan . .
'man sol uns vor ein ampt vollbring ein prister in dem sale',

d. h. vollbring zugleich als Inf. mit verschluckter oder in dem -ng untergegangener Endung und als Conj. Das geht nun freilich ins Rohe über. Und doch liegt wol bei Wolfram ein ähnlicher, eigentlich noch gewagterer Fall vor, in der bekannten Stelle des Parzival 121, 7 ff.:

ein prîs, den wir Beier tragen,
den muoz ich von Wâleisen sagen,
die sint tœrscher denne beiersch her

und doch bî manlîcher wer.
swer in den zwein landen wirt,
gefüege ein wunder an im birt.

So Lachmann nach der besten Hs.; seine Auffassung s. in der Anm. zu Iwein 860 (Bartsch bringt eine ganz abweichende). Aber danach verlangt der Gedanke mit Nothwendigkeit: wer in den beiden Landen gefüege geboren wird, und so vermuthete schon Benecke (mhd. Wb. 1, 137[b], es ist doch wol von ihm): „vielleicht gilt gevuoge doppelt: swer .. gevüege wirt, gevuoge ein wunder an im birt", genauer swer .. wirt gevüege ein wunder u. s. w. Der Umlaut steht dieser Auffassung nicht im Wege, denn entweder ist es der Fall, wo der Umlaut der Zeit noch gleichgültig war und schwankend, oder gevüege als Subst. ist selbst möglich (s. Lachm. a. a. O.). Freilich ist das aufs äußerste gewagt, aber so oft ich auch die Stelle bedacht und wie in sich belauscht habe, immer wird über alle Bedenken die Nothwendigkeit des doppelten gevuoge oder gevüege Herr.*)

Im 17. 18. Jahrh. ist mir die Erscheinung nicht vorgekommen, die bewußte Behandlung der Sprache wurde da zu überwiegend. Aber bei Goethe ist sie zu beobachten, der ja gewohnt war, seinen Gedanken ohne strenge grammatische Wache ihren Lauf zu lassen. Ein syntaktisches ἀπὸ κοινοῦ liegt z. B. vor in dem Gedichte „dem Schicksal" v. J. 1776 (an Lavater S. 158, Junger G. 3, 143):

Was weiß ich was mir hier gefällt
In dieser engen kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält —

so ohne alle Kommata in der Handschrift; die zweite Zeile ist für den Gedanken doppelt nöthig. Und auch die gewagtere Art fehlt nicht. In folg., im Gesang der Geister am Ende des Auftritts, wo Faust und Mephistopheles sich zuerst begegnen, ist sich für den Gedanken doppelt nöthig, und zwar als Dat. und Acc.:

*) Bei Wolfram sind gewöhnliche Wendungen ἀπὸ κοινοῦ häufig, während Hartmann sich ihrer enthält (wie Conrad von Würzburg, s. Haupt zu Engelh. S. 237), wenn nicht im Iwein 3951 doch ein ihm entschlüpftes vorliegt, wie mir scheint. Ein besonders deutlicher Beweis, daß Hartmann ein bewußter Stilist war, wie Conrad eben auch, Wolfram aber im Kreise des Volksmäßigen blieb.

Decken die Laube,
Wo sich fürs Leben . .
Liebende geben.

Noch niemand scheint doch daran Anstoß genommen zu haben, auch nicht an dem Titel von Schillers Antrittsvorlesung: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalhistorie?" — ja das wird wol niemand ändern können, ohne ins pedantisch Schleppende zu verfallen.

Es findet sich aber schon bei Griechen und Römern, bei den besten Schriftstellern, womit glücklich derselbe Gebrauch bei unsern alten Dichtern vor jedem Schein von Barbarei gesichert ist. Z. B. bei Äschylus *ἑπτὰ ἐπὶ Θήβας* v. 200 sagt Eteokles zum Chor von der Betheiligung der Schwestern an der politischen Streitfrage:

μέλει γὰρ ἀνδρὶ, μὴ γυνὴ βουλευέτω
τἄξωθεν· ἔνδον δ'οὖσα μὴ βλάβην τίθει;

τὰ ἔξωθεν ist doppelt nöthig, zu *μέλει* und zu *βουλευέτω*, aber zu jenem als Subject, zu diesem als Object, also ein Wort zugleich als Nom. und Acc. gebraucht. So schon bei Homer, *ὀστέα* ist im folg. erst Nom., dann zugleich Acc.:

ἀνέρος, οὗ δή που λεύκ' ὀστέα πύθεται ὄμβρῳ,
κείμεν' ἐπ' ἠπείρου, ἢ εἰν ἁλὶ κῦμα κυλίνδει. Od. 1, 161.

Ein lateinischer Fall gleicher Art bei Cäsar bell. gall. VI, 13; es ist von denen die Rede, die von den Druiden mit dem Banne belegt sind: neque his petentibus jus redditur, d. h. petentibus jus — jus non redditur, oder cum petunt jus, iis jus non redditur, oder um es nicht grammatisch, sondern, wenn ich so sagen kann, geschichtlich aufzufassen: in dem Augenblicke, da Cäsar petentibus schrieb, fühlte er jus als Object dazu, in dem Augenblicke aber, da er mit Schreiben bis redditur kam, fühlte er rückwärts jus dazu als Subject, und beim Leser, der das las, oder bei dem, der so sprach (der Fall ist im Lateinischen sehr häufig), vollzog sich dieser Vorgang nothwendig noch rascher. Das brachte der Vortheil (wenn ich so sagen kann) der einen Form für beide Casus mit sich. Es ist eine Art Stenographie des Gedankens. Denn wie der, der schneller schreiben lernen muß unter dem Drang

der Dinge, sich die Buchstaben und Worte kürzer und bequemer zusammenschneidet, und wie ähnlich das wachsende Bedürfniß des rascheren Sprechens bei den Völkern wesentlich mitgewirkt hat bei der Verkürzung und Beschneidung der grammatischen Formen, so macht das Bedürfniß des rascheren Denkens bei reicherer Entwicklung des Geisteslebens auch ein abgekürztes Denken nöthig, das über entbehrliche Worte hinweg zur Sache drängt. Die wachsende Knappheit, ja Kargheit des römischen Stils drückt deutlich ein Wachsen der Raschheit des Denkens in der menschenüberfüllten Hauptstadt aus. Ich weiß recht gut, wie wenig jene Auffassung von jus u. dgl. „grammatisch" ist, wie scharf sie gegen das verstößt, ja dem ins Gesicht schlägt, was die Schule im Latein sucht und findet, worunter logische Klarheit immer vorangestellt wird, während hier eine Unklarheit angenommen wird, die manche wol barbarisch finden werden! Aber unsere Schulgrammatik steht da mit dem Leben in Widerspruch. Sie ist ja ein mühsam auf Studierstuben zusammengearbeitetes Ding, wo immer die Sache hinter das Wort zurückgestellt wird; aber die Römer mit ihrem scharfen sachlichen Sinne stellten wol noch mehr als andere Völker die Sachen vor das Wort! Wo bleibt eine kleine „grammatische" Unklarheit bei großer sachlicher Klarheit!

Auch beim Ablativ und Dativ erscheint der gleiche Fall. Betrachte man den thatsächlichen Bestand beider Casus, wie er sich im Sprachbewußtsein eines Römers der classischen Zeit vorfand. Im ganzen Plural, durch alle fünf Declinationen, hatten beide Casus nur noch eine Form, waren fürs Ohr und also fürs Gefühl ohne Unterschied, d. h. waren thatsächlich eins. Im Singular war der Stand der Dinge derselbe bei der zweiten Declination, zum Theil auch bei der vierten*) und bei der fünften, nicht anders bei der dritten; ganz rein geschieden blieben Dativ und Ablativ nur in der ersten Declination. Dieser Bestand der Formen mußte auf den Bestand des Sprachgefühls zurückwirken, sobald wir uns dieses als Bestandtheil eines lebendigen Menschen denken, nicht grammatisch mit Mühe eingepflanzt, wie bei uns — aber das Bild eingepflanzt bezeichnet die Wahrheit noch nicht, denn die Pflanze kann, ja sie darf ja bei uns

*) Cäsar z. B. brauchte da für Dativ und Ablativ eine Form, equitatu u. dgl.

nicht mehr wachſen, d. h.: es iſt gar keine Pflanze. Aber damals war ſie es, und ſo mußten Dativ und Ablativ bis auf einen gewiſſen Grad im Zuſammenwachſen begriffen ſein; es mußte dem Ungeſchulten immer und immer wieder der Fall in die Hände gehen, beide zu vermiſchen, ähnlich wie es in Norddeutſchland mit dem Dativ und Acc. iſt. Sollten davon nicht Spuren bei den Schriftſtellern auftauchen? Ich glaube, ja.

Bei Horaz carm. III, 3, 40 ff. ſagt Juno im Götterrathe:

dum Priami Paridisque busto
Insultet armentum et catulos ferae
celent inultae, stet Capitolium etc.,

busto gehört zu insultet, und zwar nach altem Herkommen nicht als Ablativ, ſondern als Dativ, zu celent aber zugleich als Ablativ. Ebenſo in der epistola ad Pisones 83 ff., wo von den Aufgaben der Lyrik die Rede iſt:

Musa dedit fidibus divos puerosque deorum
et pugilem victorem et equum certamine primum
et juvenum curas et libera vina referre.

Ich glaube, da liegt in fidibus der Fall vor. Denn der Gedanke beginnt zwar deutlich mit Dativ: der Leier, der Lyrik hat die Muſe das Amt gegeben, Götter u. ſ. w. zu preiſen, zu ſingen; aber iſt man bei referre angelangt und denkt nun an fidibus zurück (es bleibt ja aber überhaupt im Gedanken gegenwärtig), ſo erſcheint es als Ablativ inſtr. zu referre; ſeine Stellung zwiſchen den beiden Gedankentheilen (wie oben bei jus) erleichtert dieſe Auffaſſung.

Ferner bei Caeſar bell. gall. II, 29: ipsi (Aduatici) erant ex Cimbris Teutonisque prognati, qui cum iter in provinciam nostram atque Italiam facerent, iis impedimentis, quae secum agere ac portare non poterant, citra flumen Rhenum depositis custodiam ex suis ac praesidium sex milia hominum una reliquerunt. Wer zu leſen begann, konnte, bei iis impedimentis angelangt, darin nur den Beginn eines Satzes in ablativis absolutis fühlen, wie er jedem Leſer an dieſer Stelle der hiſtoriſchen Periode ganz geläufig war, und es bleibt ſo bis depositis. Auf einmal von custodiam an tritt dafür das Bedürfniß des Dativs auf, „als Wache und Schutz für das

niedergelegte Gepäck" (das zugesetzte una, dabei, hilft dem neuen Gedanken nach); daß aber damit dem Leser das vorherige Ablativgefühl als falsch und zu entfernen erschienen wäre, das glaub ich nicht, es wäre auch kein Lob für den Schriftsteller als Stilisten. Der vorherige Ablativ war nun zugleich als Dativ brauchbar, das brachte die Gewöhnung des Sprachgefühls mit sich. Ähnlich ist: Caesar ex castris equitatum educi jubet, proelium equestre committit; laborantibus jam suis Germanos equites submittit. 7, 13, vgl. 7, 70. Auch im Folgenden mischt sich für den Leser Dativ und Ablativ: (nach der Bezwingung der Helvetier) Boios petentibus Haeduis, quod egregia virtute erant cogniti, ut in finibus suis collocarent, concessit. 1, 28. Für den Leser begann der Gedanke so: die Bojer, da die Häduer sich ausbaten, weil u. s. w.; mit concessit tritt aber das Bedürfniß des Dativs auf. Der Satz ist übrigens eine rechte Probe davon, wie stark das Latein auf ein Zusammen- oder Ineinanderschieben mehrerer Gedanken drängte, die einen oder mehrere Angelpunkte gemein hatten; denn Boios ist Object zugleich zu concessit und collocarent, ja vielleicht auch zu petentibus. So war der Römer förmlich gewöhnt an ein Zusammendenken mehrerer Dinge und Beziehungen.

Auch eine Stelle bei Sueton scheint mir hierher zu gehören. Er erzählt von Caesar (Cap. 7): Quaestori ulterior Hispania obvenit; ubi quum mandatu praetoris jure dicundo conventus circumiret Gadesque venisset, animadversa apud Herculis templum magni Alexandri imagine ingemuit. Er beginnt seine Rundreise juri dicundo, und er war schon mitten in der Rundreise, als die zu erzählende Hauptsache eintrat, also: „während er mit Rechtsprechen beschäftigt war." Ich denke aber, in Suetons Worten kann eben beides zugleich enthalten sein; zudem ist jure als Dativ neben juri altbezeugt, auf Inschriften. In folgender Stelle bei Catull 64, 238 (50, 5 Lachm.) ist mandata zuerst als Object, nachher als Subject nöthig, also zugleich Acc. und Nom.:

Haec mandata prius constanti mente tenentem
Thesea ceu pulsae ventorum flamine nubes
Aërium nivei montis liquere cacumen.

Die Bedeutung der Krypta.*)

Was bei den Kirchenbauten des Mittelalters die Krypta, diese Kirche in und unter der Kirche, für Sinn und Zweck gehabt habe, ist eine anziehende Frage, auf die man mancherlei nicht recht befriedigende Antworten gegeben hat. Wenn zuerst, in der altchristlichen Zeit, ein unterirdischer Raum mit Christengräbern, besonders mit Märtyrergräbern, wie in den Katakomben zu Rom, so hieß, dann auch ein solches Märtyrergrab unter dem Altar einer darüber errichteten Kirche, so ist doch nicht klar, warum man die Krypta z. B. in Deutschland fortführte und besonders in der romanischen Stilperiode zu einer ganzen Kirche erweiterte. Daß man sich darüber keineswegs schon ganz klar und einig ist, das habe ich kürzlich von einem Manne vom Fache selbst aussprechen hören. Eben das gibt mir den Muth, mit eigenen stillen Gedanken darüber herauszurücken, die mir nicht aus Fachstudien, zu denen ich keine Zeit habe, sondern bei der philologischen Beschäftigung mit dem Leben unserer Vorfahren beiläufig gekommen sind. Ich will sie gleich auch so vorführen, wie sie mir eben gekommen sind, daß sie sich selbst rechtfertigen.**)

Als ich mit der Bearbeitung des zweiten Hunderts von Soltaus Volksliedern zu thun hatte, fiel mir in einem kirchlichen Streitliede aus Solothurn v. J. 1533 auf, daß sich die Katholischen aus der Pfarre des hl. Ursus als dessen Kinder bezeichnen:

Sie sprachent: wir sint Sant Ursen kind,
die von den Luterischen verraten sind,
sin kilch wend (wollen) wir behalten. Soltau 2, 147.

Die Reformirten wollten nämlich die Kirche für sich haben und reformiren; dagegen sträubt sich das Gefühl, so zu sagen das Pfarrgefühl der Altgläubigen, und das sucht seinen Ausdruck eben in dem **wir sint S. Ursen kind!** Also der Pfarrheilige

*) Zachers Zeitschrift für deutsche Philologie 1, 448 ff., mit Nachträgen.

**) Mir wurde zwar nach dem Druck damals gesagt, es wäre nichts Neues, und ich selbst fand nachher in Immermanns Münchhausen (1841) 3, 219: „Solche Krypten wurden als Grabeskirchen um die Gebeine der Märtyrer ausgetieft, über welchen sich die Kirchen der alten Zeit erhoben.“ Aber mein Aufsatz fügt wol noch eine andere Beleuchtung hinzu und mag auch sonst sein brauchbares Anregendes haben.

der Herr und Vater seiner „Pfarrkinder", wie man ja noch sagt, ganz wie im außerkirchlichen Leben ein kleiner Landherr z. B. seine Unterthanen als Kinder anredete (Grimms Wb. 5, 721), sie ihn als Herrn und Vater ansahen; denn Vater und Herr war unserer Vorzeit ein Begriff, der Sohn nannte seinen Vater auch seinen Herren (Gudrun 611, 3), redete ihn herre vater an (Helmbrecht 1192). Jenes kirchliche Verhältniß muß mit diesem weltlichen in den Gedanken der Gläubigen wirklich so zusammengeflossen sein, denn z. B. die „Himmelskönigin" Maria wird im 17. Jahrh. und noch jetzt in einem geistlichen Volksliede aus Franken ausdrücklich zugleich als **Herzogin zu Franken** gegrüßt, mit Ausdrücken wie von einem weltlichen Herrscher:

O himmlische Frau Königin,
durch alle Welt ein Herscherin!
du Herzogin zu Franken bist,
das Herzogthum dein eigen ist u. s. w.

Ditfurth, fränk. Volkslieder 1, 47.

Besonders die letzten Worte machen deutlich genug, daß hier von mehr als einem sogenannten poetischen Bilde die Rede ist, an das wir bei unserer Art der Erziehung und Ausbildung zu denken angewiesen sind; daß hier nicht die hübsche Erfindung eines einzelnen Dichters (d. h. Stubendichters) vorliegt, hinter der kein Ernst ist, sondern die Äußerung einer tief- und weitgreifenden Massenüberzeugung, ein Stück Wirklichkeit.

So der heilige Fridli als Herr und Eigner von Glarus, Stadt und Land, wie sich das ausspricht in dem sog. Glarnerliede von der Schlacht bei Näfels i. J. 1388 (Uhland Volksl. Nr. 161, Liliencron hist. Volksl. 1, 146). Der Hauptmann der Glarner ruft vor der Schlacht Christum und Maria zur Hülfe an, dann:

o helger herr sant Fridli,
du trüwer landsmann,
sî disz land dîn eigen,
so hilfs uns mit êren bhân (behaupten),

wenn anders dieß Land dein eigen ist, dabei eigner Weise als landsmann, d. h. Mitbürger, nicht Fürst. Nach der Schlacht wird triumphirt über die unterlegenen österreichischen Herren (V. 14):

dîn vil gûter harnisch
und all dîn îsengwand,
das mûst du hût hie lâszen
in sant Fridlis land.

Die Vorstellung des Pfarrverhältnisses als einer Kindschaft dem Heiligen gegenüber gilt übrigens noch in katholischen Landen; im März dieses Jahres (1870), als in Orleans die Verpflichtung der jungen Leute zur neugegründeten garde mobile nach Pfarreien statt hatte, unter großem Widerstreben der Betroffenen, da zogen die aus der Pfarrei S. Nicolas mit einem Trutzliede durch die Straßen, in dem es u. a. hieß:

La garde mobile n'aura pas
les enfants de Saint Nicolas!

Selbst die Vorstellung, wie in dem Glarner Liede aus dem 14. Jahrh., wird in der Gedankenwelt des katholischen Clerus festgehalten. Im J. 1876 triumphirte das englische katholische Blatt the Tablet, daß in Schottland wieder ein Benedictinerkloster errichtet werde, zählte an 30 dergleichen auf, die einst dort bestanden, „und der heilige Benedict wird noch einmal in dem Lande herrschen, welches einstmals sein eigen war".

So hatte der Heilige eine Art lebendiges, gemüthliches Verhältniß zu seinen Pfarrkindern wie zur ganzen Pfarrei, ja zu einem ganzen Gau oder Lande; den Gläubigen war er aber auch selber wirksam gegenwärtig, vertreten durch seine Gebeine oder doch etwas von ihnen. Dort, unter dem Hochaltar, lag ja sein Leib, seine Seele aber stieg für die Gläubigen vom Himmel nieder und erfüllte gleichsam den heiligen Raum. Wer die Kirche betrat, kam zu ihm wie zu Gaste, und auch der verfolgte Verbrecher trat da aus dem Rechts- und Gewaltkreis des weltlichen Gerichts in die Gewalt des Heiligen über.*)

*) Welche Kluft scheidet diese Gedanken unserer Vorfahren von unseren, wenn wir z. B. von Thomaskirche, Thomaskirchhof, Nicolaikirche, Nicolaischule u. s. w. reden! oder wenn jetzt noch für eine neue protestantische Kirche der Name eines Heiligen ausgewählt wird. Wenn freilich Vilmar in seinem Idiot. v. Kurhessen S. 219 einen Artikel beginnt: Körein, einer von den Heiligen, welche vorzugsweise ihre Namen zu Flüchen und Schwüren mußten mißbrauchen lassen, Sanct Quirinus — so waren ihm die Heiligen offenbar wieder lebendig vorhanden; es ging ihm eben mit ihnen, wie Schillern mit den Göttern Griechenlands.

Das ungefähr war mir in Folge jener Liedstelle deutlich geworden, als ich bei Ebernand von Erfurt auf ein Wort stieß, das mich von einer neuen Seite daran erinnerte. Er erzählt von einem Dom und will seinen Heiligen namhaft machen:

der furste in himelrîche
der ist wirt über den tuom
(ez ist ein erzebistuom) —
sente Michahêle,
der meister ist der sêle,
dem ist diu selbe kluft (eine Höhlenkirche) gewiet.
Heinrich und Kunigunde 2763.

Das wirt über stellt den Erzengel als Herrn und Eigner des Doms dar, der wol darin wie zu Hause ist, aber doch für gewöhnlich eine noch höhere andere Wohnung hat; es ist wie mit einem weltlichen Fürsten und einer einzelnen seiner vielen Burgen. Wie dort vom Erzengel Michael, heißt es von Maria und einem Münster:

Maria die kunigîn,
die solde wirt darinne sîn. Pass. K. 258, 44.

Weltlich gemeint sein wird es in der Glosse 'patronus, wirt' Mones Anz. 8, 251 (vgl. Mhd. Wb. 3, 748b, 36).

Aber ein kleinerer unter den Heiligen wohnt geradezu in seiner Kirche, nur das kann in dem hûswirt bei Ebernand V. 1127 liegen; es heißt von der heiligen Kunigunde, sie

bûte ein munster wol getân,
dâr wart sente Stephân
hûswirt der mertelêre.

So heißt es von der heiligen Afra in Augsburg bei Berthold von Regensburg 79, 16: mîn frowe sant Afer, diu hie hûs hât, in Augsburg behaust ist (es erinnert zugleich an den heil. Fridli oben als landsman, Mitbürger in Glarus).

Also die Kirche ist dem Heiligen, was z. B. einem Grafen seine Burg, sein hûs, dessen Wirt er ist (vgl. noch jetzt Gotteshaus), die Pfarrei aber entspricht dem hörigen Burggebiete mit seinen Insassen. Wo aber in der Kirche wohnte der Heilige? Die Kirche gehörte ja zugleich der gläubigen Menge und den

Prieſtern an, ungefähr wie eine Herrenburg zugleich den Mannen und Unterthanen des Herrn dienen mußte.

Als ich nun die erwähnte Äußerung von der Unſicherheit über die Krypta hörte, mit einer Schilderung der Naumburger Krypta, und mir aus Allem der Eindruck kam, daß die Krypta das Allerheiligſte in der Kirche ſein müſſe, da wußte ich auf einmal, wo der Heilige ſeine Wohnung hatte: eben in der Krypta. Sie war dem hûswirte der Kirche, was einem Herrn in ſeiner Burg ſeine beſonderen Gemächer, ſeine kamere, wie das hieß (vgl. kammer in Grimms Wb. 5, 112)*), wozu nicht Jeder aus der Menge Zutritt hatte, nur die Vertrauten und nächſten Diener, d. i. dort die Prieſter. Sie war in der Kirche, als der innerſte und wichtigſte Raum derſelben (ganz wie die kamere auf Burgen), und doch zugleich halb getrennt davon für ſich; aber wieder in der vollen Form einer Kirche, weil ſie wol urſprünglich eben der Verehrung des Heiligen diente; zugleich aber in der Form einer Gruft, weil ja der Heilige nun im Grabe lag. Denn da unten ruhte der Heilige, oder was von ihm übrig war, in leiblicher Anweſenheit. Der Altar der Krypta war wol urſprünglich zugleich das Grabmal des Heiligen. So in Rom zu St. Peter, wie z. B. Herman von Fritzlar im 14. Jahrh. erwähnt: sente Pêters gebeine und sente Paulus ligen under dem hôhen alter sente Pêters (der Kirche ſelbſt) in der kluft,**) vermûret under deme altâre (d. h. der Krypta) und dâ tar nîman messe singen wan der bâbist alleine. Myſt. 1, 123. Der Altarplatz der Krypta iſt nämlich meiſtens genau unter dem Hochaltar der Kirche, ſodaß Letztere wie der Vertreter von jenem für die Menge erſcheint, wie ihr wol die Kirche ſelbſt den heiligſten Raum, die Krypta vertrat. In Kirchen ohne Krypta ſind die Reliquien des Heiligen, ſo viel ich weiß, oft wenigſtens in oder unter dem Hochaltar der Kirche ſelbſt niedergelegt. Baute man etwa Krypten nur da, wo gleich zu Anfang von dem erwählten Heiligen auch die Gebeine zur Hand waren? Oder wo man doch ſie zu erwerben hoffte? So würde ſich erklären, warum dieſe Gruftkirche

*) Ein Vocab. das 15. Jahrhunderts erklärt cripta als ein camer under der erde, und is in den kerken. Dieſenbach Nov. Gloss. 120a.

**) kluft iſt ſelbſt nur eine Umformung von crypta (wie Gruft auch) ſ. Grimms Wb. 5, 1265.

Übrigens sind wir wol dabei Schiller die Erklärung schuldig (besonders auch Schülern gegenüber), daß wir von ihm eine richtige Übersetzung des Altdeutschen in Fällen, wie jene sind, zu verlangen nicht das Recht haben. Denn wie noch Jänicke das **vor** gleich **für** entschlüpft ist, so ist es den gedruckten Zeugnissen nach noch gar nicht lange bekannt, daß **ziehen** auch kurzweg und förmlich **rudern** bedeutete; ja so entschieden ist das zur Zeit noch gar nicht gedruckt ausgesprochen. Im mhd. Wörterbuche sind die beiden da angeführten Stellen, die es beweisen konnten, ohne Erklärung gelassen und auseinandergerissen (3, 921[b], 36. 923[b], 28), und die nur durch rudern verständlichen Stellen in Hartmanns Greg. 787. 804 fehlen. Man kann daran empfinden, wie nur langsam nach und nach das reine Verständniß von der Sprache (und dem Denken und Leben) unserer Vorfahren zu Stande kommt.

Die Bedeutung hat sich übrigens bis ins Nhd. frisch erhalten. Von dem gescheiterten Odysseus heißt es:

mit schwimmen er kreftiglich zug
zum Floß und wider darauf saß (setzte sich)

H. Sachs 1, 149[d] (1558),

vom rudern mit den Armen, wie wir ja noch reden. Ebenso von einem, der in der See badet und von einem Meerweibe verscheucht wird:

ich keret umb und zoch
zu land mit allen kresten. Ders. 1, 290[a], auch 291[c].

Von wirklichem rudern in einer Vorschrift für einen Gemeindefergen: In dem großen schiff sol er haben dri rasten (Ablösung im Rudern), und welhen er heißt ziehen, der sol es tuon. Weisth. 4, 353. Von einer Seefahrt, wo widriger Wind eintritt, heißt es: kompt ein wind aus dem mer uns entgegen, also wir das segl streichen und die marinari an (d. i. an'n) rudern fort ziehen muesten .... das wir mit rudern fortzogen. Die Reisen des Sam. Kiechel (Bibl. des litt. Vereins in Stuttgart Bd. 86) S. 181. Zur Erklärung des Ausdrucks ist wol der Wink erlaubt, daß ja das Rudern ein wirkliches Ziehen ist, der Rudernde, rückwärts sitzend, zieht den Rudergriff mit beiden Armen an sich. Daher auch englisch to pull, rudern.

Ob man aber die Fehler in Schillers Übersetzung jetzt noch berichtigen dürfte? Er selbst, könnte man ihn fragen, würde es gewiß gutheißen und dafür danken.

Der Verfasser der Chemnitzer Rockenphilosophie.*)

Jacob Grimm interessirte sich lebhaft für Ermittelung des Verfassers dieses Buches, der sich nur andeutet auf dem Titel als **J. G. S.****) Wie er früher für die erste Ausgabe der Mythologie im Anhang davon reichlichen Gebrauch gemacht hatte, so kehrte er bei Ausarbeitung des Wörterbuchs dazu zurück und nahm denn auch die Frage nach dem Verfasser wieder auf. Er rieth nach Erwähnungen in dem Buche auf Arnstadt in Thüringen als die Heimat des J. G. S. und wandte sich an mich um Ausmittelung des Namens, da er mich für einen geborenen Arnstädter hielt. Jetzt kann ich nun wirklich die Antwort geben, obwol nicht mehr für J. Grimm; aber das Buch hat bleibenden Werth genug, nicht bloß für Kenntniß des Aberglaubens im Anfang des 18. Jahrh., auch für die Geschichte der geistigen Entwickelung der Zeit, daß es gerecht erscheint den Namen des Verfassers in die Litteraturgeschichte einzuführen, der als Vorkämpfer der jungen Aufklärung dem Fortschritt des 18. Jahrh. angehört, mit seiner frisch realistischen Auffassung der Wirklichkeit aber zugleich noch in der guten Litteraturrichtung des 17. Jahrh. steht.

J. Grimm hatte so ziemlich Recht, ein Dorf bei Arnstadt ist die Heimat des J. G. S., sein Name **Johann Georg Schmidt.**

Das ist so ermittelt worden. Es fand sich in einem antiquarischen Katalog ein Buchtitel mit denselben Buchstaben statt

---

*) Gosches Archiv für Litteraturgeschichte 1, 105 ff. (1870).

**) Die gestriegelte Rockenphilosophia, oder auffrichtige Untersuchung derer von vielen super-klugen Weibern hochgehaltenen Aberglauben, Allen denen nützlich zu lesen, die entweder schon ehemals von ein und andern Aberglauben betrogen worden sind, oder noch betrogen werden können; an das Licht gestellet von dem, der einem jedweden die Wahrheit Ins Gesicht Saget. Chemnitz, bey Conrad Stössel, 1707. 1709, in zwei Theilen, dann öfter aufgelegt und vermehrt; 5. Auflage Chemnitz 1759, vielleicht noch später.

des Verfassernamens und bei demselben Verleger: Die In Guter Stille ausgeheckte Curieuse Grillen, welche bey nächtlicher Schlafflosigkeit zusammengebracht worden sind zu Vackwiz In Grillen Stübgen. Chemnitz bei Conr. Stössel und Sohn, 1728. — Das Exemplar wurde glücklich herbeigeschafft, oder fand sich vielmehr schon herbeigeschafft bei S. Hirzel vor, der gleichfalls von Grimm her aufmerksam war auf den J. G. S. Das Buch ist aufklärerisch wie die Rockenphilosophie, es handelt „von politischen, theologischen, medicinischen, physicalischen u. a. dgl. Dingen, welche wohl speculirens werth", in „vernunftmäßiger" Betrachtung. Der Verfasser citirt selbst „meine gestriegelte Rocken-Philosophie" (S. 254. 398), mehrere Erwähnungen lassen Sachsen als seinen Aufenthaltsort erkennen (S. 163. 166), bestimmter Zwickau (158. 161), und das Vackwiz auf dem Titel ist genauer besehen nichts als umgekehrtes Zwickav. Als seine Heimat aber tritt hier bestimmter die Arnstädter Pflege auf, und eine Stelle gab den Anhalt zur Nachfrage dort, S. 287 „mein Bruder, der damahlige (d. h. um 1700) Pfarrer zu Reinßfeld, einen Schwartzburgischen Dorff." Dies Reinsfeld liegt bei Arnstadt, und ich brauchte nur bei einem Bekannten, dem Pfarrer dort, nachzufragen. Herr Pfarrer Sachse gab bereitwilligst Auskunft aus den Kirchenbüchern, und da fand sich Folgendes. Der erwähnte Bruder hieß Jacob Heinrich Schmidt, Pfarrer zu Reinsfeld 1689 bis 1699. Zum Glück war auch dessen Vater, Johann Friedrich Schmidt, ebenda Pfarrer gewesen von 1653 an und hat im Kirchenbuche als am 1. April 1660 geboren einen zweiten Sohn Johann Georg Schmidt eingetragen: das ist denn der J. G. S. Auch ein weiterer Zweifel schlug zur Bestätigung aus; in den Grillen nämlich ist S. 155 „meines Vaters Pfarr-Wohnung" erwähnt, aber „zu Angstett in Thüringen" (gleichfalls nahe bei Arnstadt); doch Hrn. P. Sachses Mittheilungen ergaben, daß jener J. Fr. Schmidt 1674 als Pfarrer zu Angstedt verstorben ist. So bleibt nur die Lebensstellung des spät enthüllten Schriftstellers zu ermitteln, und das wird in Zwickau möglich sein.

Aber die Rockenphilosophie hat auch eine Vorgeschichte, wie theilweis schon von Pfeiffer nachgewiesen ist. Obwol nämlich der Verfasser in der Vorrede sein Buch als Ergebniß eigener Sammlung angibt, hat er doch dafür ein Vorbild gehabt. Im

Jahr 1652 erschien nämlich zu Leipzig eine Philosophia colus oder Phyloseveh der Weiber, darinnen gleich hundert allerhand gewöhnliche Aberglauben des gemeinen Mannes u. s. w., 221 S. in 4.; der Verfasser ist Johann Prätorius (Goedekes Grundriß S. 499, nach einer Ausgabe von 1662). Ich kenne das Buch nur nach dem Titel, aber die völlige Gleichheit des Stichworts im Titel und die Gleichheit der Einrichtung (auch Schmidts Buch gibt die Aberglauben nach Hunderten zusammengestellt) läßt auf Benutzung von Prätorius Buch durch Schmidt schließen. Auch Folgendes zeigt, daß ihm das Buch wohlbekannt war; im 12. Cap. des 1. Hunderts beginnt er nach Anführung eines Aberglaubens seine Betrachtung mit den Worten „O unvergleichliche Philosophia colus!" und im 53. Cap. des 3. Hunderts am Ende spricht er von der Phyloseveh der alten Weiber. — Eine ähnliche Quelle, die er zum 3. Hundert benutzt, nennt er selbst im 17. Cap. daselbst: Jos. Mart. Richter, ungegründete Furcht und Vertrauen der Menschen, oder deutliche Fürstellung und Verwerfung des Aberglaubens; das Buch muß nach seiner Angabe um 1705 erschienen sein und viele Aberglauben nach dem Alphabet geordnet enthalten. — Aber auch eine weit ältere Quelle hat er benutzt, die den Titel Philosophie schon trug; er spricht im 18. Cap. des 2. Hunderts von einem Aberglauben, den er „in der, dem großen Planetenbuche mit einverleibten alten Weiber-Philosophie" gefunden. Was das ist, ergibt sich aus einer Mittheilung Fr. Pfeiffers in Wolfs und Mannhardts Zeitschr. f. d. Myth. und Sittenkunde 3, 309 (329) ff., im 3. Hefte: der alten Weiber Philosophey u. s. w. als Anhang zu: Astronomia Teutsch, Himmels Lauf, Wirkung und natürliche Influenz der Planeten u. s. w. Frankfurt a. M. 1612 (das. S. 317); s. Genaueres dort.

Aber noch älter ist der Titel und gewiß auch der Grundstock der Sammlung; nur stehn da im Titel statt der Philosophie die Evangelien, was man im 17. Jahrh. gottlos finden mochte. Es gibt ein Buch vom Jahre 1557 „der Kunkel Evangelia", von dem ich nur aus einem Citat in Grimms Wörterbuche weiß (s. v. Katzenkraut). Fischart führt es an im Bienenkorb, 2. Stück 1. Cap. (Ausg. v. 1588 Bl. 72^{b}): Sintemahl es so klar als das Kunkel-Evangelium ist u. s. w., im niederl. Original des Marnix Bl. 61^{b}: also waer als het heylige evangelie von den spin-

rock. Aber auch das scheint nur Uebersetzung oder Bearbeitung eines französischen Buches, dessen Drucke bis ins 15. Jahrh. zurückgehen: Les euuangiles des quenouilles u. a., früh auch ins Englische übersetzt; siehe darüber Ebert unter Nr. 12, 145, genauer Brunet manuel du libraire 2, 1125 fg.; das französische Buch hat neuerdings eine kritische Ausgabe erfahren, Paris 1855.

Nachtrag. Ergänzende Beiträge zu obigen Notizen gaben in demselben Bande von Goesches Archiv R. Köhler S. 108 fg. aus der Weimarer Bibliothek, J. Schrader S. 490 aus der Berliner. Danach starb Schmidt im April 1722. Goedeke in der 2. Aufl. seines Grundrisses (in der ersten fehlt Schmidt) 3, 241 verweist auch auf den Allg. Literar. Anzeiger 1799 Sp. 927; da steht die Angabe, der Verfasser der Rockenphilosophie sei Apotheker Schmidt in Zwickau gewesen.

Erwähnenswerth ist wol noch, um Verwechselung zu verhüten, ein anderer gleichzeitiger Schriftsteller Joh. Georg Schmidt, dessen Goedeke nicht erwähnt, Verfasser einer travestirten Aeneide (vgl. Grimms Wb. unter eindrücken 1), Straßburger Licentiat der Rechte, geb. 1670, gest. 1730; s. im Morgenblatt 1809 Nr. 52.

Aus der Vorrede zum zweiten Hundert von Soltaus historischen Volksliedern.*)

Was die Auswahl der Stücke anlangt, so unterscheidet sich diese Sammlung von Soltaus erster Sammlung wesentlich dadurch, daß sie die Sprüche ausschließt; das verstand sich, scheint mir, von selbst. Jacob Grimm a. a. O. (Altd. Blätter 2, 138) tadelte an Soltaus Buche: „die aufgenommenen Sprüche gehörten ebensowenig unter die Lieder, sie verdienen etwa ein besonderes Buch". Eine eigene wolangelegte Sammlung solcher politischer Sprüche, wie sie Grimm wünschte**), wäre gewiß gar nützlich;

*) Fr. L. v. Soltaus deutsche historische Volkslieder, zweites Hundert, aus Soltaus und Leysers Nachlaß und anderen Quellen herausg. mit Anmerkungen von H. R. H. Lpz. 1856.

**) Er hat den Gedanken, sie selbst ins Leben rufen zu helfen, bis an sein Lebensende festgehalten.

es würde dann erst recht sichtbar werden, welche Summe von Geist, Witz, tüchtiger Gesinnung, Einsicht, Patriotismus in diesen kleinen, meist vergessenen Stücken enthalten und vergraben ist, an denen das 16. und 17. Jahrh. so reich sind. Bei der Auswahl des Gegebenen kehrte oft der Zweifel wieder, ob dieß oder jenes Lied als Volkslied gelten könne. Der Begriff des Volkslieds ist seiner Natur nach ein schwankender und vielseitiger, gibt es doch Leute genug, die ihn ganz und gar leugnen; ich mußte einen weiteren Begriff als Maßstab brauchen und ließ im allgemeinen als Volkslied gelten ein solches Lied, das von einem größeren Kreise, der dem frischen Leben angehörte, wirklich gesungen worden ist als willkommener Ausdruck einer gemeinsamen Stimmung. In diese Form würden aber noch nicht alle von den hundert Liedern passen, ich habe auch solche gelten lassen, die in die Form des Volkslieds als in eine einmal feststehende Form hineingesungen wurden, um die Mittel des Volkslieds für einen gleichen Zweck zu benutzen, oder aus der Stimmung heraus, die dem Volkslied eigen ist; einige wenige, die auch diesem Begriff noch nicht genügen wollten und die doch herzugehören schienen, habe ich nebst ein paar andern als überzählige zugegeben.

Was die Behandlung der Lieder anlangt, so wurde an der urkundlichen Wiedergabe der Texte festgehalten, wie sie Soltau übte.*) Mag sonst für Grammatik und Wörterbuch ein Idealisiren der Sprachform tauglich oder nöthig sein, für solche Schriftstücke, die als einer bestimmten Zeit angehörig vorzulegen sind, scheint mir umgekehrt tauglich oder nöthig, daß man ihnen ihr Kleid lasse wie es eben ihre Zeit mit sich bringt; ja mir scheint, als hätten wir gar kein Recht dazu, ihnen ein anderes Kleid anzuziehen. Wenn man übrigens bei Schriftstücken des 16. und

*) Ich darf dabei vielleicht erwähnen, daß das Folgende für mich zugleich ein kleines Wagniß war, weil ich damals in J. Grimms Kreise stand, als sein Corrector und eben damals auch zuerst als stiller Mitarbeiter am Wörterbuch. Er war denn auch gar nicht zufrieden mit meinem hier eingehaltenen Standpunkt, ich konnte ihn aber begütigen, namentlich durch die Betheuerung, ich hienge so wenig an Zopf und Schlendrian, daß ich z. B. sofort bereit wäre, bei der Abschaffung des unsäglich albernen Sie als Anrede mitzuthun. Sie haben die beste Gesinnung, schrieb er beruhigt zurück.

17. Jahrh. gar so viel von wüster Schreibung reden hört, von regelloser Willkür und Laune der Schreiber und Drucker, so spricht sich darin wol mehr ein Verdruß aus, daß die Sprachgestalt nicht so ästhetisch schön ist, wie man sie gern sähe, als eine ruhige Würdigung der Sache. Denn vieles, was in der angefochtenen Willkür mit begriffen wird, war entschieden vielmehr Regel durch alle Gaue, und das 16. Jahrh. ist gerade die Zeit, wo man anfieng, die Sprache mit den Augen der Theorie anzusehen, und man fieng da eben mit Außendingen an. Wie viel uns daher häßlich scheinen mag, wer weiß denn schon genau, was nicht davon auf einer Theorie beruht? wie z. B. offenbar die dt, gk im Auslaut, die oft zu bemerkende Unterscheidung von in der Präposition und jn dem Pronomen. Sodann, wer hat denn schon genau gesichtet, was von dem orthographisch Auffälligen der Aussprache seiner Zeit dient, was nicht? Freilich fragt man im Allgemeinen der Aussprache nicht viel nach in einer Zeit, die nur noch mit den Augen list, für die das Wort oft nur noch auf dem Papier zu leben scheint. Und doch, welcher Preis wäre zu hoch, der uns den lebendigen Klang zurückkaufen könnte, in dem die Rede ertönte, mit der man sich nun doch einmal beschäftigt? Nun, daß in der Wortgestalt, wie sie eben ist, die Zeichen dafür mit verborgen liegen, ist nothwendig, und der Herausgeber, der da „regelt", kommt bei größter Vorsicht nicht aus der Gefahr heraus, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Man findet z. B. öfter einen Verdruß darüber ausgesprochen, daß auf derselben Seite oft dasselbe Wort in verschiedener Schreibung erscheint; wie seltsam! statt Verdruß, könnte man oft genug eben daran Wolbehagen empfinden, denn das ist auch ein Zeichen einer lebendigen Zeit, die das Wort noch im Klange suchte, der laut oder gedacht im Ohre tönt, nicht in den Lettern, die ihr nur Zeichen waren, nicht die Sache selbst; gar oft sucht wol die verschiedene Schreibung nur dem lebendigen Klange von verschiedener Seite her beizukommen. Und wo auch das alles nicht gelten mag, wo bloße Gewohnheit, launenhafte Gewohnheit waltet, auch diese gehört zur Sprachgeschichte und fordert ihren Theil an der Achtung vor dem historisch Thatsächlichen; es wirken darin bestimmte Neigungen, Liebhabereien, ja Regeln, die sich entwickeln, sich ablösen, die Zeit malen helfen

und entschieden zur Geschichte des Geschmacks gehören. Ebenso mit der Interpunction, auch sie, wie sie ist, gehört zum Charakter der Zeit. In den Liedern gerade treten im 16. Jahrh. Komma und Punkt oder Doppelpunkt als Lesezeichen eigentlich gar nicht auf, sondern als musikalische oder Singezeichen, um zugleich den Bau der Strophe äußerlich zu bezeichnen. Z. B. in dem Liede Nr. 29 v. J. 1547:

Klar hell vnd lauter ist am Tag,
Thůt vns die schrifft beweisen:
Das vbermůt nit bleyben mag,
Die hoffart můß zerreyßen:
Gleich wie der staub im sonnen glantz,
Bleibt vngehorsam also gantz,
Es můß gepůßet werden.

Und so durch 50 Strophen durchgeführt; auch das Einrücken der Zeilen dient dem gleichen Zweck. Ich hätte es nicht über mich gebracht, daran etwas zu ändern und für den wolbegründeten Gebrauch von damals dem Liede die Kappe unseres Gebrauchs anzuziehen. Ebenso wechseln Komma und Punkt (ohne alle sonstige Interpunction innerhalb der Zeilen) in Nr. 34. 39; vgl. auch Körners hist. Volksl. Nr. 17. 25ª. 30. Nicht anders in dem häufigen Falle, wo nach jeder Zeile ein Komma steht (innerhalb der Zeilen keins); so im allgemeinen dann, wenn im Druck die Strophenzeilen unabgesetzt fortlaufen, während bei abgesetzten Zeilen, dem selteneren Falle, in der Regel gar keine Interpunction sich findet; die große Lücke nach der Zeile ist ja Komma genug. Wir nach unserer Gewöhnung sind davon gestört in beiden Fällen, sie möge stehn oder nicht, wir finden uns wol gar zuerst von der Schwierigkeit beunruhigt, wie das ohne Anstoß gelesen werden könne. Aber wenns unsre Väter lesen konnten, wie solltens wir Lesegeübteren nicht können? Fühlt man sich beim Lesen anfangs wie in einer Wüste oder einer Wildniß, so stellt sich nach einiger Übung ein ganz anderes Gefühl ein: man findet, daß es mehr Freude macht, weil es mehr Mühe fordert; man merkt, daß man die Sache lebhafter, frischer faßt, weil man nicht über die Oberfläche hinhuschen kann, sondern hineinsehen muß ins Innere; man ist am Ende aufmerksamer als sonst, denn

man liſt von innen heraus, und kommt wol auch auf den Gedanken, daß unſere Vorderen, wenn ſie immer ſo laſen, friſchere Leute geweſen ſein müſſen und einen faſſungskräftigeren Sinn gehabt haben, als wir. Welches Unrecht wäre es nun, unſere ſchulmäßige Zeichenſetzung, die uns mit verzogen hat und die wir verlangen, ſelbſt wo wir ſie nicht brauchen, der Rede und dem Liede unſerer Vorfahren aufkleben zu wollen!

Aus dem Vorwort zu Albrechts Leipziger Mundart.*)

Ich habe zu dem Buche eine doppelte Stellung, die mir den Geſichtspunkt beſtimmt, als Leipziger Stadtkind und als deutſcher Philolog, und in beiden Stellungen hätte ich gar Manches vor- und auszuführen, das wol hier ſeinen rechten Platz fände, wenn Zeit und Raum es erlaubten.

Als Philolog möchte ich oder müßte eigentlich dem vom Sammler vorgelegten Thatbeſtande unſerer Mundart vor Allem die Beleuchtung hinzufügen, in der er ſich vor dem geſchichtlichen Blicke zeigt, welcher die Thatſachen von heute in ihrem Wachſen und Werden zu überſehen die Aufgabe hat. An dieſem geſchichtlichen Blicke fehlt es ohnedem unſrer vielgerühmten Bildung noch gar ſehr, beſonders ſobald er ſich auf das Nächſte, Eigenſte, Alltägliche zu beziehen hat; er läßt ſich aber auch an keinem Gegenſtande ſo leicht üben und ausbilden, als an der Sprache, die man ſelber ſpricht, eben weil gerade ſie Jedem das Nächſte, Eigenſte, Alltäglichſte iſt, das zugleich ſein ganzes eigenſtes Leben umſpannt, wie ein Gefäß für Alles, und richtig angeſchaut zugleich das eigenſte Leben der Vorfahren, von denen wir, jeder Einzelne, unſer Herkommen haben.

Alſo z. B. wenn unſere Mundart ſtatt Vormittags und Nachmittags **Vormittage** und **Nachmittage** ſagt, ſo rümpft die Bildung die Naſe darüber, die Schule hat es zu bekämpfen; was ſoll der ſinnloſe Dativ? Aber noch Gellert ſchrieb urſprünglich

---

*) Die Leipziger Mundart u. ſ. w. von Dr. K. Albrecht, mit einem Vorwort von R. H. Lpz. 1881.

ſo, z. B. in der Schwediſchen Gräfin: „Vormittage ſoll das Fräulein als (d. h. wie) ein Mann, und Nachmittage als eine Frau erzogen werden“ (2. Ausg. 1750 S. 4), erſt in den ſämtlichen Schriften geändert in Vormittags, Nachmittags. Man braucht aber nur jenes richtig zu ſchreiben: **vor Mittage, nach Mittage,** ſo blickt einen das Wort der Volksſprache ganz anders an: worüber man die Naſe rümpfte, das iſt nun das eigentlich Richtige und belehrt uns auch über den Urſprung der Worte Vormittag, Nachmittag, die erſt aus jener Wendung entſtanden ſind.*) Den Übergang zeigt **nach Mittage** mit der Betonung von **Nachmittags,** z. B. bei Goethe.**)

Da gilt es denn, ein Unrecht zurückzunehmen, das man der eignen Rede, alſo ſich ſelber, der Vorzeit und der Wahrheit, anthut in einer Art verblendetem Dünkel. Das iſt eine Pflicht und ich denke eine Freude zugleich. So iſt das **i** in **Männichen** u. ä. (S. 23) nicht ein launenhafter Einſchub, ſondern gehört von Haus aus in die Form, denn mennichîn u. ſ. w. iſt die alte Verkleinerungsform der mitteldeutſchen Mundarten (wie die der niederdeutſchen mennikîn). Was alſo die Bildung von heute zum Spötteln reizt, das ſieht der geſchichtliche Blick mit Achtung an; ja er ſieht es mit dem Adel des Alters. Kommt es doch vor, daß ſelbſt bei vornehmen Wörtern die mundartliche Form gegen die der Bildung das Rechte behauptet, z. B. mit **Canditor** gegen **Conditor** (ſ. in Grimms Wb. unter konditor).

Auch in Volksworten, die von der gebildeten Sprache ganz vergeſſen oder ausgeſtoßen ſind, ſieht der geſchichtliche Blick oft jenen Adel des Alters und volles ſchönes Leben. So in **meßeldrähtig** (S. 168) übellaunig, verſtimmt. Mhd. hieß zerzupfte Leinwand, Charpie meizel, man muß aber auch ſchon beim Spinnen ſchlecht oder locker gedrehte Fäden ſo genannt haben, das lehrt das Volkswort, denn **Draht** iſt eigentlich Faden (von

---

*) So iſt ja **Mitternacht** aus dem Dativ entſtanden, mhd. ze mitter naht, wie ze mittem tage.

**) In dem Liede:

Nach Mittage ſaßen wir
Junges Volk im Kühlen u. ſ. w.

Die Bauern in der Leipziger Gegend haben das Älteſte, auch mit der alten Betonung bewahrt, wenn ſie ſagen vor mittge, na mittge.

drehen, noch engl. thread), **meißeldrähtig** also ein Faden, der wie zerzupft, statt scharf zusammengedreht aussieht, auf Menschen und ihre Stimmung angewandt, etwa wie unser zerfahren. Man kann oder muß sich dabei erinnern, wie in alter Zeit in jedem Hause das Spinnrad oder vor diesem der Spinnrocken arbeitete und welche Bedeutung das Spinnen für die Wirthschaft hatte, um zu begreifen, wie man daher Bilder für das entnahm, was sonst in der Stube und im Hause vorging. — Lehrreich ist auch **brämen** (S. 92). Ich kenne es auch in der Wendung: **er hat nich gebrämt**, nicht gezuckt, d. h. bei einer Gefahr, die an ihn herantrat, und daraus erklärt es sich auch. Die Augbrauen hießen nämlich ursprünglich auch **bräme** Pl. (mit =m für ursprüngliches =w), daher noch **verbrämen**, eigentlich den Saum des Kleides mit einem Besatz als Zierat und Schutz zugleich versehen, wie das die Brauen für die Augenlider sind, ein Bild aus der ältesten Schneiderkunst unserer Frauen (s. darüber unter **Gebräme** in Grimms Wb.). Ist doch aus alter Zeit, aus dem germanischen Norden überliefert, daß man den Muth des Knaben auf solche Weise prüfte und schärfte, daß man ihm mit Schwertesschärfe dicht vor die Augen fuhr, wobei er die Aufgabe hatte, mit den Lidern nicht zu zucken. Das lebt denn nach in der Redensart: **er hat nich gebrämt.** Auch **Brane**, Waldessaum (S. 92) erklärt sich hier, denn das ist gleichfalls eine alte Nebenform von **braue** und heißt forstmännisch auch noch **brame, bräme** (s. u. **Gebräme** 4, c im Wb.).

Von höchster Alterthümlichkeit aber, ein in die Gegenwart hereinragendes Endchen aus dem Dunkel der ältesten germanischen Vorzeit ist der Ruf cecé (S. 97), den die Kinder beim Haschensspielen brauchen; es ruft so laut schreiend ein Kind, das eben in Gefahr ist gefangen zu werden und sich davor retten will. Die Auffassung des Wortes, das man ja nie geschrieben sieht, als ce-ce ist begreiflich, weil die Spielenden dabei an ihr ABC-Buch denken. Ich dachte mirs auch lange so, bis ichs im 16. Jahrh. geschrieben fand, im Gebrauch Erwachsener, die bei einer Gefahr damit die Hülfe der Dorfgenossen herbeirufen. So ruft oder schreit im Esop des Burkard Waldis, also hessisch, in der 80. Fabel des 4. Buches ein Bauer, der fremde Kälber auf seinem Acker sieht, **zehe! zehe!** In der 94. Fabel daselbst, wo

ein Wolf beim Dorf erscheint, schreit der Erste, der ihn sieht, **zeho! zeho!** d. h. **zehe** (l. **zeh**) mit dem schallenden **-o** verlängert, das wir noch in **feurio!** kennen. Es ist ohne Zweifel der erste Theil des uralten Hülferufes **zeter**, der selbst ins Dunkel der ältesten Zeit zurückreicht und eigentlich gleichfalls die Hülfe der Genossen herbeiruft. Auch im 16. Jahrh., doch schon im Kinderspiel, das ja immer das Thun und Treiben der Erwachsenen nachahmte, und zwar eben in Leipzig oder Umgegend, **zeha!** beim Versteckensspielen im Katzipori (s. in Grimms Wb. unter kucken 3, b). Auch auf alemannischem Boden, zu Rothenburg bei Luzern, heißt ein Kinderspiel, ein Fangspiel **wolfzeh**; einer versteckt sich als Wolf und wenn er losbricht, rufen die Andern flüchtend **wolfzeh!** Auch auf niederdeutschem Boden, Stürenburg im ostfries. Wb. 280 gibt té-té als ein Kinderspiel, der Ruf gilt den Spielern, die herbeikommen sollen; aber „té-té rief auch der Bauerrichter im Dorfe, um die Bauern zur Versammlung herbeizuziehen". Dieß te hat aber einen Anhalt an einem Namen für die heilige Stätte des Gerichts, die nd. auch tî m., tie f. heißt, auch hd. zie, vgl. mhd. zuo f. im Lanzelet 7128. Kurz, es ist ein gebliebenes Stückchen aus dem allerältesten Leben der Vorfahren, das, wie so oft, von den Kindern fortgeführt wird.

Ein schönes altes Wort und doch jetzt nur in niedersten Kreisen lebend, d. h. langsam absterbend ohne Ersatz, ist **kalmen**, in einem Halbschlaf oder Schlummer liegen, wie z. B. Kranke (S. 142). Es heißt noch in der Nähe der Stadt, z. B. in Liebertwolkwitz, auch **qualmen** und ist daraus entstanden, dieß aber aus mhd. twalmen; noch der Schlesier Günther (S. 267) sang, in der Zeit als er das Schlafen verlernt hatte:

Mein Schlaf ist nur ein Qualm,
Mein Lied ein Klagepsalm.

So hat der **Kanker** mit lat. cancer nichts zu schaffen, es ist ein altgerm. Wort, wie im deutschen Wörterbuche des Weiteren nachgewiesen ist. Die **Fissimatenten** dagegen sind von gelehrtem Ursprung, aus der Heraldik oder der geheimnißvollen Heroldswissenschaft des 14. Jahrh.; da heißt es im Sing. fisiment, geheimnißvoller Zug oder Zierat im Wappenwesen (Laßbergs

Liedersaal 1, 579), womit man den Leuten auch Sand in die Augen streute, eigentlich lat. visamentum, wie wir noch vom Visiren im Wappenwesen sprechen. Die heutige Form ist eine scherzende oder spottende Verdrehung der lat. Form. **Neunhäutiger** Schurke, Schuft o. ä. ist nicht Verdrehung aus **meineidig**, sondern hat einen alten derben Witz zum Hintergrunde, daß ein solcher, ähnlich wie der Kern einer Zwiebel, nicht eine, sondern neun Häute um sich habe, die man z. B. beim Züchtigen durchschlagen müsse, ehe man ihn selber trifft, wie das z. B. bei H. Sachs vorkommt. Aber ich muß abbrechen.

Als Leipziger vergleiche ich natürlich, oder vergleicht sich beim Lesen von selber der vom Landsmann gesammelte und vorgefundene Sprachschatz der Vaterstadt mit dem in meinem Bewußtsein befindlichen. Da gewahre ich denn mit Verwunderung, daß beide doch nicht gänzlich übereinkommen.*) Einmal finde ich Manches, das ich nicht oder anders kenne; z. B. die Wendung **es geben Leute** für „es gibt" (S. 64) kenne ich wol als osterländisch, thüringisch, hessisch u. s. w. (auch Goethe brauchte sie anfangs selbst als Schriftsteller)**), aber nicht als Leipzig angehörig. Die **Hundsloden** kenne ich nur als **Hundslodden**, das **Indelt** (S. 139) als **Innelt** (für inlt, eig. nd. inlêt, Einlaß), die **Lumpnase** (S. 117) als **Lumfnase**, Stumpfnase***), d. h. in mehr hochd. Form, jenes mehr niederdeutsch. Das Letztere stellt, wo es in unserer Mundart vorkommt, eine niedrigere Schicht dar. Selbst das nd. **he** für er kommt vor (wie es in alter Zeit auch in Schriften hiesiger Gegend erscheint), wir als Kinder brauchten es, wenn eins recht nachdrücklich und zugleich spöttisch verächtlich reden wollte, z. B. **he will nich**. Anderseits hab ich

---

*) Wir stammen nämlich beide aus verschiedenen Stadttheilen. Ich weiß auch aus einer kleinen thüringischen Stadt den Fall, daß in entgegengesetzten Stadtvierteln in der Mundart kleine Unterschiede gelten. Leipzig hatte, als Albrecht und ich jung wurden, etwa 35,000 Einwohner.

**) „Müssen es hier Menschen geben, die Mittelpunkt sind und Sonne" u. s. w. Der junge Goethe 2, 465 (später geändert: muß es u. s. w.).

***) Das Wort ist von Werth für die Sprachforschung, denn es bezeugt einen sonst selten bezeugten Stamm **pfimpfen** in starker Abwandlung, in der Bedeutung runzeln, einschrumpfen machen; s. z. B. ahd. in einer Glosse phamff caperrabat Diefenbach gloss. 96c.

vor Jahren, vielleicht aus Bauernmunde, verbunden gehört **ſchief un ſcheep**, die hochd. und niederd. Form zu größerem Nachdruck geſellt, ein rechtes Kennzeichen der vermittelnden Stellung unſerer Mundart als Glied des Mitteldeutſchen.

Die Stilübung als Kunstarbeit.*)

Die Sprache ein Kunſtwerk, das iſt ein ziemlich neuer Gedanke, aber von größter Fruchtbarkeit nicht nur für die Wiſſenſchaft, auch für die Schule, und davon ſoll hier die Rede ſein, freilich mehr nur in anregendem Andeuten, als mit Ausführung, wozu mehr als ein kurzer Aufſatz gehören würde.

Auch ſeine Bedeutung für die Wiſſenſchaft mag doch erſt noch angedeutet werden, ſchon darum, weil auch das ſchon in der Schule beiläufig recht gut ein Plätzchen im Sprachunterricht finden kann, gelegentlich vorgebracht zur Anregung der denkenderen Geiſter, die dafür reif ſind und nach ſolch tieferer Koſt verlangen.

Die Sprachforſchung war auf der letzten Stufe ihrer Entwickelung von dem Gedanken geleitet, daß man die Sprache zu begreifen habe als ein Erzeugniß von Naturgeſetzen, alſo als ein Naturwerk. Phyſiologie war das Stichwort, das ſeinen Zauber übte. Daß man damit aber allgemach in die Übertreibung hineingerathen iſt, kommt auch den zunächſt Betheiligten nun immer mehr zur Erkenntniß, und die Pſychologie tritt ergänzend neben die Phyſiologie. Beiden Richtungen aber, die ihre höhere Einheit ſuchen, wird ihr Recht und ihre Einheit eigentlich gegeben durch die Betrachtung und Erforſchung der Sprache als Kunſtwerk. Zu einer Ausführung, die auch auf jeden Widerſpruch und berechtigte Einwendungen Rückſicht nähme, iſt ja hier nicht der Ort. Aber im Allgemeinen wird man wol ohne Widerſpruch behaupten können: wie beim Schaffen des Künſtlers Geiſt und Natur zuſammenarbeiten als ein ungetrenntes Eins in ſeinen wahrhaft ſchöpferiſchen Stunden, ſo iſt

---

*) Frick und Richter, Lehrproben und Lehrgänge 5. Heft (1885).

dies Wesentliche des Kunstschaffens auch bei der Sprache zu erkennen, wenn man sie sich werdend oder vom Sprachgeist geschaffen denkt, d. h. jenes wunderbare Schweben zwischen Unbewußtsein und Bewußtsein, zwischen dem Werden wie im Pflanzenreiche und dem Machen mit Wissen und Willen, so daß das Sprachgebilde im Großen wie im Kleinen fortwährend schwankt zwischen der Erscheinung eines Baumes und eines Gebäudes, in Wahrheit aber ein drittes über und zwischen beiden darstellt, das eben das rein Kunstmäßige ist, d. h. von allem eigentlich Menschlichen so zu sagen das Menschlichste, und das ist doch im höchsten Sinn die Sprache, wie die Kunst eben auch.

Um aber zur Schule zu kommen: nicht nur die Sprache als Welt für sich, als die wunderbarste Schöpfung des Gesamtgeistes eines Volkes stellt sich als Kunstwerk in jenem Sinne dar, auch die Handhabung des Sprachvorrathes, der jedem Einzelnen vom Gesamtgeiste zum Gebrauch bereit gelegt ist, die Benutzung der Sprache für die Zwecke des Lebens, des höheren, wie des alltäglichen, fällt durchaus unter die Gesichtspunkte der Kunst, eigentlich so, daß jeder der Benutzer als Künstler zu arbeiten hat. Denn wie bei aller Kunst, sind auch hier gegeben Stoff und Form, die sich in einem dritten, in dem beide aufgehen, einigen sollen zu einem Lebendigen (ich wüßte es nicht besser zu bezeichnen), in dem der Geist in die Erscheinung aus unserm Innen in unser Außen hinaustritt. Es ist, genau zugesehen, eigentlich durchaus kein Unterschied zwischen der Aufgabe eines Künstlers und dessen, der die Sprache handhabt. Auch dieser muß einen Gedanken- und Empfindungsstoff, der erst als formloser Stoff in ihm liegt und sich regt, zunächst im Geiste so ausgestalten, daß er mit allem Zubehör sich zu einer lebendigen Einheit formt, und muß mit den Mitteln der Sprache diese Einheit dann aus sich hinaussetzen, so, daß jeder Andere an dieser äußeren Erscheinung das Innere, das ihr das Leben gab, wieder erkenne und in sich ebenso nachbilden kann in gleicher Gestaltung, daß also Geist zu Geist spreche durch die Vermittelung eines außen für sich erscheinenden Lebendigen. Und so im Großen wie im Kleinen, von der Schöpfung des Dichters oder Redners bis zur geringsten Äußerung, die im Alltagsleben zwischen zwei Sprechenden ihr Inneres vermittelt, wie groß oder klein an Gehalt es sei.

Der Vorgang, den ich da zu zeichnen versuchte (der Versuch ist noch sehr obenhin gehalten) und der wol das Wunderbarste ist, was in uns vorgeht, läuft im Leben für gewöhnlich so rasch ab, daß es an das Zeitlose grenzt, wie der Blitz; das macht wol schon die Gewöhnung von Kind auf; denn man lernt es (obwol Angeborenes dabei ganz wesentlich mit im Spiel ist) von frühester Kindheit an, ohne alle Lehre, was in unserer inneren Entwickelung auch zum Wunderbarsten gezählt werden muß, wie das Sprechenlernen überhaupt.

Aber auf höherer Stufe, zu höherem Zwecke macht sich diese Lehre und das bewußte Handhaben jenes psychischen Vorgangs nothwendig, das letztere, z. B. auch ohne Eingreifen des Lehrers, wenn man in den Jünglingsjahren sich endlich selbst einmal zaghaft ans Versemachen wagt: es ist derselbe Vorgang nach denselben Gesetzen, er muß aber nunmehr bewußt und langsam von uns willkürlich besorgt werden — obschon auch da der Fall vorkommt, daß ein Empfindungs- und Denkinhalt sich einmal, wie ganz ohne unser Zuthun, blitzartig gestaltet in Rhythmus und Reim (besonders merkwürdig selbst im Traum); dies geschieht, wenn die junge Seele einmal von einer neuen großen Empfindung gepackt wird, die uns ihren Gedankeninhalt nun in abgerundeter Form arbeitslos gleichsam zuspielt. Für gewöhnlich aber, auch wenn ein solcher glücklicher „Einfall" dann ein kunstgerechtes Ausspinnen verlangt, ist dabei ziemlich mühsame, obschon wunderbar lohnende Arbeit, damit der nach seiner Gedankenform ringende Empfindungsinhalt zunächst in uns wie vor der Stirn (in einem Vorraum unseres Innern, der doch noch zu uns gehört), sich zu abgerundeter Gestalt zusammenziehe, womit doch die gesuchte Sprachform, also ihr Äußeres, für unser Außen Bestimmtes gewöhnlich schon mitgegeben ist. Jeder erfährt dabei auch, daß bei bestem Gelingen und treuester Mühe doch fast immer ein Rest im Gefühl bleibt, der in die gefundene Form nicht mit übergegangen ist und beunruhigend in unserm dunkeln Grunde sitzen bleibt. Was aber da von solchem jugendlichen Versemachen gesagt ist, gilt im Wesentlichen auch von dem Fertigen der deutschen Aufsätze auf der Schule, wie jeder erkennen wird, der sich seiner eigenen Erfahrungen dabei noch deutlich erinnert: derselbe Wechsel von ermuthigenden Einfällen und mühsamem Ausspinnen, von

frohem Gelingen und verdrießlichem Mißlingen, von Befriedigung und dem Gefühl eines unaussprechbar bleibenden Restes — und immer handelt sichs um Stoff und Form, die mühsam herauszuarbeiten sind, damit ein drittes herauskomme, in dem beide aufgehen: es ist wesentlich Künstlerarbeit im Kleinen, auch mit Künstlernoth und Künstlerfreude.

Denn zwischen Poesie und Prosa ist dabei kein wesentlicher Unterschied; es ist hier wie dort eine Kunstübung, eine Bethätigung oder Ausübung des angeborenen Kunstsinnes, zugleich die beste Vorschule für alles Höchste, was der Mensch überhaupt leisten kann. Es handelt sich um das, was aus dem römischen Alterthum her Stil heißt, das höchste Ziel vom Kunststandpunkt aus für den Schriftsteller in höchster Erscheinung und ebenso für den Schüler, der seine ersten Versuche in der Handhabung der Sprache macht. Daß man Wort und Begriff Stil von Sprachübungen in der Schule, aus der es doch wol herrührt, schon längst auf Baukunst und bildende Kunst, wie auf Musik übertragen hat, ist allein ein Beweis dafür, wie die Übung im Gebrauch der Sprache dem Wesen nach mit der Kunstthätigkeit verwandt ist.

Man denkt dabei, wenn man den schwierigen Begriff in seinen Bestandtheilen zu fassen sucht, leicht zuerst an das Grammatische und Logische, oft auch wol nur an diese zwei, als ob in ihnen alles, was die Handhabung der Sprache verlangt, beschlossen wäre. Beide stehen aber doch nur im Dienste der eigentlichen Kunstarbeit, auf die auch hier alles hinausläuft.

Gerade die Lehrer behandeln, glaub' ich, die Stilübung zumeist bloß nach Grammatik und Logik, während die Logik für das gesuchte kleine Kunstwerk doch nur das Gerippe liefert, die Grammatik nur das alleräußerste Gefüge oder die äußersten Enden der herzustellenden Erscheinung. Richtig verstanden oder tiefer gefaßt können allerdings beide, Grammatik und Logik, wie von den beiden Enden, dem äußersten und innersten her zum Rechten führen, es gleichsam von außen und innen einfangen, d. h. das geistige Leben in seiner ganzen Erscheinung, seinem ganzen Wesen, das eben unter den Geheimnissen der Kunstübung allein in die Erscheinung treten kann.

Das wäre denn die Aufgabe der Schule, ich zaudre nicht zu

sagen, neben der religiösen die höchste, die in ihren Arbeitskreis fällt. Um freilich dem hohen Ziele auf geradem Wege und unmittelbar nahe zu kommen oder es zu erreichen, dazu wäre nöthig, was ich zu wiederholen nicht müde werden will, daß die Schüler bei den deutschen Aufsätzen mit allen möglichen Mitteln dahin gedrängt oder besser gelockt werden, ihre wirklichen eigensten Gedanken und Empfindungen in den Aufsätzen zum Vortrag zu bringen, nicht bloß Fremdes in angelernten oder angeflogenen Phrasen, die alle darauf gerichtete Arbeit des Lehrers zu nichte machen können. Das wird sich auf den verschiedenen Stufen, auf denen der an Tiefe und Weite wachsende jugendliche Geist aufsteigt zur Bildung, womöglich Durchbildung nach Form und Inhalt, sehr verschieden nach den zur Bearbeitung aufgegebenen Gegenständen darzustellen haben.

Übrigens braucht man sich die hohe Aufgabe gar nicht in der Beschränkung zu denken, in der sie da aufgestellt wurde und bange machen kann, obschon das allerdings das höchste Ziel bleibt, daß der Schüler sich selbst kunstgerecht aussprechen lerne, das denn auch gleich bei den ersten Übungen als Ziel maßgebend sein kann oder muß.

Auch das Angelernte ist trefflich verwendbar für die Stilübung unter dem Gesichtspunkte der Kunst. Wenn z. B. der Schüler der untersten Klasse ein erzähltes Märchen schriftlich wiederzugeben oder einer der obersten etwa ein geeignetes Capitel aus der Geschichtsstunde schriftlich selbst zu bearbeiten hat, gibt es eine Fülle von Gelegenheiten für den Lehrer, an sachlichen wie an formalen Versehen die Gesetze des Stils im höchsten Sinne zu entwickeln, immer womöglich so, daß der Schüler selbst, oder, wo irgend möglich, die ganze Klasse selbst mitarbeite, das Fragliche selbst mit zu finden. Richtig gemacht, wird das eine Lust, eine hohe Geistesluft für die Schüler, wie für den Lehrer (ich spreche aus Erfahrung).

Denn was formale Versehen betrifft, so handelt es sich dabei fast immer um Stilgesetze, die sich eigentlich zuletzt von selbst verstehen wie die Kunstgesetze, zu denen jene gehören, ja beinahe wie die Regeln der Arithmetik, d. h. es handelt sich um Gesetze und Regeln, die nicht Einer gemacht hat oder machen kann, die vielmehr in der Natur der Sprache und des Geistes

gegeben sind, so daß sie, obgleich an sich absolut oder ewig, wie Goethe gern für absolut sagt, doch zugleich jeden Augenblick im oder am Stoffe mit neu an den Tag kommen wie neugeboren, daß sie daher eigentlich jeder selbst finden kann, der die inneren Augen recht aufthut. Auch der Schüler schon, wenn ihm der innere Sinn vom Lehrer eröffnet wird; und er hat dabei die Freude, dasjenige selber als nothwendig und richtig zu erkennen, besser aufzufinden, was ihm sonst von außen und oben als leidiger Zwang auferlegt wird. Der Zwang, der unsicher und ängstlich macht, ist für ihn nun in schöne Freiheit umgesetzt, die Lust zum Denken und Sinnen erwacht in ihm, da sie ihn gewissermaßen zum freien Herrn über das macht, was ihm bisher ein strenger Herr war, von dem er oft nur die Strenge fühlte, nicht die Berechtigung seiner Forderungen. Eine höhere Geistesluft, die zugleich seine Kräfte weckt und stärkt, kann es für den Schüler nicht geben.

Die Lust für den Lehrer besteht bei diesem Verfahren darin, daß ihm das, was ihm sonst durch langjährigen Gebrauch nothwendig mit dem Staube des Alltäglichen oder Langweiligen belegt und entfärbt ist („abgedroschen" heißt es auch, wie Stroh, das nichts mehr gibt beim Dreschen), nun auf einmal wieder frisch lebendig entgegentritt, daß ihm das ausgedroschene Stroh wieder zu jungen frischen Halmen wird, die ihm vor den Augen aus den jungen Geistern wachsen unter seiner Hülfe oder Veranlassung, die höchste geistige Vaterfreude, die gerade dem Lehrer am reichlichsten beschieden ist, sobald er will und danach thut.

Auch sachliche Versehen, z. B. Verwechselungen oder Auslassungen beim Wiedererzählen eines Märchens, die man leicht mürrisch als bloße Gedächtnißfehler behandelt, können Anlaß geben zu jener höheren Behandlung unter dem Gesichtspunkte der Kunst, ja, sie noch in höherem Sinne als die Stilfehler. Denn die Verwechselung oder Auslassung muß sich aus dem Verlauf des Geschichtchens erkennen lassen; der kleine Schriftsteller muß unter Anleitung des Lehrers selbst den Fehler in seiner Darstellung bemerken und aus sich, eigentlich aus der Sache heraus berichtigen oder ergänzen können. Damit tritt er aber völlig zugleich in die Spuren der Kunstarbeit im Kleinen, und Freude gibt das in der jungen Seele noch höher oder tiefer,

als dort beim Selbstfinden allgemeiner Regeln oder Gesetze. Denn dort ist es mehr ein Finden dessen, was schon gegeben ist, das er zu üben hat, hier mehr ein Schaffen dessen, was noch im Werden ist. Schaffen — man erschrecke nicht über den hohen Begriff, der da auf das kleine geistige Thun des Schülers angewandt werden soll: ist doch schon alles rechte Lernen, in seinem geheimen Verlauf in der Seele genau beobachtet, zuletzt zugleich ein Nachschaffen dessen von innen heraus, was ihr von außen zum Ergreifen geboten wird; dort aber steigt die Geistesthätigkeit des Schülers zu einem Nachschaffen auf, das diesen Namen in noch höherem Sinne verdient, das sich aber durchaus zugleich, wenn auch ganz im Kleinen, in den Lebensgesetzen des Kunstschaffens zu bewegen hat.

Die wichtigsten Versehen in den Aufsätzen aber, wichtig für die Zwecke des Lehrers wie des Schülers, sind solche, in denen Sachliches und Formales zugleich verfehlt ist; ich meine den häufigen Fall, wo etwas Halbgutes oder Verkehrtes vorgebracht ist, hinter dem etwas Gutes, das dem Schüler vorgeschwebt hat, versteckt ist, meist aber doch durch die Verkehrtheit erkennbar herausguckt. Das geschieht dem Schüler gerade dann am leichtesten, wenn er beim Denken über den Gegenstand aus dem Vorrath von gehörten und gelesenen Wendungen und Redensarten, die dazu sich darbieten, gleichsam mit eignem Denken auftauchen will und er von dem Muthe angeweht wird, sich auf eigene Füße zu stellen, also auf dem Wege zu dem Ziele, das ihm eben als oberstes Ziel gesteckt ist. Wie leicht verwirft der Lehrer, zumal in der Eile des sogenannten Corrigirens, solche Stellen als Unsinn und erstickt damit einen Keim, aus dem etwas Eigenes, Rechtes sprießen wollte, aber noch nicht konnte. Ich habe in meiner langen Praxis in diesem Fache je länger je mehr die Überzeugung gewonnen, daß es, gewisse Ausnahmen zugegeben, in den Schülerarbeiten etwas absolut Falsches oder Dummes nicht gibt, und habe mir immer öfter bei einzelnen Arbeiten die Mühe gegeben, seitenlang aus dem halb verkehrt Gesagten gleichsam herauszuholen und nachzutragen oder nachzuflicken, was vom Schüler gemeint war, soweit sich das erkennen ließ, so daß eine solche Seite manchmal recht röthlich aussah, so schimmerte die rothe Tinte über der schwarzen. Die Mühe war

aber mit einem eigenthümlichen Vergnügen verbunden, das wesentlich wol daraus kam, daß man dabei der geheimen Gänge, die das Denken und Vorstellen und Darstellen zu gehen hat, um aus dem verwirrenden Stoffe heraus zum Klaren und womöglich Schönen zu kommen, sich besonders deutlich bewußt wurde, gerade an den möglichen Irrgängen links und rechts daneben, in denen der Ungeübte sich leicht verläuft. Ich lernte dabei allemal selber an den Schwierigkeiten und Geheimnissen der Stilkunst und sah manches, was ich noch nie gesehen hatte, so nahe es lag. Am anziehendsten war es aber, ausgewählte Stellen der Art beim sogenannten Zurückgeben der Arbeiten öffentlich vor der Klasse in jener Weise zu behandeln, und zwar so, daß man den Schüler möglichst selbst nachträglich finden ließ, was er eigentlich gemeint hatte. Das war oft geradezu ein fröhliches Zusammenarbeiten, wobei auch Andere aus der Klasse dem Kameraden helfend beispringen konnten, und ich war dabei oft erstaunt, welche Summe von richtiger und feiner Beobachtung in der Klasse vorhanden war, sobald einmal die rechte Anregung gegeben und die Geister glücklich in die rechte Richtung gebracht waren; es kam auch vor, daß dabei ein Schüler etwas sah, was ich selbst nicht gesehen hatte. Die Arbeit war aber wesentlich eben Kunstarbeit, denn es galt, einen halbreifen Gedankenstoff in oder aus sich vollends so auszubilden, daß er seine abgerundete Gestalt gewann in den Ausdrücken und Wendungen, die, wenn Alles völlig gelang, nachher wie für ihn, den Gedankenstoff, gerade geschaffen erschienen. In dem Augenblicke, wo so Gedanke und Ausdruck sich glücklich zusammenfinden, blitzt etwas wie höchster Kunstgenuß durch die Seele und zwar thätiger, nicht empfangender, denn es steht da auf einmal etwas Lebendiges vor ihr, dessen Schöpferin sie selbst ist. Das gilt nicht bloß vom geistigen Schaffen im Großen, auch im Kleinen und Kleinsten, nicht bloß von Poesie, auch von der Prosa: alle Stilübung ist zugleich Kunstarbeit.

Selbst die Redensarten und Phrasen, die in den Arbeiten so leicht unterlaufen, oft wol gar den wesentlichen Bestandtheil eines Aufsatzes bilden, sind für jenen Zweck verwendbar; denn gerade da treten Gehalt und Form im deutlichsten Widerspruch auf und bieten so die beste Gelegenheit zu der Übung, beide in Einklang zu bringen. Es ist ja an sich nicht leicht, bloße Redens-

arten von berechtigten Wendungen, die bei einem gegebenen Stoff die Sprache an die Hand gibt, scharf zu unterscheiden, weil beide ein Gebiet gemeinsam haben, in dem sie gleichsam ineinander verfließen. Aber in dieser Unterscheidung die Schüler zu üben, ist eine der wichtigsten Aufgaben, die diese Übungsaufsätze dem Lehrer auferlegen. Die Unterscheidung wird ihren Maßstab allemal an dem Sachlichen finden können, um das sichs handelt. Denn die Redensarten treffen die Sache, der der Gedanke rein nachgehen soll, immer nur an einem Punkte, gehen aber außerdem daneben hinweg oder darüber hinaus, so daß sie mehr oder auch weniger sagen, als eben zu sagen ist. Es ist damit fast, wie wenn ein bildender Künstler so gedankenlos oder träge wäre, einem Gesichte eine Nase zu geben, die einem andern Gesichte angehört, von der er gerade das Modell bequem zur Hand hätte. Wirklich hohle Redensarten sind unerbittlich zu verfolgen und in ihrer Nichtigkeit aufzuweisen: ganze wichtige Lebensgebiete leiden ja schwer an solchen Redensarten, der Schüler kann an seinen Aufsätzen die wichtige Kunst lernen, sie zu erkennen und womöglich zu verabscheuen. Das wird am sichersten erreicht, wenn es gelingt, den Gedankenzusammenhang ungefähr aufzuspüren, aus dem die Redensart entsprungen ist und in dem sie berechtigt war, wie für jene falsche Nase der geübte Künstler das Gesicht müßte ungefähr zeichnen können, in das sie gehört. Wenn aber dabei Spaß mit unterläuft, von einer wirklichen Dummheit dargeboten, wie von jener falschen Nase, so darf das Lachen nicht fehlen, als erwünschte Würze an die sonst ernste Kost; als Ziel aber möchte ich dem Lehrer für diesen Fall das stecken: den Fall so zu behandeln, daß der Schüler zuletzt selbst mit lacht über sich und seine begangene Dummheit; das hat zugleich höheren Werth; denn er entwaffnet damit nicht nur den Spott der Mitschüler, sondern kann daran die schwere und im Leben so nöthige Kunst lernen, sich gegebenen Falls über sich selbst zu stellen.

Der Gegenstand ist mit diesen Betrachtungen nicht von fern erschöpft; mehr nur als wichtige Frage mit vorläufiger allgemeiner Antwort in den Vordergrund gezogen. Vielleicht kann ich einmal darauf zurückkommen, vielleicht helfen Andere zu weiterer Klarstellung und Bereitstellung des Grundsatzes für die Praxis.

Zur Einführung der Zeitschrift für den deutschen Unterricht.*)

Der Herausgeber hat mich aufgefordert, der neuen Zeitschrift ein einführendes Wort mit auf den Weg zu geben, den sie da eben antritt, und ich kann mich dem nicht wol entziehen. Ich versuche also, einiges Allgemeinere oder Höhere auszusprechen, worin die Amts- und Arbeitsgenossen am deutschen Unterricht, zu denen ich ja auch noch gehöre, wo möglich alle sich einig finden können, was aber zugleich den außer unserem Kreise Stehenden, für die wir doch zuletzt eben arbeiten, die Berechtigung unseres Unternehmens möglichst deutlich zeigen kann.

Einig sind wol Alle darin, daß es sich für uns Deutsche jetzt darum handelt, ein neues Leben eben als Deutsche zu beginnen, ein neues Leben auch vom Standpunkt der Weltgeschichte aus gedacht, an deren Gewebe, daß es gedeihe, jedem Volk in der großen Völkergemeine sein Antheil, sein Amt oder Ämtchen zugemessen ist, es mag wollen oder nicht. Daß wir Deutsche dem Amte, das uns an der großen Arbeit zugewiesen ist vom Weltgeiste, wie groß oder klein und welcher Art es auch sei, was denn formelhaft zu bestimmen für uns selber wol unmöglich und unnöthig ist — daß wir unserm Weltamte bis daher nicht ganz haben genügen können in Folge von Hemmnissen, die den deutschen Geist hie und da noch gebunden hielten, darin sind wol auch Alle einig. In meinen jungen Jahren war ein Bild vom deutschen Michel geläufig, in Wort und Bild, ein von Kraft und Gesundheit strotzender Bursche, der eine Schlafmütze trug, und wie viel Wahres daran war, empfanden wir mit bitterem Weh. Nun ist die Schlafmütze doch abgestreift und der deutsche Michel blickt wieder frisch und muthig um sich, wie noch im 16. Jahrhundert, soweit nicht alte Irrthümer oder neue falsche Theorien seinen Sinn noch immer gebunden und die Schlafmütze gleichsam innerlich fest halten. Ganz Europa fühlt die Veränderung, die mit uns vorgeht, in den Gliedern, die Meisten mit Bangen oder

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht, unter Mitwirkung von Prof. Dr. R. H., herausg. von Dr. Otto Lyon. Lpz. B. G. Teubner 1887 ff.

Furcht, daß aus der Schlafmütze nun ein Helm, nur ein Kriegshelm geworden sei. Es ist unsere Aufgabe, ihnen diese Furcht zu benehmen und den Beweis zu geben, daß wir ihnen nur gute Nachbarn sein wollen, aber ebenbürtige, gleichberechtigte, die als solche wacker mitarbeiten wollen zum Wohl des Ganzen, des europäischen oder auch Weltganzen, schon weil uns das selber zu Gute kommt.

Was mit diesem neuen Leben, das zunächst das heranwachsende Geschlecht weiterführen soll, die Sprache zu thun hat, was überhaupt mit dem gesunden Leben eines Volkes seine Sprache zu thun hat, das ist so oft und gut ausgesprochen worden, daß ich es hier nicht neu zu versuchen brauche. Daß beide, das rechte Leben eines Volkes und seine Sprache in ihrem Bestand und Gedeihen eng verwachsen und wie an einander gebunden sind, darin ist auch Alles einig, selbst da, wo man nicht einig ist über das, worin dieß Gedeihen eigentlich besteht und zu suchen ist. Auch wer z. B. unter den Lehrern oder Anderen, die sich der Sache annehmen, auf die Orthographie ein Gewicht legt, als hienge von ihr alles weitere Gedeihen ab, oder wer dasselbe Gewicht der Aussprache beilegt, wie das ein Zug des heutigen Bildungsstrebens ist, über den man an sich erfreut sein kann, der ist dabei bestimmt von einem thätigen Gefühl für die nationale Ehre, er sieht die Sprache mehr oder weniger deutlich eng verknüpft mit dem Wohl des lebendigen Ganzen, so gut wie der, welcher in jenen oft mit Leidenschaft auftretenden Bestrebungen Pedanterie mitwirkend erkennt, die in bestem Eifer so leicht die Sache und die Form, das Wesen und die Erscheinung verwechselt und damit dem wahren Leben der Sprache, also auch des Geistes Schaden zu thun Gefahr läuft. So liegt denn hier in einer hochwichtigen Angelegenheit der Nation eine Einigkeit vor, wie man sie nur wünschen kann, ja die man bewundern muß bei einem Volke, wie wir es darstellen, bei dem sonst die Geschichte so vielfältig und auch die Gegenwart noch gerade genug die Erscheinung zeigt, daß die einzelnen Glieder am liebsten ihre Wege für sich gehen, wenn sie auch auseinander führen statt zusammen, d. h. daß sie den Zielpunkt ihres Strebens, den Schwerpunkt ihres Lebens nur in sich selbst verlegen statt zugleich ins Ganze. Wir sehen und fühlen ja, wie auch jetzt nach den Schicksals-

schlägen und Gefahren, die uns endlich aus losen und lockeren Theilen zusammengehämmert und genietet haben zu einem politischen Ganzen, doch noch schwer gerungen werden muß um den Bestand und den Ausbau dieses Ganzen, weil jenes Sonderstreben der Theile noch nicht völlig überwunden ist. Auf dem sprachlichen Gebiet dagegen ist es überwunden, da steht das Ganze, die Einheit so fest als Ziel, wie es nur möglich ist, so fest wie es auch noch zur Blüthezeit unserer Literatur im vorigen Jahrhundert nicht stand, daß man nun eher besorgt sein muß, die Einheit wollte die Linie überschreiten, wo sie in ein eintöniges, lebenfesselndes Einerlei übergeht.

Es ist uns damit gar merkwürdig gegangen und es zeigt sich ein wunderbares Spiel unserer Geschicke, wenn man in die Jahrhunderte weiter zurückblickt und den Gang der Entwickelung auf politischem und sprachlichem Gebiete vergleicht: in dem Maße, wie der alte Bestand des politischen Reiches gefährdet, beschädigt und endlich zerstört wird, in demselben Maße stellt sich umgekehrt der Bestand unseres Sprachreiches her und wächst zur Einheit und Festigkeit heran. Denn wenn man die ersten Gefahren und Spuren des Zerbröckelns der Reichskraft schon seit dem Ende des 12. Jahrhunderts erkennen kann, so fällt das doch zusammen mit dem Erblühen der deutschen Dichtkunst, das denn auch von selbst eine Einheit in der Dichtersprache als erstrebtes, zum Theil schon erreichtes Ziel aufrichtete, womit der Kryſtallisationspunkt oder Keimpunkt zu allem weiteren Werden und Wachsen des Sprachreiches gegeben war. Und noch im 13. Jahrhundert rückt auch die deutsche Prosa in die ihr gebührende Stelle im öffentlichen Leben ein anstatt des Lateins und tritt ihren wichtigen Entwickelungslauf an, während gleichzeitig das Reich nach Idee und Wirklichkeit in bedenkliche Schwächung geräth im Vergleich mit dem vorhergehenden Jahrhundert. Und wenn diese Schwächung im 15. Jahrhundert wächst, daß wir da auf so vieles stoßen, was uns schon politische Unehre oder gar Schande vor dem Auslande zu empfinden gibt, so bildet sich eben da der maßgebende Begriff des sogenannten gemeinen Deutsch aus, eines Deutsch für Alle auch in Prosa.

Im 16. Jahrhundert dann, das mit seinen Kämpfen um ein verjüngtes Christenthum doch auch das Reich in schwere

Gefahr brachte, wird doch zugleich für das Sprachreich der einigende Zielpunkt fest aufgestellt, nachdem es da eine Zeit lang ausgesehen hatte, als sollten sich mehrere gesonderte Sprachkreise um verschiedene selbstständige Schwerpunkte bilden, sowie das noch in unserer Zeit auf politischem Gebiete erstrebt worden und dem Gelingen nicht fern gewesen ist. Und eben in den Kampfschriften, die der Sturm im religiösen Leben und Bewußtsein hervorrief, kam das schon lange vorgebildete gemeine Deutsch zu wirklicher weiterer Ausbildung, d. h. die Gegner, die sachlich immer mehr nach zwei Richtungen auseinander giengen, einigten sich sprachlich immer mehr unter einer Fahne, und eben der Mann, der im Kampfe um das christliche deutsche Gewissen die Fahne aufgesteckt hatte, ward auch der Fahnenträger für das zum Durchbruch kommende neue Sprachreich, das dann von der Mitte aus so unwiderstehlich nach den Grenzen hin in Nord und Süd und West wirkte mit Schwerpunktskraft, daß sich ihm auch das große niederdeutsche Gebiet nun angliederte, so gut wie der Süden und Westen, auch so weit er religiös in der Richtung Roms weitergieng oder wieder hinein gezwungen wurde. Am deutlichsten und merkwürdigsten zeigt sich diese gegensätzliche Bewegung des politischen und des Sprachlebens an der Schweiz, die politisch damals dem Reiche vollends verloren gieng und eine ganz eigene Lebensbahn betrat, wie die Niederlande, sprachlich aber gerade damals den Weg zum gemeinen Deutsch entschieden einschlug, von dem seine eigene Sprache fast so entfernt war auf einem eigenen Entwickelungswege, wie die der Niederlande.

Ganz grell erscheint der Gegensatz der Entwickelung im 17. Jahrhundert. Das zeigt uns politisch das entsetzliche Schauspiel, wie sich Deutschland in sich selbst zerfleischt und verwüstet unter Mitwirkung des Auslandes; in derselben Zeit aber wird auf dem im 16. Jahrhundert vorbereiteten Boden für Sprache und Literatur die Pflanzung glücklich angelegt, aus der nach mancherlei noch nöthigen Mißgriffen und falschen Versuchen der Garten werden konnte, der dann im 18. Jahrhundert Blüthen und Früchte bringen sollte, die nun als unverlierbarer Besitz nicht nur Deutschland, sondern der Menschheit angehören. Und merkwürdig, eben als dieß Ziel, die Sehnsucht der Besten seit Jahrhunderten, erreicht war in einer Vollendung, die jene nicht hatten ahnen

können, um die Zeit von Schillers zu frühem Tode, als auch Klopstock, Herder, Kant schon heimgegangen waren, eben da gieng das morsche alte Reich vollends wirklich in die Brüche und seine Zerstörung für immer schien eine Zeit lang unvermeidlich. Aber eben wie die Hülse oder Rinde endlich abfiel und sich in Fäulniß auflöste, stand dahinter auch schon ein neues geistiges Reich fertig da als Mark für eine Neubildung auch nach außen. Das hatte noch Schiller aussprechen können in prophetischen Worten an der Wende der beiden Jahrhunderte*): „Indem das politische Reich wankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet", wobei man zugleich an seine Worte Wallensteins denken mag: „Im Marke wohnt die schaffende Gewalt", und an die: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut", was dann für uns Deutsche, zwei Menschenalter später, von uns selbsterlebt, sich voll bewähren sollte. Ist das nicht der wunderbarste Gang menschlicher Dinge, den man sich denken kann, wie ihn unser Volk da seit sechs Jahrhunderten gegangen ist?

Diese Betrachtung ist mir ausführlicher geworden, als ich wollte, wenn auch wol noch nicht ausführlich genug für die Wichtigkeit des Gegenstandes. Aber sie ist wol auch so für den vorliegenden Zweck nicht verloren. Kann sie nicht dem Lehrer dienlich sein, wenn er sie sich gegenwärtig hält in den Mühen der Alltagsarbeit, die ihn immer wieder tief oder zu tief ins Kleine hineinziehen? Sie kann ihm wol ein Schild werden gegen die Gefahr, die sein Thun fortwährend begleitet, das Kleine zu sehr als groß zu behandeln, zumal sie auch das Kleine und Kleinste in das Licht eines großen Zusammenhanges stellt. Und anderseits ist mirs, als sollte auch unsere Jugend einen Begriff von diesem wunderbaren Gange unserer Entwickelung mit von den Schulen fort nehmen, wenigstens von den höheren Schulen; denn ich halte es für einen Irrthum, daß dergleichen Dinge für den reifenden Jüngling oder die reifende Jungfrau noch zu hoch wären, ich rechne sie zu den Keimen, die ihnen die Schule über die fertigen Kenntnisse hinaus auch schuldet, daß sie nachher in ihnen weiter wachsen. Ich hatte aber bei der Betrachtung den

*) S. Goedekes hist.-krit. Ausg. 11, 410 ff., ich kann wol auch auf meine Schrift über den deutschen Sprachunterricht 2. Ausg. S. 148, 3. Ausg. S. 168 verweisen.

Zweck, den Punkt zu suchen, von dem aus die unserer Zeitschrift gestellte Aufgabe in ihrem geschichtlichen Lichte, also gegen Willkür und Irrung gesichert erscheinen könnte, wie von einem erhöhten Aussichtspunkte, der den zurückgelegten Weg übersehen und zugleich den weiter einzuschlagenden sicher erkennen läßt. Was nun in jenem Zusammenhang die Sprache zu thun hat, nicht bloß die Literatur, auch das ist von Schiller genügend ausgesprochen, wenn er für den Entwurf seines Festgedichtes zur Feier der Jahrhundertwende auch niedergeschrieben hat: „Die Sprache ist der Spiegel einer Nation, wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen": ihm war dieses Bild ein sichernder Trost im Gefühl des politischen Unterganges, wie es im 17. Jahrhundert schon so Vielen gewesen war und von Fichte in seinen Reden an die Nation als Haupthebel seines ganzen Gedankenganges benutzt wurde, uns aber kann es ja wol eine Mahnung und Weisung sein für die Aufgabe, die uns gestellt ist.

Denn wenn man nach der Aufgabe fragt, die nun dem deutschen Unterricht zufällt, so läßt sie sich wol auch einfach so fassen in Schillers Bilde, daß wirs mit ihm dahin bringen möchten, daß jener Spiegel der Nation in jedem gebildeten Deutschen sich wiederholend darstelle, wenn auch im Kleinen und mit Einschluß der freien Mannigfaltigkeit, die das Kennzeichen alles gesunden Lebens ist. Oder, um das Bild vom Garten wieder aufzunehmen: da jeder kleine Deutsche seine Sprache in die Schule schon mitbringt in Form einer selbstgewachsenen Pflanzung, die in und aus dem Leben in ihn gepflanzt und eben daher im Wachsen ist, so fällt dem Lehrer die Aufgabe des Gärtners zu, der in der wildwachsenden Pflanzung zuerst Ordnung, dann auch Nutzbarkeit und wo möglich Schönheit herzustellen hat, wobei ich doch der Meinung bin, daß sich diese drei Ziele bei der Sprache gleich vom Anfang an zugleich verfolgen lassen und eigentlich gar nicht zu trennen sind, wie in einem rechten Hausgarten eben auch. Der Lehrer hat als Sprachgärtner Unkraut zu jäten, den Boden zu lockern für guten Samen, das Wildgewachsene zu beschneiden oder auch edlere Reiser darauf zu pfropfen und wie sich das Bild weiterführen ließe, daß die ganze Aufgabe des deutschen Unterrichts darin ihr Unterkommen fände,

von der Mühe mit der Orthographie und Aussprache und erstem Satzbau an bis zu den erreichbar höchsten Leistungen in den obersten Classen hin. Ist es doch auch längst benutzt in ganzem praktischen Ernste in seminarium, das mir als Bild von jeher eine Freude ist (wenn auch nicht die Bildung „Seminarist"), wie es ähnlich schon um 1400 benutzt ist von dem Saazer Schulmann Johannes, der seiner kostbaren, zu wenig bekannten Schrift über den Tod den Namen „Ackermann aus Böhmen" gab, d. h. sich selbst als Ackerer ansah, der der Gemeinde Menschen als Pflanzen zog.*) Also der Unterricht in der Muttersprache als Garten oder Pflanzschule, deren Zöglinge Blumen und Blüthen für sich und die Ihrigen, aber auch Früchte für sich und ihren Lebenskreis, klein oder groß gedacht, tragen lernen sollen. Und wenn andere Fachlehrer, der Mathematiker, Religionslehrer, Geschichtslehrer u. s. w. das Bild auch für sich in Anspruch nehmen, um so besser! Daß es jedoch dem Unterricht in der eigenen Sprache am nächsten liegt, ist wol in Kürze genügend belegt mit Büffons vielgebrauchtem Worte le stile c'est l'homme, der Mensch spiegelt sich selbst für Andere nach Geist und Seele in seiner Sprache, also im Kleinen, wie oben bei Schiller im Großen die Nation.

Mit der Sprache ist aber auch der ganze Inhalt von Geist und Gemüth gegeben, soweit er in Worten zur Erscheinung und Gestaltung kommen kann, beim Einzelnen, wie bei der Nation, und Schiller hat bei jener Äußerung über die Sprache diesen Inhalt gewiß mit gemeint, gewiß auch in der Höhe der Ent-

*) Beiläufig, daß das Bild weit älter ist, wie das ganze Pflanzenbild in Anwendung auf Menschliches (woraus ein ganzes großes Capitel zu machen wäre wichtig genug), das zeigt z. B. Walthers Spruch: selbwahsen kint, du bist ze krump: sît nieman dich gerihten mac u. s. w., selbwahsen (wie αὐτοφυής), wie ein Wildling, daher krumm gewachsen, auch nicht mehr zu „richten", also gerade zu ziehen; auch bei ziehen und erziehen von Kindern sind diese eigentlich als Pflanzen gedacht, denen man für ihr Wachsen die gute, gerade Richtung gibt, indem man ihm ziehend nachhilft. Allerdings ist das Bild da auf den Charakter bezogen (zuerst auf das leibliche Wachsthum), aber heißt es nicht immer, alle Lehre und Geistesbildung müsse zuletzt dem Charakter zu Gute kommen? Und zu diesem Ziele gibt es, glaub ich, keinen näheren Weg, als den recht gehandhabten deutschen Unterricht, was wol künftig einmal auszuführen wäre.

wickelung, wie sie durch ihn und seine Mitarbeiter in der Führung der deutschen Geistesbewegung eben erreicht wurde als beste Gabe für die Deutschen des 19. Jahrhunderts, für uns. Diese Gabe aber, zuerst nur einer kleineren Gemeinde zugänglich, die jener Höhe folgen konnte, soll nun möglichst Gemeingut der Nation werden, wie sie es zu gutem Theil schon geworden ist; denn die Gedankenwelt jedes Gebildeten, wenn man sie untersuchen wollte oder könnte, besteht zu gutem Theil in Gedanken aus der Geistes- und Gemüthswelt unserer großen Dichter und Denker, die ihn in seinem Denken und Thun leiten und bestimmen, wenn auch nicht durchaus bewußt und in gedächtnißmäßiger Wortform, was gar nicht nöthig ist. Daß aber jene Gedankenwelt, so weit sie wirklich den Fortschritt des Menschlichen darstellt, in rechter Weise wirkliches Gemeingut werde, da auch dabei Irrungen unterlaufen können ohne bewährte Leitung, das fällt als höchste Aufgabe dem deutschen Unterricht zu. Sie ist denn auch als solche nun gar wol anerkannt und die Arbeit daran beginnt eigentlich schon von den ersten Classen an im deutschen Lesebuche, diesem wichtigsten Buche außer der Bibel, das dem Schüler in die Hand kommt im ganzen Lauf der Schule, manchmal wol im Lauf seines Lebens.

Auch über die Wichtigkeit des deutschen Literaturunterrichts in den höchsten Classen sind alle Betheiligten einig, schon das eifrige Suchen nach den rechten Wegen, die dabei einzuschlagen sind, wie es sich in den pädagogischen Zeitschriften zeigt, ist ein Beweis dafür; in der neuen Zeitschrift kann dieß Suchen seine beste Stelle finden, daß man sich auf Grund von Theorie und Erfahrung geeinigt dem Ziele nähere. Sieht man sich übrigens dabei nach dem Gartenbilde um, das wol oben so gut diente, um Abstractes in faßbares Leben umzusetzen, so kann es auch hier dienen und, scheint mir, eine besonders werthvolle Weisung geben. Was von Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, von Uhland, Rückert, Hebel u. s. w. in den geistigen Besitz der Schüler übergehen soll, das kann man, wieder schon von der ersten Classe an, vollkommen zutreffend den Reisern vergleichen, mit denen der Gärtner seine Wildlinge veredelt, daß sie bessere Früchte tragen, als sie aus sich selbst tragen könnten. Das können sie aber nur dadurch, daß ihr eigener Lebenssaft in die

Reiser übergeht und diesen und ihren Blüthen und Früchten ihr Leben gibt. Wenn ein Lehrer bei diesen Dingen nur auf das Gedächtniß rechnet, sie nur äußerlich als sog. Kenntnisse mittheilt, so macht ers eigentlich wie ein Gärtner, der einem Wildling fertige Pfirsiche, edle Äpfel, Citronen oder ähnliches aufheften wollte, um etwa damit in Eile für eine Ausstellung Prunkstücke zu liefern, wie der Lehrer für den Augenblick des Examens, das in seiner gewöhnlichen Behandlung so viele Schäden mit sich führt. Ja, wenn man das Bild bis zu Ende durchführen will, um den Werth solcher oberflächlicher Äußerlichkeit daran zu messen, so kommt man auf pappene Pfirsiche u. s. w., die ein Gärtner den Bäumchen aufkleben wollte und die bei der ersten Berührung elend abfallen würden. Lasse man das grelle Bild, auch wenn es völlig unnöthig sein sollte, als Mahnung gelten, wie sehr gerade bei diesem Unterricht die Mitwirkung des eignen innersten Lebens sowol des Lehrers wie der Schüler eine Nothwendigkeit ist.

Ich könnte hier abbrechen mit dem Wunsche, daß die ins Leben tretende Zeitschrift helfen möge, ein einiges Streben zum Heil unserer nationalen Bildung und Zukunft herzustellen. Aber einen Punkt möchte ich doch noch zur Sprache bringen, da die Gelegenheit sich selbst bietet, in dem diese Einigkeit empfindlich fehlt und doch gerade wol als erreichbares Ziel auf dem Wege liegt, den die Zeitschrift gehen will. Es hat sich in unserem höheren Schulwesen aus den Verhältnissen selber eine Zweiung herausgebildet, die gerade in jüngster Zeit bis zum vollen Zwiespalt gediehen ist, daß nun da eine Parteiung besteht mit all den Schäden, die ein zugespitztes Parteiwesen mit sich führt.

Zwischen dem Gymnasialwesen und dem Realschulwesen ist ein Streit im Gange, der manchmal schon aussieht wie der nun beliebte sogenannte Kampf ums Dasein in der Fassung, daß der Bestand und das Gedeihen des einen Theils abhänge von der Vernichtung des anderen. Und doch zeigen sich beide Richtungen, wenn man geschichtlich zurückblickt auf den Gang der Dinge, so natürlich aus den Verhältnissen erwachsen, wie es nur denkbar ist, wie Brüder aus Einer Familie, von Einem Vater, allenfalls aus verschiedener Ehe entsprossen. Ich kann und mag mich in den Streit des älteren und jüngeren Bruders nicht tiefer ein-

lassen, ich bin für mich nur immer bemüht gewesen, wenn der Streit an mich kam, mir über die Berechtigung beider klar zu werden, wie sie abzugrenzen wäre zur Verständigung, und wo möglich über den Punkt oder Boden, auf dem beide sich als rechte Brüder einigen könnten, daß sie einander in die Hand arbeiteten; habe ich doch beiden Richtungen nahe genug gestanden, um mich für unparteiisch und unbefangen halten zu dürfen. Wo soll aber der eine Arbeitsboden für beide anders zu finden sein, als im Geist und Gemüth der deutschen Jugend, für deren Ausbildung, also für die Zukunft der Nation beide Richtungen verantwortlich sind? Der deutschen Jugend, denn was ihr auch zugeführt wird an Wissen und Können von dieser und jener Seite, in der einen wie in der andern Richtung, das alles soll und muß doch zuletzt dem deutschen Wesen des Ganzen zu Gute kommen? Und wenn beide Richtungen schon mehrere Wissensgebiete und Lehrfächer gemeinsam haben, wie Religion, Geschichte, Geographie, Mathematik u. s. w., wenn auch zum Theil in verschiedener Fassung oder Haltung, ist nicht das Gemeinsamste, das entschieden Eine für beide im deutschen Unterricht gegeben? Soll im Ziel dieses Unterrichts ein Unterschied sein hier und dort? ein verschiedener Stil, ein verschiedener Lessing, Schiller u. s. w.? In den Wegen dahin mögen Verschiedenheiten walten hier und dort, aber das Ziel ist doch nur eins? So will mirs denn scheinen, als könnte unserer Zeitschrift auch nach dieser Seite eine wichtige Aufgabe zuwachsen, in dem leidigen Streite die Verständigung und Versöhnung herbeiführen zu helfen, indem sie den einen Boden, auf dem sie zu finden ist, wacker bearbeitet und dabei den Streit selbst im Stillen übersieht, ich möchte sagen überhöht und dadurch überwinden hilft.

Daß diese Versöhnung auf diesem Boden zu finden sei, mag noch Zweifeln begegnen, die denn gründlicher zu behandeln wären, wozu jetzt nicht Zeit ist; auch müßten die Zweifel erst von Anderen bestimmt ausgesprochen sein. Aber von einer Seite läßt sich der Gedanke wol gleich noch sicherer stützen, und ich mache in der Kürze den Versuch dazu. Wenn sich die eine Richtung nach dem Realismus benennt (ursprünglich doch als Gegensatz zum sogenannten Verbalismus gemeint), kann die da herrschende Pflege der in der Gegenwart gegebenen Thatsachen, Verhältnisse

und Bedürfnisse des Idealen entbehren, wenn etwas Ganzes herauskommen soll? Wo anders aber soll ihr das gegeben sein, als in der Pflege des deutschen Unterrichts, aufgefaßt als Pflege des Besten, Höchsten und Tiefsten, das sich unser Volk in Sprache und Literatur zusammengelebt hat und das von selbst in sich weiter weist auf die höchsten Ziele hin, die es für den Menschen überhaupt gibt im Leben wie im Geiste? Wenn aber die andere Richtung das Ideale für sich in Anspruch nimmt — wer hört das nicht gern in einer Zeit, wo das Ideale aus einem einst anerkannten Herrscher in der Geisteswelt nun bei Vielen zu einem Geächteten wird oder zu einem gemeingefährlichen Gegner, dem man den Krieg erklärt und der einer ganzen Richtung der neuesten Zeit schon für zum Tod verwundet gilt oder gar für todt auf Nimmerwiederkehr? Und doch, wie jede Strömung, die im Zeitgeist auftaucht, auch die krankhafteste, auf ein unbefriedigt gebliebenes Bedürfniß der Zeit weist, dessen Befriedigung man nachholen muß, so spricht wol auch aus jener Erscheinung nur das durchbrechende Gefühl, daß unsere Väter das, was sie ideal nannten und was an sich nie und nimmer und nirgends wirklich zu entbehren ist, an falscher Stelle gesucht hätten, d. h. in unerreichbarer Ferne in den Wolken oben oder weit draußen hinter den Bergen; in der Nähe, im Leben, in sogenannter greifbarer Gegenwart will mans nun haben und hat sein Recht dazu, auch wenn mans nicht so nennt und da wieder an falschen Stellen sucht, wozu besonders der nun beliebte Begriff greifbar verleitet, der das Stichwort einer ganzen herrschenden Richtung geworden ist. Das Stichwort, mit dem einst die erneuten Studien des Alterthums ins deutsche Leben eintraten, studia humanitatis, humaniora, war doch auch nichts Anderes: „mehr Mensch" zu werden, „höhere Menschheit" zu erreichen, den reinen Menschen in uns wieder herzustellen u. ä., um in der Sprache des 18. Jahrhunderts zu reden, das war das neue Ziel, das befreiend und richtend die Geister eroberte. Aber eben unser 18. Jahrhundert, in dem dieser Begriff wieder auftritt als Zusammenfassung alles erstrebten Höchsten, verlegte ihn auch aus der antiken Ferne in die eigene Nähe, aus der Bücherstube ins Leben hinaus, und wenn noch Goethes Freund K. Ph. Moritz den Horaz sein „Gebetbuch der Menschheit", d. i. humanitatis nennt

(Anton Reiser 5, 86, nicht ohne Widerspruch eines Collegen am Gymnasium), so wurden das nun Lessing, Goethe, Schiller. Und deutlich spricht Schiller diese Verlegung aus, der selbst die Bewunderung des Alterthums, des Griechenthums gründlich genug durchgemacht hatte, in jenem Gedichtentwurfe für die Feier des Jahrhundertwechsels: „Ihm (dem Deutschen) ist das Höchste bestimmt, die Menschheit, die allgemeine, in sich zu vollenden, und das Schönste, was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen" (es ist der Gedanke der Weltliteratur, den später Goethe in diesem Sinne pflegte); nachher wieder: „Er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ewgen Bau der Menschenbildung zu arbeiten": das ist offenbar das Programm, das er als höchstes für sich selbst in Vereinigung mit Goethe für ihr gemeinsames Streben im Sinne trug und — uns als höchstes Ziel hinterlassen hat, das denn auch das Ziel unseres höheren Unterrichts sein muß, dem doch auch der allererste Unterricht schon vorbereitend dienen soll und kann.

Ergibt sich nicht daraus, daß der deutsche Unterricht für beide Richtungen des Schulwesens der gegebene einigende Boden ist? daß in ihm die eine für ihr Reales das zusammenfassende Ideale zu suchen hat, die andere aber für ihr Ideales den einzig gegebenen realen Grund und Boden? Ich kanns nicht anders sehen und bin schon seit langen Jahren dieser Überzeugung, die sich mir, als ich mitten im Schulwesen stand als Gymnasiallehrer, Jahr für Jahr fester von selbst herausgebildet hat. Weitere Ausführung aus einer langen durchdachten Erfahrung heraus, um etwaigen Zweifeln mit möglichster Beweiskraft zu begegnen, stünde zu Gebote, wenn ich Zeit fände.

Möge also die junge Zeitschrift auch in dieser Richtung zum Besten unseres neuen Lebens wacker mitarbeiten, möge sie recht alt werden und — dabei immer jung bleiben, wie es der Lehrer für seine Jugend, die er vor sich hat, bleiben soll.

Leipzig, im Februar 1887. **R. H.**

Ein Schulspaß, dabei etwas vom Humor in der Schule überhaupt, auch etwas Grammatisches.*)

Das Schulleben ist bei allem Ernste, wie das Universitätsleben, zugleich voller Späße, die gemacht werden oder sich von selbst machen, die zweite Gattung ist immer die beste. Jeder weiß, wie gern und fast unfehlbar das Gespräch alter Schulkameraden über eine gewisse Linie hinaus, nachdem die näheren ernsten Erlebnisse ausgetauscht sind, in den Kreis jener Späße einschlägt, der eine besonders feste Stelle im Gedächtniß hat, namentlich der Späße, die sie zusammen ausgeführt oder erlebt haben, und wie da auch bei abendlicher Müdigkeit die Geister wieder besonders wach werden. Begreiflich, denn diese Späße führen, wie nichts Anderes, jenes zweite Leben in der Schule in den Geistern wieder herauf, das neben dem officiellen Schulleben herläuft und den Schülern für ihr ganzes folgendes Leben nicht weniger wichtig ist, als das andere, das in Büchern und Druckerschwärze, Papier und Tinte seinen letzten Boden hat. Jenes zweite Leben, für die Schüler selbst richtiger das erste, ist der Boden, in dem sich die eigentlichen Wurzeln des Geisteslebens für die Zukunft bilden, die Wurzeln des Charakters und der unmittelbaren Weltkenntniß, und die Lehrer müßten durchaus darauf bedacht sein, auch in dieses Leben mit ihrem Einfluß heilsam einzugreifen, wie ich das in meiner Schrift über den Sprachunterricht mehr als einmal deutlich und wichtig zu machen gesucht habe. Die besten Lehrer thun das ja aber auch schon überall und von je her. Die Unterrichtsstunden selbst geben dazu immer einmal die beste Handhabe, am meisten wol die deutschen.

Was aber die Schulspäße hier sollen? in der ernsten Luft, die hier weht? Ja ich habe gleich bei der Gründung dieser Zeitschrift, die ich mit solcher Hoffnung begrüßte, auch mit an Mittheilung wirklicher Schulgeschichten gedacht, wie sie täglich vorgehen und in rechter Auswahl getreulich erzählt brauchbar wären für die besten Zwecke, denen wir zustreben, oft brauchbarer, als fein spintisirende theoretische Ausführungen, die sich

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1, 441 ff.

bloß in dem Gebiet der reinen Wissenschaft bewegen und vor lauter wissenschaftlicher Reinheit so leicht ins Bereich des Unfruchtbaren, Stoffleeren und Trockenen einschlagen, daß einem beim Lesen bald der Athem ausgeht. Ich habe diesen Wunsch schon in meinem Schriftchen herzlich ausgesprochen, auf das ich mich auch damit wol berufen darf, und selber Proben solcher selbsterlebter Schulgeschichten gegeben mit möglichster Nutzanwendung für die höheren Zwecke, hoffte auch damit auf Nachfolge. Auch wie das Abstracte, dem nun einmal die Wissenschaft als solche immer wieder nachstrebt als letztem Heil und doch damit so leicht ins Leere geräth, wie also das Abstracte nur wirksam und lebendig wird durch engste Vermählung mit dem Concreten, daß es in diesem seine Lebenswurzeln schlägt oder noch richtiger daraus erwächst als frische Pflanze, auch das ist in meiner Schrift wol oft genug hervorgehoben und nachgewiesen.

In dieser Richtung erhalten aber auch die Schulspäße, natürlich in rechter Auswahl, ihren höheren Werth. Ich muß da wieder an meine Schrift erinnern, wo auch vom Humor die Rede ist, wie der im Schulleben auch seine Stelle beansprucht, wie im Leben überhaupt. Der Lehrer kann nach meiner Meinung nichts Besseres thun, wenn er sich nach einer Richtschnur seiner ganzen Lehrerhaltung umsieht, als einen gedachten guten Durchschnittsschüler als Maßstab zu nehmen, der zugleich eine gesunde Natur mitbringt oder das ist, was man im Leben einen frischen Kerl nennt. In dessen Seele oder aus dessen Seele heraus sollte der Lehrer arbeiten, und wie ich bei mir oft gedacht habe, aber in meiner Schrift es zu sagen nicht den Muth hatte, daß der Lehrer bei all seinem Reden und Lehren nebenbei zugleich mit der Frage rechnen sollte, die in einer solchen Schülerseele immer zur Hand liegt: „was geht mich das an?“ womit ein sicherer Maßstab gegeben wäre für das rechte Maß und die rechte Form des Unterrichtsstoffes (das geistige Bedürfen und Vermögen des Schülers ist ja in raschem Wachsen, eben unter der emporziehenden Hand des Lehrers) — so sollte er auch, meine ich, mit einer Regung in den frischen Schülerseelen rechnen, die seinem Vortrag ganz unfehlbar im Stillen entgegentritt, wenn er das Lebensbedürfniß der Schüler vergißt, und die sich aussprechen könnte in des Mephistopheles Worten, wo er als verkappter

Professor den Studenten anweist: „Ich bin des trocknen Tons nun satt!“

Ja dieser trockne Ton, in den man beim gewissenhaftesten Unterrichten so leicht verfällt, wenn man nur an den Stoff denkt und nicht an die jungen Geister, die ihn in sich aufnehmen sollen, ist ein Haupthemmniß des wirklichen Vorwärtskommens auf dem wichtigen Schulwege, der doch zuletzt ins volle Leben hineinführen soll. Die Lehrer leiden selber darunter in sich, weil er auch in ihnen dem Leben und Regen der frischen Natur Gewalt anthut, die sich dann dawider auflehnen und rächen muß, um ihr Gleichgewicht wiederzufinden. Daher auch die unwiderstehliche Neigung zu Spaß und Witz, die sich dann im Sprechzimmer oder nach des Tages Last Abends beim Biere geltend macht, wenn die Lehrer unter sich sind und nicht eben auf das andere beliebte Thema verfallen, das den Seelen ihr Selbstgefühl schnell wiedergibt, ich meine die edle Aufgabe, das Treiben abwesender Collegen oder des Herrn Directors durchzuhecheln, um — das Ideal von Schule und Lehrer wieder einmal rein herzustellen. Ich rede aus Erfahrung, meine es aber nur gut, wenn ich mir dabei zu verrathen erlaube, daß jene Späße, in denen sich die zu angespannte Natur erholt, leicht auch in das Gebiet derer gerathen, welche man saftige nennt, gerade wie Mephistopheles dort dem trockenen Tone eine witzige Ausführung folgen läßt, die in dieses Saftige ausläuft. „Saftig“, die Benennung ist an und für sich wahrhaft bezeichnend und eine von den lehrreichen Feinheiten des Sprachgeistes, d. h. an und für sich nur eine Aufhebung des „Trocken“ durch seinen lebendigen Gegensatz. Was trocken wird, dem geht das Leben aus, das Leben braucht Saft, in der Pflanzenwelt wie in dem des Geistes und der Seele. Diesen Lebenssaft bietet aber der Unterrichtsstoff selbst eigentlich immer dar, in verschiedenster Form, nicht am wenigsten der deutsche, und ich darf mich wol noch einmal auf meine Schrift berufen, in der ich kein Ziel nachdrücklicher verfolgt habe, als das, den Lehrern zu zeigen, wie sich gerade im deutschen Unterricht der Stoff aus lähmender Trockenheit in Leben umsetzen, mit dem vollen Lebenssaft erfüllen läßt, der ihm eben selbst schon innewohnt und eigentlich nur durch den trocknen Ton ausgepreßt wird, daß vom Ganzen dürre Schalen oder Reiser übrig

bleiben. Wer diesen belebenden Weg des Unterrichts findet, der kommt selbst in sich schön und voll belebt aus der Stunde ins Sprechzimmer und braucht jene Ergänzung seines inneren Lebens durch vom Zaun gebrochene saftige Späße gar nicht, ja sie schmecken ihm gar nicht, sie widern ihn an, in ihm lebt eine Heiterkeit, die sich in Humor von ganz anderer Farbe und anderem Werthe Luft macht.

Aber meine Einleitung wird zu lang für den kleinen Spaß, dem sie dienen sollte, kommt auch selbst wol in die Gefahr, in unbeliebten trockenen Lehrton zu fallen und kann doch die Wichtigkeit der Sache nicht ergründen oder deutlich genug machen, so sehr mir daran läge, den Werth des Humors im Unterricht einmal recht deutlich herauszustellen, auch für die sogenannte Disciplin, für die er besonders wichtig ist. Ich nehme übrigens den Begriff in seinem allerweitesten Sinne, zunächst als die stille weitausgreifende Heiterkeit der Seele, die sich einstellt, wenn man die Weltdinge mit allem ihrem Schwierigen, Fraglichen und Düsteren von einem genügend erhöhten Standpunkt aus übersieht, und das soll doch der Lehrer können oder lernen? Es gibt aber für diese Kunst keine bessere Schule, als den Verkehr mit der frischen Jugend, die jene stille Heiterkeit als Untergrund alles Denkens und Fühlens, als Behagen am bloßen Dasein noch wie angeboren mitbringt, und der ein welterfahrener Mann die Weltdinge zum Verständniß vermitteln soll im Lichte jener höheren stillen Heiterkeit, die von oben her der angeborenen jugendlichen die Hand reichen soll oder kann, daß das dazwischen sich breit machende Düstere in seine rechte Stelle gerückt oder gedrückt werde, d. h. als Schatten im Bilde, der ihm ja nothwendig ist. Wie oft erinnere ich mich erlebt zu haben, daß mir diese stille Heiterkeit der Stimmung im Unterricht bald von selber kam, wenn ich sie auf dem Schulwege noch gar nicht gehabt hatte, auch bei einem an sich trockenen Stoffe. Was man im engeren Sinne Humor nennt, das sind gleichsam Blüthen, in denen der stille heitere Untergrund wie in deutlicheren Gestalten herausbricht, Späße aber sind wie Zuckerklümpchen auf Kuchen, in denen sich der auf das Ganze ausgestreute Zucker durch Zufall stellenweise zusammenballt; sie sind ein wonniger Fund für den Gaumen des Kindes, aber nur so stellenweise, und ebenso die

Späße, wie sie im Unterricht der Gegenstand oder das natürliche Irren des lernenden Geistes von selbst auftreibt und über den ernsteren Ton der Pflichtarbeit streut. Sie frischen den Ernst des Lernens an, indem sie dem Geiste neue Spannkraft geben, wie ein Schluck Wasser oder Wein den streng Arbeitenden. Man muß solche sich darbietende Späße mitnehmen, wie ein Wanderer, der bei aller Freude und Bereicherung doch auch Mühe und Ermüdung genug hat, um an einer frischen Quelle sich dankbar zu erquicken zu frischerem Weiterwandern. Daß sich der Ernst der Arbeit und der Weltdinge mit diesem Humor ganz gut verträgt, daß sich beide gar nicht zu stören brauchen, ja daß der Humor dem Ernste selber seine auch ihm nöthige Frische geben kann, will ich doch nicht zu sagen vergessen, Ausführung ist hier nicht möglich, der erfahrene Lehrer braucht sie auch nicht.

Aber endlich zur Sache. Ich hatte einmal in Tertia für die Hundstagsferien die Aufgabe gestellt, einen hervorragenden Tag aus dem Ferienleben zu schildern, als Mittel, die Schüler auf den Weg zu bringen, wo sie ihre eigene Erfahrung verarbeiten, d. h. theils getreu auffassen, theils unter einem darin mit gegebenen höheren Gesichtspunkte sichten und zusammenfassen und mit sichtender Auswahl zu einem kleinen Ganzen gestalten lernen, ein Ziel, in dem sich mir je länger je mehr die wahre Aufgabe der deutschen Aufsätze darstellte. Da brachte nun ein Voigtländer eine Wanderung, deren Mittelpunkt das Göltschthal mit seiner berühmten Eisenbahnüberbrückung war. Die Brücke hieß aber bei ihm — die Geldstahlbrücke. Ich stutzte nicht wenig beim Corrigiren (man kann bei dieser sauren Arbeit eine solche Auffrischung auch gar wol brauchen): die Geldstahlbrücke, wundersame — Volksetymologie! Ich hatte etwas so Spaßhaftes bei allem Corrigiren noch nicht erlebt. In der Classe beim Zurückgeben der Arbeiten gab es denn auch Spaß, großen Spaß, es war ein rechtes Zuckerklümpchen auf dem Kuchen. Daß es auch dem, der es wider Willen gemacht hatte, nicht bitter wurde, dafür sorgte ich nach Möglichkeit, denn das bloße Auslachen des Einen durch die Andern gehört nach meiner Meinung nicht auf den Lehr- und Erziehungsweg, außer wo etwa der Dummheit Böses, wie Trotz oder Frechheit beigemischt ist. Aber eine einfache Dummheit war es ja auch nicht, vielmehr Gedanke genug darin.

Wie nach dem luſtigen Lachen näher nachgefragt wurde, woher dieſe wunderſame Umdeutſchung gekommen wäre, da kam heraus, daß der gewaltige Bau feſt wie von Stahl gedacht war und — recht naheliegend einem armen Schulmeiſterſohn oder was er war — viel Geld gekoſtet haben mußte. Geleſen hatte er das Wort offenbar noch nicht, gewiß auch nichts vom Göltſchthal, wahrſcheinlich aber ſchon von der Brücke mit Bewunderung reden hören, und ſo war es vielleicht der erſte Schein, mit dem der Wunderbau in ſeine Kindergedanken gekommen war und den er feſtgehalten hatte. Für das Ohr trifft ihn dabei kein Schatten von Vorwurf, denn das ö klingt im Volke nicht anders als e, und damit ſind Göltſchthalbrücke und Geldſtahlbrücke dem Klange nach wirklich vollkommen eins.

Um aber meinen volksetymologiſchen Tertianer noch beſſer zu decken, gleich noch ein ähnliches Schulgeſchichtchen. Ich ertappte einmal einen Quartaner darüber, daß er in Arndts Liede vom deutſchen Vaterlande in den Verſen „So weit die deutſche Zunge klingt Und Gott im Himmel Lieder ſingt“ Gott als Nominativ auffaßte, alſo Gott ſelber ſingen ließ. Das gab denn auch Spaß. Noch größeren aber, zugleich mit nützlicher Lehre, als ich das einmal in einem Kreiſe ſtudierter Altersgenoſſen bei einem Glaſe Wein, als wir auf Schulſpäße kamen, zum Beſten gab und dabei — einer der Freunde an ſich entdeckte und es erſtaunt geſtand, daß es ihm bis daher eigentlich auch ſo gegangen ſei! und er war ſo wenig ein Dummer, daß er auf der Schule z. B. zu den beſten Lateinern gehörte und darum zu den Lieblingen des Rectors. Es war eben noch der erſte Schein oder Schatten, der ihm bei den Verſen in die Kinderſeele gefallen und feſt geblieben war, wie dort wol die Geldſtahlbrücke. Sieht man freilich den Schatten näher an, ſo kommt das Spaßhafte heraus, als ob Gott nur im deutſchen Himmel ſinge und wol auch nur deutſch, alſo Arndts Gedanke mit Kinderphantaſie wie ins Ungeheuere vergrößert; das Singen Gottes ſelber könnte ſeine dunkle Anknüpfung an der Harmonie der Sphären oder dem bibliſchen Geſang der Engelchöre gehabt haben, von der man ja auch früh genug hört als herrlichſter Muſik im Himmel. Man ſieht wol wieder, wie hochnöthig und nützlich es für den Lehrer iſt, gerade den deutſchen, die dunklen oder halbdunklen Gedanken und

Regungen der Kinderseele kennen und verstehen zu lernen, und damit kann er eigentlich nur bei sich selbst anfangen, es ist ja auch ein hohes Vergnügen.

Übrigens komme ich dabei auch wieder auf den Standpunkt des oben gedachten Schülers, der ein frischer Kerl ist. Wenn dieses Gott als Dativ und das Mißverständniß als Nominativ im Unterricht einmal zur Sprache käme, könnte dem einfallen: Ja wer ist denn daran schuld? warum sieht denn Gott im Dativ nicht anders aus als im Nominativ? Und er hätte recht, und wenn ers ausspräche, so würde ich mich daran erfreuen. Das „Gott" steht dort noch dazu an der rechten Stelle des Subjects, also ist die Sprache, die Grammatik selbst schuld an dem lustigen oder ärgerlichen Mißverständnisse, und wenn ein Lehrer darüber ärgerlich zankte, hätte er vielmehr die Grammatik auszuzanken. Es ist nur seltsam, daß der Dativ Gotte gegenwärtig ganz unmöglich ist und als Fehler klingt, während man ihn noch in der Bibel liest und anderseits z. B. Spott als Dativ von gewissenhaften Lehrern als Fehler behandelt und Spotte verlangt wird. Ebenso seltsam ist es im Grunde, daß der Dativ Deutschlande jetzt ganz und gar außer den Gedanken liegt (und noch im 18. Jahrhundert kommt er doch vor!), während im deutschen Lande noch das Herrschende ist, und ebenso Frankreiche als Dativ völlig undenkbar ist neben im Frankenreiche. Darauf einmal hinzuweisen in der Stunde ist höchst anregend, denn es tritt als ein Räthsel auf, nach dessen Lösung dann gesucht wird wol von Allen.

Etwas vom Sprichwort in der Schule.*)

Vom Sprichwort als Lehrmittel etwas zu sagen oder in Erinnerung zu bringen, da Neues darüber kaum zu sagen ist, veranlaßt mich der Aufsatz im 2. Hefte dieser Zeitschrift, der einen Vorschlag bringt zur Stellung anregender Themata zu Aufsätzen für die obersten Classen. Die deutschen Aufsätze sind ja der wichtigste Grundfaden im ganzen Gewebe des geistigen

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1, 473 ff.

Erziehungswesens, an dem sich von der untersten Classe bis zur obersten die eigentliche Entwickelung der wachsenden Geister zu vollziehen hat oder zu erkennen und zu leiten ist, auch in der Lateinschule, was schon in meiner Lehrerzeit von keinem unbefangenen Gymnasial-Lehrer verkannt wurde, so ausschließlich classisch auch sonst seine Gesinnung sein mochte, und jetzt wol allseitig außer Frage ist. Daß aber an der thatsächlichen Handhabung dieses wichtigsten Bildungshebels noch gar Manches zu bessern und das Rechte noch mannigfach zu suchen bleibt, das ist wol auch außer Frage. Ich selber möchte z. B. gern, wenn ich könnte, gleich noch einmal ausführlicher zurückkommen auf die Behandlung der Aufsätze als Kunstübung (s. oben S. 127 ff.), ein Gesichtspunkt, unter dem sich dabei zuletzt alles Fragliche wie in seinem Brennpunkt sammelt, so sehr der Standpunkt zu hoch gegriffen scheinen mag; aber es scheint nur so, denn jede auch kleinste Stilfrage, mit der die Schüler und Lehrer zu thun bekommen, fällt doch zuletzt unter den Kunstgesichtspunkt.

Aber vom Sprichwort. In jenem Aufsatze thut mir der Herr Verfasser die Ehre an, sich auf eine Äußerung in meinem Schriftchen*) zu berufen als Ansatz zu seinem Gedankengang, besonders auf die Worte: keine moralisirenden Themata u. s. w., und gibt dann als Beispiel das Sprichwort „wer ernden will, muß säen", dessen Brauchbarkeit als Thema mit der Äußerung abgethan wird, wenn ihm ein Schüler einfach darunter schriebe: das versteht sich von selber, so würde er sich darüber freuen. Ich für meine Person freue mich zunächst lebhaft über dieses Rechnen mit der inneren angeborenen Freiheit der Schüler, für deren Anerkennung ich mich in meinem Schriftchen wol viel bemüht habe, um sie sowol als Ausgangspunkt wie als Zielpunkt des ganzen Lehrwesens zu gewinnen. Auch wo sie sich zu Keckheit steigerte in ihren Äußerungen, würde ich neben der nöthigen Zurückweisung doch eine geheime Freude daran empfinden. Der nöthige Umschwung vom alten Standpunkte hinweg und über ihn hinaus, wo der Schüler einfach als leeres, gleichsam in sich blindes Gefäß behandelt wurde, das vom Lehrer möglichst voll

*) Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt. 4. Aufl. Leipzig 1890.

zu ſtopfen wäre mit den Kenntniſſen, Meinungen und Einſichten des Lehrers, könnte ſich nicht beſſer äußern, er kommt wol wirklich in Gang. Freilich: erzogen ſein will und muß dieſe angeborene innere Freiheit, das liegt auch ſchon nach den beiden Seiten des Begriffes, ich meine die Freiheit und Eigenart des Zöglings und die ihr nöthige Zucht, genügend gegeben in dem urſprünglichen Bilde des aus alter Zeit überkommenen Wortes „erziehen", in dem der junge Menſch als Pflanze in der Pflege des Gärtners gedacht iſt (vgl. oben S. 142); der Lehrer vom alten Schlage gleicht mehr einem Gärtner, der eine lebendige Pflanze ſamt ihren Blumen und Früchten zuſammenkleben wollte aus einzelnen von abgeſtorbenen Pflanzen zuſammengeſuchten Stückchen, als dem wirklichen Gärtner, der ſein ganzes Thun auf die Natur der Pflanze gründet, auf das ihr eingeborene Leben mit ſeiner Freiheit und Kraft, das freilich in ſeinem Wachſen Lenkung von höherer Einſicht in die letzten Zwecke braucht, daß launenhafte Willkür und Zufall verhütet oder doch beſchränkt werden, die von dieſen Zwecken nichts wiſſen. Für das Erziehen in dieſem Sinne gibt es wirklich kein gedeihlicheres Beet im Garten der Schule, als den deutſchen Aufſatz.

Allein in jener gedachten kurzen und kecken Löſung der in dem Sprichwort aus dem Bauernleben geſtellten Aufgabe geſchähe doch ein Mißbrauch der Freiheit, das eigentliche Weſen des Sprichwortes wäre da verkannt, vom Schüler und auch vom Lehrer. Was ich meine, kann wol raſch deutlich werden an einem andern Sprichworte aus dem Dorfleben: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme." Das wird Niemand vom wirklichen Apfelbaum brauchen, es kann auch unmöglich in bloßer Anwendung auf den Baum und Apfel ſelber entſtanden ſein, denn das — verſteht ſich wirklich zu ſehr von ſelber, um Sinn zu haben. Der Sinn kommt ihm und iſt ſein Vater geweſen durch Anwendung des jedem bekannten nothwendigen und einfachen Vorganges auf Fälle im Menſchenweſen, die damit verglichen ihre Klarheit erhalten, durch Anwendung auf Kinder und Eltern oder auch das ganze Geſchlecht, aus deſſen in der Gemeinde wohlbekannter Eigenart die ungewöhnliche Art eines Einzelnen aus dem Geſchlechte erklärt wird. Denn daß dieſe erklärende Vergleichung der Menſchenart mit Baum und Pflanze unſerer Vor-

zeit ganz geläufig war (es wäre ausgeführt ein ziemlich wichtiges Capitelchen), das ist noch jetzt leicht zu erkennen z. B. an dem „Stammbaum" von Geschlechtern, an „Sprößling" von Kindern, an dem ironischen „ein schönes Früchtchen", das nämlich von einem Baum oder Stammbaum gekommen ist, wie der Apfel in dem Sprichworte.

Und es ist mit allen Sprichwörtern, die zunächst so Einfaches, Selbstverständliches aussagen, nicht anders. Der einfache Vorgang dient als Bild, in und hinter dem bei der Anwendung ein anderer Vorgang wie erklärt aufleuchtet oder gleichsam hindurchscheint, der nicht einfach, sondern verwickelt, nicht sinnenfällig, sondern geistig ist, ein Vorgang aus dem Geschehen und Treiben der Menschenwelt, der unverstanden beunruhigt, sein beruhigendes Verständniß aber darin findet, daß in ihm versteckt dieselben Verhältnisse (ich möchte das Wort hier mehr mathematisch verstanden wissen) aufgewiesen werden, die bei jenem einfachen, sinnenfälligen Vorgang für jeden offen zu Tage liegen, und das thut das Sprichwort. So ist es eigentlich eine kleine kurze Dichtung, aber vom höchsten Werthe, den Dichtung überhaupt haben kann, offenbar auch vom höchsten Lehrwerthe. Auch das Sprichwort vom Säen und Ernden ist zuerst gewiß gebraucht worden, wie es jetzt noch dient, im Munde eines Erfahrenen gegen einen Jungen, der vom Leben Glück und Freude forderte, selbst aber nicht Lust hatte, sich dafür wacker zu regen, der „Früchte" geschenkt genießen wollte ohne vorbereitende Anstrengung und umsichtiges geduldiges Arbeiten, und dafür kann es noch jetzt kein besseres, lehrhaft durchschlagenderes Bild geben, als das von der Bauernarbeit.

In der alten guten Zeit waren denn auch die Sprichwörter, diese uralte Volksweisheit voll echter Poesie, ein wichtiges Erziehungsmittel im Hause. Namentlich die Mütter hatten sie reichlich zur Hand und wußten sie schlagend anzuwenden, nicht aus Büchern, sondern schon aus ihrer eignen Kindheit her, wo sie selbst damit erzogen worden waren. Da that ein kurzes Sprichwort tiefere Wirkung, als es eine lange und feine moralische Ausführung kann. Ich erinnere mich z. B. aus meiner Kindheit, daß ich einmal meiner Mutter eine lange Klage machte von einem Hader, den ich mit einem Kameraden gehabt hatte.

Aber sie gieng auf meinen Kummer und Ärger gar nicht weiter ein und sagte nur: „Wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder heraus.“ Ich stutzte ärgerlich, verstand aber bald das Bild und wie es hier gemeint war, und wußte es auf mich und meinen Fall beruhigter anzuwenden, auch für künftige Fälle wohl aufzubewahren. Oder als ich mich einmal mit einem Rechenexempel schwer zu plagen hatte und es auch der Mutter klagte in halber Verzweiflung, sagte sie mir einfach: „Es ist kein Meister vom Himmel gefallen.“ Das kühne Bild hob die Gedanken zu staunendem Nachdenken, hob auch den gedrückten Sinn sofort über die Noth des Augenblicks hinaus und flößte zugleich Geduld und Muth ein durch den großen Ausblick auf die Zukunft, die man unter dem Druck des Augenblicks vergißt, die wenigen Worte! Das war denn die rechte Lehre, die beste, die möglich ist, d. h. eine Erkenntniß aus frischer eigner Erfahrung gewonnen, nicht unvermittelt in halbverstandenen Worten von oben ins Gedächtniß hineingesteckt, wie es die Schule so oft macht, meinetwegen auch wol machen muß; hier vielmehr eine Lehre aus unmittelbarem Erleben, von dem die Mutter als Lehrerin gleichsam die Blüthe abpflückte und in der bewegten Seele niederlegte zu künftigem Fruchttragen, in Form eines alten Wahrwortes, das sich mit seinem malerischen Bilde der Vorstellung mit festen Zügen wahrhaft einprägte und zugleich seine frisch empfundene Bedeutung in der Seele ebenso unauslöschlich niederlegte. So und nur so ist das sogenannte Gedächtniß bei seiner rechten Arbeit. Das ist der Weg der Lehre, den auch die Schule suchen muß, und sie kann ihn auch mit ihren Mitteln bis auf einen gewissen Grad gar wol finden, aber nur dann, wenn sie die Worte, die sie zu lehren hat, zugleich mit ihrem ganzen ursprünglichen Lebensinhalt erfüllt und gleichsam in die Thatsächlichkeit der äußeren und inneren Erfahrung zurück übersetzt, aus der sie entsprungen sind, daß die Schüler Wort und Sprache in sich durchleben, wie neu an sich erleben, möglichst so wie in den erzählten kleinen Fällen, die ja auch durch größere, wichtigere, gehaltvollere zu ersetzen wären. Das und das allein bleibt für alle Zeit der rechte Sprachunterricht in seiner möglichsten Vollendung, er ist aber offenbar so nur möglich in und mit der Muttersprache, in der nun einmal das Leben seine ersten und bleibenden Wurzeln hat.

Um aber wieder auf das Sprichwort zu kommen, so ist wol die gute alte Zeit seiner vollen erziehlichen Wirksamkeit jetzt vorüber, beim sogenannten Volke zwar nicht, aber wol in den sogenannten gebildeten Kreisen. Ich zweifle, ob die Mütter, die aus unsern höheren Töchterschulen kommen, die alten Sprichwörter noch so zur Hand haben, wie es wünschenswerth wäre, ob sie sie überhaupt noch genügend kennen oder doch genügend erkennen und schätzen. Sie werden da mit reichen Kenntnissen aus Literatur, Geschichte, Kunst, Musik, Ästhetik und was nicht Alles möglichst angefüllt, wol auch nur gedächtnißmäßig vollgestopft, und neben diesen glänzenden Mächten, die im Salon die Herrschaft führen, auf den sich die moderne Frauenbildung leider so leicht zuspitzt, erscheinen wol jene alten Kernsprüche wie alter Bodensatz, den man dem in der Bildung zurückgebliebenen gemeinen Mann überläßt. Glücklich, wenn noch ein Lehrer an einer Schule sich findet, der neben seiner modernen Wissenschaft auch für jenen zurückgebliebenen Standpunkt noch Gefühl, Verständniß und Erfahrung genug übrig hat, vielleicht von der eignen Mutter her, um ihn in den modernen Salonglanz muthig mit herein zu nehmen und rechtzeitig geltend zu machen. Und in den städtischen Knabenschulen, Gymnasien u. s. w. ist es im Grund nicht anders.

Es ist wol klar, daß da ein Feld vorliegt, wo der Schule die Aufgabe zuwächst, dem Hause bei der Erziehung und Lehre die Hand zu reichen und sie ergänzen zu helfen, d. h. das Volksmäßige, das immer und ewig der einzig gesunde Boden auch für alle höhere Bildung bleibt, für diese retten zu helfen. Thut sie das doch schon länger und in klarster Erkenntniß und Überzeugung mit den Märchen, Sagen, Volksliedern, die ihren Ursprung auch in dem sich selbst überlassenen Volksleben, nicht in der Gelehrsamkeit haben, nun aber von der gelehrten Pädagogik dankbar als unentbehrliche Bildungsmittel aufgenommen sind. Und in diesen Kreis gehören auch die Sprichwörter, aber mit dem Unterschiede, daß sie fürs ganze Leben, nicht bloß für die Jugenderziehung ihren Werth haben. Denn auch im großen Ernst des Lebens, z. B. bei politischen Versammlungen, kommt es vor, daß die Erregung der Geister ihren beruhigenden Abschluß dadurch findet, daß ein Redner einen alten Spruch glücklich

zur Hand hat und rechtzeitig anwendet, der von der erregenden Frage und der Sachlage wie man sagt das Fett abschöpft oder den Nagel auf den Kopf trifft, besser als eine lange theoretische Erörterung vermag. Und ähnlich im Hausleben, wo in auftauchenden Nöthen und Schwierigkeiten ein gut angebrachtes Sprichwort die Wolken der Sorgen und Irrungen durchbrechen und Klarheit und Muth geben kann mit dem Lichte uralter Erfahrung, das alle Noth und Verwirrung des Augenblicks überleuchtet; diese alten Sprüche, eben der Niederschlag uralter Erfahrung, sind für sich so einfach und selbstverständlich und sagen doch so viel oder Alles bei rechter Anwendung auf den Augenblick, z. B.: Es ist noch nicht aller Tage Abend, oder: Niemand kann zweien Herren dienen, oder: Ein Baum fällt nicht auf einen Hieb u. s. w.

Die Behandlung der Sprichwörter in der Schule dürfte freilich nicht, woran der gewissenhafte Lehrer zuerst denken mag, systematisch geschehen, oder bloß unter dem literarischen Gesichtspunkte, wol gar mit Rücksicht auf Vollständigkeit oder auf Examenzwecke, sondern immer in den Wegen des Lebens, darum auch ebenso beiläufig, wie sie im Leben auftauchen. Die Schule müßte damit möglichst dem Leben selbst nachahmen, daß sie auftreten, wo sie von der Gelegenheit an die Hand gegeben werden, die sie zugleich erklärt, und dazu werden die Unterrichtsstoffe selber wie das Leben der Schüler unter sich genügenden Anlaß geben; das würde oder könnte für Schüler und Lehrer ein rechtes Labsal werden, eingestreut in die sonstige anstrengende und so oft auch trockene Arbeit. Und wenn solche Gelegenheiten auch geflissentlich gesucht würden, so würde das schon gut sein, ebenso wenn in den oberen Classen gelegentlich zur Vergleichung verwandter Sprichwörter fortgeschritten würde oder solcher, die sich zu widersprechen scheinen oder wirklich widersprechen, weil die zu Grunde liegende Gelegenheit von verschiedenen Seiten aufgefaßt ist. Auch ein vergleichendes Zuziehen fremder Sprichwörter, lateinischer, griechischer, französischer, englischer wäre in oberen Classen thunlich oder rathsam und könnte fruchtbar werden, und mit solcher Vergleichung wäre doch auch der Weg der wissenschaftlichen Behandlung und Verwerthung betreten, so daß der volle lebendige Hintergrund, der dabei immer die Haupt-

ſache bleibt, nicht Schaden, ſondern weiter greifenden Gewinn davon hätte.

Dieſer volle lebendige Hintergrund wäre denn auch die maßgebende Rückſicht, mit welcher Sprichwörter als Themen für Aufſätze zu verwenden wären. Da kann ich mir auch Sprüche, wie den vom Ernden und Säen oben, gar wohl als geeignete, ja treffliche Aufgabe denken, ſobald der Lehrer den Schülern nahe genug legt, worauf es dabei ankommt. Das kann aber nichts Anderes ſein, als daß der Schüler den Hintergrund zu dem Spruche, der ja bei allem Zuſammentreffen in der Hauptſache ein endlos mannigfaltiger ſein kann, wie die Erfahrung ſelber, aus dem Selbſterlebten, aus der eigenen Erfahrung (wobei man ja ſeine literariſche Erfahrung aus Büchern nicht auszuſchließen braucht) herzuſtellen verſuche. Damit würde auf das Ziel losgearbeitet, das mir immer und immer wieder als das letzte Ziel für die Aufſätze, ja für alle Schullehre überhaupt erſcheint, d. h. daß der Schüler ſein Selbſterlebtes, Selbſterfahrenes (und das iſt ja bei jedem ein anderes bei aller durchgehenden Ähnlichkeit) richtig und gründlich verarbeiten und für die höheren Zwecke alles Lebens verwerthen lerne, indem er die Maſſe der Einzelerſcheinungen, die an ihn herantreten und in ihn herein wirken, bezwingen lernt mit den höheren Geſichtspunkten, die eben auch in den Sprichwörtern aus uralter Geſamterfahrung in knappen Formeln niedergelegt ſind zum Gewinn der Nachwelt, die daran Wegweiſer hat zur Abkürzung der Wege nach dem beſten Ziele dieſes Lebens, das man ja wol auch als die Kunſt des Lebens bezeichnen kann.

Das führt aber zugleich auf den Geſichtspunkt zurück, in dem der Aufſatz eigentlich eine Art Kunſtübung wird. Denn die Aufgabe für den Schüler wird damit zugleich eine ſolche, bei der eine Thätigkeit der Phantaſie gefordert wird, d. h. der Phantaſie, die nicht regellos oder zügellos ihren beliebigen Einfällen nachläuft, ſondern der erlebten Wirklichkeit getreulich nachgeht, um ſie zu verarbeiten mit der Kraft klarer Vorſtellung im Dienſt eines beherrſchenden Gedankens. Wie nützlich oder nöthig iſt für Knaben und Mädchen eine Schulung der Phantaſie, die gerade in dieſem Alter ſo lebendig und bedürfend auftritt und ſie je nach ihrer Anwendung auf heilſame oder verderbliche Wege führt!

Für diese Schulung kann ich aber, wenn ich den ganzen Kreis des Schulwesens durchsuche, durchaus kein besseres Mittel finden oder mir denken, als solche Anwendung auf Verarbeitung der eignen Erfahrung, der äußeren und der inneren, die ja beide nicht zu trennen sind, wie sie nie getrennt auftreten. Auch die Lust des eignen Schaffens, die der Phantasie als Drang innewohnt, eigentlich als ihr Kern, fände hier ihre rechte Nahrung und Befriedigung. Schon das Wiedererzählen eines Erlebnisses ist ja zugleich ein Nachschaffen, und wenn bei der Ausführung „Wahrheit und Dichtung" in einander liefen, so wäre auch das nicht schädlich, sondern förderlich (zumal es doch nicht wirklich zu verhüten ist), wenn nur das Zudichten bei der Wahrscheinlichkeit bleibt und der Hauptaufgabe richtig dient, sodaß die Arbeit ein in sich geschlossenes Ganze wird, mit dem Sprichwort als Spitze oder Blüthe, die sich daraus von selbst ergibt.

Wie gerade von den Sprichwörtern an die ausmalende Phantasie Ansprüche gestellt werden, auch bei den Erwachsenen, ist oft zu finden, z. B. bei dem Sprichwort: „Gebranntes Kind scheut das Feuer." Da fehlt eigentlich eine Hauptsache, nämlich: die Warnungen der Mutter vor dem Ofen oder Herde haben doch nichts gefruchtet, erst der eigene Schmerz des naseweis Ungläubigen oder Sorglosen gibt ihm die wirksame Warnung. Und das setzt sich im Leben fort in anderer Form, da stehen statt des Ofens andere Gefahren, an denen man sich erst „die Finger verbrennen" muß, um „daran zu glauben", nachdem man aller Warnung und Lehre nicht geglaubt hatte. Daher eben das Sprichwort auch in der Anwendung auf das Leben, wie jenes vom Ernden und Säen.

Mit diesem Verfahren wäre übrigens auch für das sogenannte Moralisiren, das man früher ungeschickt abstract betrieb, das aber doch an und für sich recht eigentlich in die Schule gehört, die rechte gesunde Haltung und Stellung gewonnen, was wol keiner weiteren Ausführung bedarf.*)

*) Von einer Schrift, die den Gegenstand behandelt und auf die zu verweisen wäre, kann ich nur den Titel angeben: Günther-Peschel, Entwürfe zu Vorträgen und Aufsätzen über 100 Sprichwörter und 100 Schillersche Sprüche für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 2. Aufl. Leipzig 1882. XVI u. 460 S. 4 M.

Noch ein Schulspaß oder ein paar, dabei etwas von Denkübungen.*)

Ich habe aus meiner Lehrerzeit her noch Manches in Erinnerung, wie jene „Geldstahlbrücke", hauptsächlich schöne Stellen aus den deutschen Aufsätzen — schön, ich meine das nicht spöttisch. Wenn die wöchentliche Fluth von Fehlern, durch die der deutsche Lehrer hindurchwaten und -baden muß, ihm als Masse von Verdruß und Ärger an die Seele kommt, wenigstens ehe man in sich auch dafür den rechten Punkt ruhiger, ja heiterer Behandlung gefunden hat, so treten doch unter den Fehlern, die einen als jene Masse wirr und düster ansehen, auch solche heraus, die etwas Leuchtendes haben durch unbewußten Humor, und diese kann man wol schöne Fehler nennen, für den Lehrer, wie für den Schüler, da doch Fehler einmal nöthig sind als Stufen zum Aufsteigen in das Rechte, eine erwünschte Würze an die trockene Kost.

Eine solche schöne Stelle ist wol folgende aus einer Secundanerarbeit, eine Frucht der goldenen Hundstage. Die Aufgabe war, einen Tag oder so aus der Ferienzeit zu schildern. Da schilderte mir denn einer, kein Schwacher, sondern ein guter Mittelkopf, eine Wanderung in seiner Heimat, dem Voigtlande. Die Sache war recht hübsch angefaßt, mit entschiedener Stimmung: Ausrücken an einem Sonntagmorgen, bei schönstem Wetter, den Wanderstab in der Hand u. s. w., den Berg hinauf, freudige Erwartung im Herzen, oben aber vor dem Walde ein Verweilen mit Rückblick auf das heimatliche Dorf im Thale, von dem es Abschied zu nehmen galt und das man von hier so übersehen und einsehen konnte. Der Blick fesselte um so mehr, als eben die Glocken von dem lieben alten Thurme zur Kirche riefen und man die Kirchgänger schon daher kommen sah, alle wohlbekannt. Man las mit einer gewissen befriedigten Spannung und war in Gedanken wirklich bei dem Thomasschüler in seinem Stand auf dem Berge. Aber, so viele schöne Gedanken durch den Kopf giengen, „die Zeit mahnte, ich mußte weiter, wandte mich entschlossen zum Gehen und verschwand im Walde".

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 2, 277 ff., hier mit Kürzungen.

Das mußte denn in der Classe vorgelesen werden (natürlich mit Fernhalten jedes spöttischen Anklangs). Da gab es ein Lachen, eine lichte Stelle im Ernste oder der Leere, die sonst herrscht. Aber nicht Alle lachten, wol die nicht, die darin den Fehler noch nicht sahen, nur eine schöne Wendung, wie sie solche so eifrig suchen beim Ausarbeiten. Aber nach dem Spaß die Arbeit. Der Geist denkt auch viel frischer, wenn er, oder sein Inhaber, eben gelacht hat. Der Fehler mußte genau aufgesucht werden, die Schüler mußten helfen (der Spaßmacher selbst schwieg dabei). Ich weiß leider nicht mehr, wie das verlief, aber was heraus kam, war natürlich: dem jungen Schriftsteller war die schöne Wendung angeflogen aus irgend einer Novelle, bei der Anwendung hier aber vergaß er über der Freude an dem Fund, daß er, der Erzähler, selbst auch der Wanderer war. Er hatte wirklich einen höheren Gesichtspunkt eingenommen, aber wie in den Wolken, aus denen er sich selbst wandern sah, falls er nicht dunkel an die Seinigen gedacht hatte, die ihm im Dorfe unten im Geiste nachsahen. Denn im Dunkel oder Halbdunkel der Seele entstehen ja diese Dinge, auch solche ungewollte Späße. So gab es da zu lachen und zu lernen zugleich.

Ähnlich war, wenn auch nicht so hübsch, eher was man in der Schulsprache dumm nennt, ein Denkfehler in einer Tertianerarbeit, von einem Schwachen. Aufgegeben war Schillers Gedicht „die Schlacht" zu behandeln, die so viel zu denken und zu finden gibt; sie ist ja noch zu schwer für Tertianer, aber hochanregend. In den Arbeiten war denn auch viel von Verwundeten und Todten die Rede, die „das Schlachtfeld bedeckten". Einer aber brachte das Wort auch an der Stelle, wo der Freund den Freund plötzlich vor sich liegend findet: der Fuß strauchelt über den Leichnamen. „Und auch du, Franz!?" Zur Erklärung hieß es da, er hätte mit Schrecken gesehen, wie auch sein Freund „das Schlachtfeld bedeckte". Da gab es denn auch zu lachen, zu lernen oder zu finden, freilich nicht viel: daß ein Körper zu klein ist, um ein Feld zu bedecken, und daß auch von einer Menge der Ausdruck eigentlich ein übertreibender ist, aber mit der Übertreibung, wie sie die Sprache in Menge anwendet, besonders um einer hochgespannten Stimmung genugthuenden Ausdruck zu geben. Übrigens wäre beinahe im Eifer übersehen worden, daß der Ver-

fasser in dem „auch", eine gewisse Deckung fand. Damit erhielt der Gedanke die Wendung, daß eigentlich gemeint war: daß auch sein Freund unter denen war, die das Schlachtfeld bedeckten. Damit wurde begreiflich, wie er von dem Berechtigten her zu dem Spaßhaften gekommen war.

Ähnlich auch, nur noch mehr oder völlig ins sogenannte Dumme übertretend, war ein Fall in einer Tertianerarbeit über Goethes Spruch: „Mir gäb es keine größre Pein, Wär ich im Paradies allein." Es kam nichts Rechtes dabei heraus, ich merkte erst an den verfehlten Aufsätzen, daß den Schülern für die darin liegende Frage noch die Erfahrung, das eigne Erleben fehlte. Die Allermeisten hatten sich in der Noth mit dem Spruche geholfen von der getheilten Freude, die doppelte Freude ist u. s. w. So kam denn dies „theilen" fast in allen Arbeiten vor, es wurde wahrhaft todt geritten. Einer aber, der Schwächste in der Classe, machte es bei dem allgemeinen Ritte möglich, von Freude zu sprechen, die man „allein theilen" müsse. Darüber mußte denn auch gemeinsam gelacht werden und daran gelernt, wie gefährlich es ist, geläufige Redensarten zu gebrauchen, ohne daß man sie ordentlich ansieht.

Und noch eine kurze Moral, die ich am liebsten recht lang machte. Mich erinnert die Sache zugleich an die sogenannten Denkübungen, denen man einst im Unterrichtswesen hohen Werth beilegte; man suchte wol gar darin den eigentlichen Schlußstein des pädagogischen Baues für das Volksschulwesen, das Hauptmittel zur letzten Schulung des Geistes. Auch in die Gymnasien waren sie eingedrungen, warum auch nicht? Wir hatten z. B. auf der Thomasschule i. J. 1836 in Quinta wöchentlich eine Stunde, die Denkübungen benannt war. Es wurde da wesentlich angewandte Logik getrieben, im Anschluß an Lesestücke.

Gegenwärtig nun sind die Denkübungen abgethan und wo sie erwähnt werden, dem Spott ausgesetzt, wie ein glücklich überwundener elender Standpunkt auf Kinderstufe. Mir geht es aber schon länger oft durch den Sinn, daß man auch wol da einmal das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat, daß sie doch recht wol wieder brauchbar wären in einer Zeit, wo das Stoffliche sich so sehr zum Herrn der Geister machen will, wie jetzt, daß ein kräftiges beherrschendes Denken darüber nie nöthiger war.

Eigentlich ist ja jeder Unterricht zugleich eine Denkübung oder sollte es sein, die ganze Schule neben dem Lernen des Stoffes zugleich eine große Denkübung. Aber ich kann mir recht gut denken und habe mirs oft schon ausgemalt, veranlaßt z. B. durch Examenerfahrungen an der Universität, daß und wie man diese Denkübung auch wieder geflissentlich und für sich betreiben könnte und sollte, und nicht bloß in den untersten Classen, daß den jungen Geistern zu der Stoffmasse, die sie verschlingen müssen, auch die freie Herrschaft darüber mitgegeben würde in Leben und Wissenschaft, die ja selbst beide zugleich eine fortgesetzte Denkübung im großen Stil sind. Natürlich müßte das mit der Änderung des Verfahrens geschehen, welche die fortgeschrittene Einsicht mit sich brächte. An die Stelle der kahl formalen Logik müßte eine höhere, ich möchte sagen eine lebendige sachliche Logik treten, bei der das Formale dann auch sein Recht, sein Leben ganz gewinnen würde, zumal mirs oft scheinen will, als ob bei dem Umschwung von der alten Logik weg nun doch das logisch Formale in unserer Geistesbildung zu kurz käme. Die alte Logik führte aus dem Leben fort in eine öde Schicht kahler Begriffsformen hinauf — aber die neue Logik müßte aus der Enge und Öde der Schule, der Stube hinaus ins volle Leben führen und die ewig geltenden Formen in und an diesem selber aufsuchen und zeigen. Wenn die alten Denkübungen klares Denken als Ziel aufstellten, müßte das, ohne als Ziel zu verschwinden, zunächst nun seine lebendige Ergänzung finden in deutlichem lebendigen Vorstellen, das der einzige Durchgang zu klarem Denken ist auf einer Seite, wie auf der andern zu rechtem Empfinden den Dingen gegenüber, das mir immer und immer in seiner hohen Bedeutung noch nicht völlig erkannt erscheint.

Mit diesem allgemeinen Reden davon wird freilich nicht deutlich, was eigentlich gemeint ist, wo nicht eigne Erfahrung des Lesers dem Geäußerten entgegen kommt. Aber ungefähr deutlich kann es wol werden an den vorgebrachten Denkfehlern, die in mir den Gedankengang wach riefen. Wenn sich jene Schüler deutlich vorgestellt hätten, was theilen, bedecken, verschwinden eigentlich ist, statt es nur in verwaschener abstracter Gestalt durch den Sinn und in die Feder gehen zu lassen, so wären die Fehler ausgeblieben, allerdings auch die Späße, die

allen Betheiligten die Vorstellung auffrischen halfen. Diese gemeinsame Arbeit, die Fehler zu berichtigen, war aber doch selbst nichts andres als eine Denkübung in der angedeuteten Richtung. Auch was neulich in diesen Heften vom Sprichwort im Unterricht vorgebracht wurde, kann als verdeutlichendes Beispiel dienen. Weiteres vielleicht später.

Ein Scherzspruch aus Volksmund, alt und neu.*)

Ich stieß einmal vor Jahren in einer Schrift Luthers auf ein merkwürdiges Stück Volkswitz, das er da im Streit glücklich verwendete und das denn gleich ausgeschrieben werden mußte, in der Schrift: Trostbrief an die Christen aus Leipzig unschüldig verjagt, gedruckt in Wittemberg 1533 als Anhang zu der Schrift: Verantwortung der aufgelegten (d. h. zum Vorwurf gemachten) Auffrur von Hertzog Georgen; es steht da auf dem 5. Bogen auf der Rückseite des ersten Blattes (in der Jenaer Ausgabe der deutschen Schriften Luthers 6, 14^{b}). Es ist die Rede von dem Verhör, dem auf Befehl des Herzogs Leipziger Bürger, die sich zur neuen Lehre bekannten, unterworfen worden waren, das Gewissensexamen bezog sich auf das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Luther berichtet davon: „Ich höre wunder sagen, wie schimpflich (d. h. spaßhaft, zum Auslachen) die Verhörer auff dem Rathause zu Leipzigk sind angelauffen mit irem examiniren" u. s. w.; nach dem Bericht klingt es, als habe sich das Verhör so gewendet, daß die Verhörten ihrerseits ins Fragen kamen und die Verhörer selbst die Examinirten wurden, aber immer Antworten gaben, die neben der Frage ausweichend vorbeischossen, „Vnd ist ir antwort (er hatte darüber wol schriftlichen Bericht vor sich) gleich wie jenes, der gefraget ward, **Wo gehet der rechte Weg hinaus**, Vnd er sprach, **ich hebe junge spechte aus, Wie viel sind dahin meile, Sie haben** (sprach er) **schnebel wie die pfeile, Ich meine, du seyest toll, Das nest ist eben vol** u. s. w. Eben solche antwort gaben die hochgelerten meister in Hertzog Georgen lande" u. s. w.

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 2, 294 ff.

Ich habe an der alten Schreibung absichtlich nur das Allernöthigste geändert und von einer sogenannten Regelung abgesehen, damit es zugleich als Probe dienen könnte, wie man damals zu lesen bekam; davon einen Begriff zu haben, ist ja wol auch den Lehrern dienlich, die nicht selbst über die alten Drucke kommen. Wegen der durchgeführten Kommata (es sind im Urdruck noch die ursprünglichen großen Kommata, die über den ganzen Zeilenraum hinweg gehen von oben nach unten) ist zu bemerken, daß sie damals auch als Lesezeichen zur Versabtheilung dienten, gewissermaßen als rhythmische Zeichen*); die großen Buchstaben, um Versanfänge zu bezeichnen, brauchen wir ja noch, hier dienen sie passend in prosaischer Fassung der Verse, um diese kenntlich zu machen. Man lernt ja nun auch in Gebildetenkreisen diese Abweichungen im alten Kleid der Sprache mit Achtung ansehen, statt mit spöttischem Bildungsstolz, wie früher.

Aber zur Sache zu kommen: da tauchte glücklich aus Luthers Streitstimmung etwas echt Volksmäßiges auf, dem man einen eigenthümlichen Werth an Kraft und Witz sogleich ansieht. Er holte es aus seinem Gedächtniß herauf oder es kam ihm selber, wie wir jetzt da Schiller oder Goethe oder Lessing citieren, oder auch Horaz, Homer, Cicero, je nach dem Vorwiegen der Bildungsmasse, die in uns im Vordergrunde steht. Doch sind auch noch Sprichwörter zur Hand, Goldkörner aus dem eigensten alten Lebens- und Geistesvorrathe der Nation, werden aber wol im Bewußtsein immer weniger und dünner, was man mit Leidwesen ansehen darf. Hier lag auch ein solches Goldkorn vor, aber nicht vollständig, das zeigt das u. s. w., mit dem Luther abbricht, doch wol, weil er das Weitere bei seinen Lesern als bekannt voraussetzen konnte. Wie gieng der Spruch weiter? wie endete er?

Ich fragte deshalb vor Jahren bei meinen Quartanern einmal nach, und da wußte glücklich wenigstens einer davon aus seiner Heimat, Bischofswerda. Da hieß es so:

Freund, wo geht der Weg da naus?
Ich nehme junge Staare aus.
Ich meinte, wo der Weg naus ginge?
Sie sind heuer nicht zu geringe.

*) Vgl. oben S. 121 Genaueres.

Menſch, ſeid ihr denn gar tolle?
Sie haben Federn und keine Wolle.
Menſch, ſeid ihr denn bei Gott berathen?
Morgen werden ſie in Butter gebraten.

Das war denn auch glücklich vollſtändig, denn das Braten iſt ja ein befriedigender Abſchluß, wenigſtens für den Gefragten auf dem Baume oben. Auch in Luthers Quelle kann das Ende ſo geweſen ſein, zumal das „bei Gott berathen" im Reime darauf gar nicht neu, aber recht alt klingt, es iſt ungefähr wie das merkwürdige „nicht bei Troſte", das noch im Gange iſt. Überhaupt ſind die Abweichungen der neuen von der alten Form ſo unerheblich über die 333 Jahre hinweg, daß man daran aufs neue den Glauben gewinnen mag, von welcher Dauer ſolche Dinge ſein können, wie ſie im Untergrunde des Geſammtbewußtſeins fortleben, faſt unberührt von dem ewigen Wechſel in der bewußten Höhe. Wer weiß, wie weit der Spruch ſchon über Luthers Zeit zurück reicht.

Aber die Neugier war damit noch nicht befriedigt, die Abweichungen ſelber reizten die Begier nach Weiterem, das man nun als noch vorhanden vermuthen durfte. Ich habe daher wiederholt bei Gebildeten, die aus dem Volke ſtammten, nachgefragt, bei Leuten aus dem Erzgebirge, aus Thüringen und Heſſen, aber ohne Erfolg, ſie wußten nichts davon. Und das iſt mit der Anlaß, es hier vorzubringen. Von den Leſern dieſer Hefte würde Mancher Gelegenheit haben, aus volksmäßiger Quelle danach zu ſchöpfen. Und wie dergleichen auf Schüler wirkt, hab ich oft erfahren. Sie ſehen auf einmal, was ſie als niedrig kennen oder empfinden, in die lichte Höhe des Geiſtes, des Lernens gehoben, in der es ſonſt verächtlich erſcheinen will. So hilft es den leidigen Riß ausfüllen, der durch unſer gebildetes deutſches Bewußtſein geht, ein Hauptleiden unſeres Lebens. Und gerade jetzt iſt ja eine heilſame Strömung im Gange und verſtärkt ſich mit jedem Jahrzehnt, ein Streben, über die franzöſiſche und gelehrte Periode unſres Bildungslebens hinweg die eigne Vorzeit wieder zu ergreifen, in der man friſches Eigenleben ſchöpfen kann.

Und zu lernen iſt gar Hübſches daran, die Schüler müßten aber ſelber möglichſt dazu helfen. Einmal für das deutliche leb-

hafte Vorstellen, das nicht genug geübt werden kann und doch im gewöhnlichen Schulbetrieb so wenig geübt wird. Der Mann, der sich im Walde verlaufen hat und glücklich einen trifft, den er fragen kann, der aber hoch auf dem Baume sitzt: das will aus eigner vorstellender Kraft lebendig ergänzt sein, da in dem ganzen Spruch kein Wort erklärender Erzählung oder Einleitung vorkommt, wie es sonst die Schulübung verlangt; denn die Worte „und er sprach" und „sprach er" bei Luther sind ja von ihm eingefügt, wie der Versverlauf zeigt (müßte von den Schülern selbst gefunden werden). Der Spruch steht in geradem Gegensatz zu aller Schulüberlieferung, ist ohne alle expositio u. s. w., er ist unmittelbares Leben, lauter Leben und nichts als Leben: er gibt nichts, als was ein anwesender Dritter hätte zu hören bekommen, alles Sehen und Denken dazu muß man aus sich selbst ergänzen, als wäre man selbst dieser Dritte. Das ist echte Kunst des Volkswitzes, des Volksliedes u. s. w., fern von aller Schule, Kunst ohne Schule und doch eigentlich zugleich höchste Kunst. Und das lustige Zwiegespräch nach der Höhe des Baumes hinauf und von da herunter, offenbar mehr ein Schreien, als ein Sprechen, was die Ferne mit sich bringt und beim Vortrag angedeutet werden muß, weil das das Gefühl der Ferne erweckt, um die sichs handelt; auch ein wechselndes Hinaufblicken und Herunterblicken und entsprechende Kopfbewegung gehört zum Vortrag. Ich wüßte nicht, wie es eine bessere kurze Probe geben könnte von dem was lebendigste Kunst ist, die zur Mitarbeit aus sich selbst heraus mit ausmalendem lebendigem Vorstellen zwingt: eine rechte — Denkübung.

Dieß die Form, das Äußere, lauter Leben. Aber auch der Inhalt kann gute Lehren geben und führt ins volle Leben hinein. Der Witz, der uns zuerst daran auffällt, ist, wie aller echter Witz, mehr als bloß Witz, der Fall ist geeignet, das die Schüler erkennen zu lassen. Fragt man sie, was er eigentlich solle, so wird wol mehr als einem einfallen, was sie unter einander sagen, wenn sich in ein Gespräch, das im Gange ist, ein Dritter einmengt: „Wir reden von Äpfeln und du redst von Birnen", d. h. du weißt ja nicht genau, nur ungefähr, wovon die Rede ist, du triffst die Sache nur halb; die Redensart ist sehr witzig, ich finde sie völlig geistreich. Dort aber treffen die Antworten gar nicht

auf die Fragen, sondern schießen völlig daneben weg auf ein ganz andres Ziel. Der Witz von den Äpfeln und Birnen ist wie auf seine Spitze getrieben, und so erscheint er in Luthers Anwendung auf jene Disputation auf dem Leipziger Rathhause, jedenfalls auch eben mit Übertreibung, wie sie der Spott braucht. Übertreibung muß aber auch vom Ursprung her darin liegen, den man, um ungefähr zu rathen, etwa im 14. Jahrhundert zu suchen hat in den Kreisen der Fahrenden, die die Meister und Erfinder in solchen Künsten waren und bestimmte Vorfälle im Leben so verarbeiteten. Ein solcher wird auch hier als Anlaß zu Grunde liegen. Der Spott könnte z. B. ursprünglich auf einen eigennützigen Mann in der Gemeinde gemünzt sein, der bei einer wichtigen Verhandlung so ganz nur auf seinen Nutzen versessen war, daß er gar nicht verstehen mochte, worum sichs eigentlich handelte, und die Sache, die zu fördern war, darüber leer ausgieng. Das mußte denn gegeiselt werden, wie jetzt etwa in Zeitungsartikeln, so damals mündlich mit Singen und Sagen, und von solcher Kunst lebten ja die Fahrenden, auch als Schelter, scheltære, wie sie in diesem Amte hießen. Der Spruch, wenn er glückte, wie dieser hier, gieng dann von Mund zu Mund, wie jetzt ein Zeitungsblatt mit solchem Inhalt von Hand zu Hand. Eine ihrer Hauptkünste dabei, die man von ihnen forderte, war die, Lachen zu erwecken; hier war es, wenn ich selbst nicht neben das Ziel geschossen habe, ein allgemeines Auslachen eines Egoisten in der Gemeinde, also Lachen und Witz im ernsten Dienst der öffentlichen Meinung, nicht bloß des Lachens wegen, wie es uns an dem Spruche von jetzt erscheint. Auch das wäre wol eine brauchbare Denkübung in der Schule.

Und noch eine als Zugabe, da einmal von Volkswitz die Rede ist, eine die mir auch als ein wahres Musterstück erscheint. Eine Frau aus dem Volke, unsere Waschfrau, die mein Interesse für diese Dinge kannte und verstand (sie hat schon oben S. 65 einmal beigesteuert), gab einmal, als ich sie um etwas Neues plagte, Folgendes von sich: haben Sie denn das schon einmal gehört? „Mutter, setz den Vater auf den Tisch, der Hahn hackt ihn“ (natürlich in der Mundart, also: uff'n Tisch, hackt'n). Ich stutzte und stand vor einem Räthsel, was es denn auch zugleich sein soll, wie viele solche Witzworte, eine Denkübung zur Unter-

haltuug oder als Geiſtesprobe, wie alle Räthſel. Die gute Waſchfrau half auch gar nicht, ſie weidete ſich an meinem Stutzen, und ich möchte dem geehrten Leſer auch nicht helfen, um ihm das Vergnügen der Denkübung nicht zu verkümmern. Aber ich möchte auch nicht unbemerkt laſſen, wie auch hier der Witz mehr als Witz iſt und ein Stück wahres Leben ſcharf erfaßt, in ſcharfer Zuſpitzung, in Übertreibung, wie bei dem Spruche dort. Alſo was hinter und zwiſchen den wenigen Worten ſteckt (wieder nur gehörte Worte, wie dort, ein Stückchen Leben ſelber): ein kleiner und ſchwacher Vater, ein kecker Hahn, dabei Kindesliebe, die die Mutter zu Hülfe ruft, womit der ungeheure Spott ſeine wohlthuende Seite erhält; dabei die Hühner in der Wohnſtube verkehrend, alſo im Sommer, bei offenen Thüren u. ſ. w., ein volles Lebensbild, in greller Auffaſſung irgend eines ähnlichen Verhältniſſes aus der Wirklichkeit in einer Dorfgemeinde, in wenigen Worten, auch eine wahre Kunſtleiſtung im Dienſt des Lebens ſelber. Unſere Zeit muß Achtung gewinnen vor dieſen Dingen aus eigenſtem reichem Vorrath des Alltagslebens, und dazu muß in der Schule der Anfang gemacht werden.

Nachtrag. Ich wandte mich des Spruches wegen nachträglich an Freund R. Köhler in Weimar, der in dieſem Gebiet Kenner iſt wie Einer, um namentlich von ſchon Gedrucktem zu erfahren, davon mir nichts zu Handen gekommen war. Er wußte doch auch nichts weiter nachzuweiſen, als bei H. Friſchbier, preußiſche Volksreime und Volksſpiele Nr. 917—923, gleichfalls „gereimte Geſpräche mit einem Schwerhörigen". Beſonders Nr. 921 gehört deutlich auf die Linie, auf der Luthers und der Biſchofswerdaer Spruch liegen:

Kinder, wo geit de Wegg nach Drengfort?
Herr, wi nehme man e Neſt ut.
Kinder, ſie ju doll?
Ja Herr, ons Kau (Kuh) ös kein Boll (Bulle).

Ganz deutlich ein Bruchſtück, wie ein verkümmerter Niederſchlag von jenem alten Spruche. Aber: Geſpräch mit einem Schwerhörigen? Daran habe ich gar nicht gedacht, es will mir aber auch noch nicht ein, daß es ſich bei dem Scherz nur um

Schwerhörigkeit handeln sollte. Bei solchen Scherzen mit Schwerhörigen liegt Mißverständniß eines einzelnen wichtigen Wortes oder mehrerer Worte vor, nicht eines ganzen Gedankens, wie hier so lange fortgesetzt. So z. B., wenn in Sommers Rudolstädter Klängen einer Schwerhörigen, die über Kopfreißen klagt, der Rath gegeben wird, sie solle sich ein Fußbad machen, sie aber versteht einen Musbart und holt sich ihren letzten Topf Zwetschgenmus aus der Vorrathskammer, um sich das Gesicht damit einzuschmieren. Daß aber vollends Kinder, und noch dazu so in Mehrheit, Schwerhörige sein sollten, wie da in der preußischen Form des Spruches, das will mir gar nicht ein, ich halte es für unmöglich. So mag denn mein Versuch, für den Scherz einen bedeutendern Hintergrund in der Vorzeit zu finden, wol seine Berechtigung behalten.

Aber das Auftreten im fernen Preußen hat seinen Werth für sich, es weist gleichfalls auf ein ziemliches Alter hin, wie es denn für die Sprache, für Sprüche, Redensarten, Scherze u. s. w. gleichsam eine eigene Geographie gibt, die von selbst zugleich zur Geschichte wird, indem sie durch die bloßen Raumverhältnisse zugleich auf das fragliche Zeitverhältniß, auf entsprechende Zeiträume hinweist und für größeres oder kleineres Alter beweisend wird.*)

Aber aus der Nähe, aus Sachsen kommt zu meiner Freude noch ein Nachweis, vom Herausgeber unserer Zeitschrift selbst, der mir schreibt, der Spruch sei ihnen als Kindern in der Meißner Gegend ganz geläufig gewesen, vollständig und fast wörtlich in der Form aus Bischofswerda, nur mit einer Ver-

*) Das ist auch schon den Schülern zugänglich, wenn man es ihnen an rechten Beispielen in rechter Weise (nicht in abstracten Formeln) nahe legt; ja sie können wieder einmal selber dazu helfen und müßten es, das wäre wieder eine — Denkübung bester Art, wie ich sie mir an Stelle der alten formal logischen Denkübungen denke und so innig für die Schule wünsche. Denn in den jungen Geistern das schlummernde Raum- und Zeitgefühl zu erwecken, das als Naturgabe von höchstem Werth Pflege und Bildung fordert, darauf kommt für die rechte Geistesbildung außerordentlich viel an (es ist in meiner Sprachschrift mehrmals deutlicher davon die Rede), und auch dazu bietet die Sprache die beste Handhabe, als Sprachgeographie und Sprachgeschichte, die schon an ganz kleinen Erscheinungen zu fassen sind, ja gerade da am sichersten.

mehrung im Eingang; an Schwerhörigkeit hätten sie übrigens dabei nie gedacht. Der Spruch beginnt da:

Guten Tag, Mann.
Ich lege meine Leiter an.

Nachschrift. Es kamen mir von Lesern dieses Aufsatzes mehrere verwandte Sprüche zu aus Sachsen und dem Osterlande, alle mit der Frage nach dem Wege beginnend und in lustigem Mißverständniß sich weiter bewegend; leider keiner, der Luthers Spruch weiter zu Gute käme, alle übrigens weit kürzer und ins Derbe gezogen, aber witzig. Die Frage wegen Schwerhörigkeit als Ursprung des Scherzes betreffend muß ich doch bemerken, daß sie in Lyons Zeitschrift 2, 484 ff. Dr. R. Beer aufnahm, um sie auch in Bezug auf den alten Spruch bejahend zu beantworten. Ich gebe zu, daß die Auffassung auch Manches für sich hat, wie z. B. das „bei Gott berathen" und „in Butter gebraten" an Sommers Fußbad und Musbart erinnert. Aber meine oben vorgebrachten Bedenken dagegen sind damit noch nicht weggeräumt, und daß auch im Spruche selber an Schwerhörigkeit durchaus nicht gedacht ist, zeigt die Frage „seid ihr denn toll?", die in allen drei Fassungen erscheint.

Ein Kinderlied mit tiefem Hintergrunde.*)

Wie weit Kinderlieder von heute hinter sich in die Vorzeit weisen und sie beleuchten helfen können, das ist im Allgemeinen nun wohl bekannt. Auch das folgende Liedchen wird es bewähren. Ich möchte diese Dinge eben weniger der Gelehrsamkeit zuführen, die ihre Wege für sich geht, als der Schule, an die ich nun einmal so gern denke. Der Gelehrte als solcher strebt ins Weite, um im günstigen Falle von dort aus viel zusammenzufassen, der Lehrer braucht vor Allem die Erkenntniß und den Blick dafür, wie viel Werthvolles die nächste Nähe bietet, in der die Schüler

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 2, 475 ff.

ſtehen, aus der ſie herkommen, die ſie verſtehen lernen ſollen, um von da aus ins Weite zu gelangen.

Ich will es vortragen, wie ich es ſelbſt erlebt habe, das macht die Sache lebendiger, als der in den Fachzeitſchriften entwickelte Vortragston. Ich kenne es aus meinen früheſten Kinderjahren, etwa aus meinem vierten Jahre, aus Leipzig. Es iſt ein Ringelreihen, wir faßten uns alſo bei den Händen und ſangen im Kreiſe ſchreitend, in einer ganz einfachen Melodie, die doch auch ihrer berechneten Kunſt nicht entbehrt:

Bauer Bauer Keſſel,
Morgen wird es beſſer,
Übermorgen tragen wir Waſſer ein,
Fällt der ganze Keſſel ein.

Sinn hatte man ja daran nicht viel, im Eingang eigentlich gar keinen (davon nachher), aber großen Spaß, ſo recht für kleine Kinder berechnet. Es wird nämlich mit würdigem Schreiten angefangen, in ſtrengem Takte nach dem Versmaß, das hab ich gerade an dem Spruche zuerſt gelernt und macht große Freude. Bei der dritten Zeile aber, die auch im Versbau aus dem ſtrengen Takte mit einer Art Überfüllung des rhythmiſchen Rahmens herausſtrebt, geht das Schreiten in ein freies Trippeln, die Strenge in eine Art Auflöſung über und endet bei der vierten, dem Inhalt entſprechend, in einem Zuſammenbruch des kleinen Ganzen, ſodaß Schreiten und Singen, Rhythmus und Tanz, alles in die Brüche geht und mit den ſingenden Tänzern ſelbſt zuſammenpurzelt. Das gibt denn ein großes Lachen, das ſich mit dem Singen wunderlich miſcht, die letzte Zeile wird auch mit einem Pauz! oder Plauz! eingeleitet, das aus dem rhythmiſchen Rahmen ſchon ganz heraustritt. Auch die Melodie löſt ſich ſchon bei der dritten Zeile aus dem ſtrengen Singen los und geht in ein ſingendes Sprechen, ein parlando über, ſtrebt übrigens möglichſt in die Höhe, um bei der letzten in der Tonleiter, aber auch parlando, möglichſt tief herunter zu gehen, ſodaß auch die Melodie den Zuſammenbruch malt. Das Ganze iſt doch, wie oft ſolche echte Kinderlieder, zugleich ein kleines Kunſtwerk. Und die Hauptſache: der Ringelreihen, der Kinderkreis ſelbſt iſt auf einmal der Keſſel, die Kleinſten fallen einfach nach hinten zum

Sitzen (sie fallen ja noch nicht tief, das bischen Weh an der bestgepolsterten Stelle des Körpers gehört zum Spaße), die Größeren helfen sich mit Niederkauern, der Spaß aber ist groß, für die Kleinsten größer als alles bisher Erlebte. So hatte sich auch mir Alles gleich tief eingeprägt.

Aber der Sinn! Man muß sich ja als Kind an sinnlose Kindersprüche gewöhnen, sie spielen oft absichtlich mit sinnlosen Wortklängen, z. B. im Eingange von Auszählsprüchen. Und doch lag hier ein Sinn nahe genug, daß man immer wieder einen Anlauf nahm, ihn zu erhaschen. Das ist aber in den Worten, wie wir sie sangen, nicht möglich, sie sind entstellt (durch Jahrhunderte langen Gebrauch), wie sich bald herausstellte, als ich mich endlich einmal entschloß, der Kleinigkeit, die mir für rhythmische Beobachtungen von großem Werth geworden war, durch Umfrage näher nachzugehen. Da zeichnete sich denn der Verbreitungskreis des Liedchens ziemlich sicher, der nicht sehr groß ist, er umfaßt wesentlich Sachsen, Osterland und Thüringen, aber auch mit mancherlei Abweichungen, wie es bei alten Sprüchen ist (ähnlich wie in der Pflanzenwelt), oft nur mit leichten Verschiebungen der Laute, die doch das Ganze anders färben. Aber auch die Hoffnung, dem Geheimniß des ursprünglichen Sinnes nahe zu kommen, wuchs, und ich bin nun damit so weit zu Rande gekommen, daß ich die Sache zur Mittheilung für reif halte.

Die Verschiebungen und Entstellungen haben namentlich die erste Zeile ergriffen. Ich will sie erwähnen, obwol sie von der Hauptsache ablenken, als brauchbare Probe für das rege Leben, das in solcher ungeschriebener Überlieferung waltet und sein Lehrreiches und Hochanziehendes für sich hat. In thüringischen Fassungen, die ich habe, ist der Bauer entfernt, der ja ohnehin seinen Sinn verloren hat. In Arnstadt singen die Kinder: Baumel baumel Kessel (sonst weiter wie in Leipzig), d. h. der Einsturz des Kessels ist gleich zuerst vorbereitet, die Kinder machen dabei eine baumelnde Bewegung. Für Baumel steht anderwärts Baum, z. B. in Sondershausen und Erfurt: Baum Baum Kessel (u. s. w. wie oben), wol ebenfalls vom baumeln. In Weimar heißt es: Kreis Kreis Kessel (u. s. w. wie oben), d. h. der tanzende Kreis gleich selbst als der Kessel bezeichnet, was in der Leipziger Fassung erst zuletzt klar wird; es ist übrigens wie wenn sich der tanzende

Kreis selbst als Ringelreihen einführt: Ringel Ringel Reihe, Ringel Ringel Rosenkranz u. s. w., „Kreis" aber wird mit herbeigezogen sein durch den anlautenden Anklang in „Kessel", denn das Kinderlied hat noch Neigung zum Stabreim und macht viel Gebrauch von dieser unserer ältesten Reimkunst.

Im Voigtlande aber findet sich der Kessel entfernt, der sonst überall herrscht, und durch Bottich ersetzt; z. B. zwischen Reichenbach und Ölsnitz:

Brauer Brauer Bottich,
Sei geschwind und hortig (hurtig im Herstellen des Bottichs).
Wenn de Glöckle klinge,
Fang mer a ze springe (umtanzen ihn).
Schütt mer e Stütz voll Wasser nei,
Fällt der ganze Bottich ei.

Also auf das Bierbrauen bezogen, daher auch der Brauer. Aber daß dieser doch nur eine Verschiebung von Bauer ist, zeigt daneben die Fassung in Elsterberg, die zum Bottich den Bauer beibehält:

Bauer Bauer Bottich,
Sei geschwind und hortig.
Schütt ene Kanne Wasser nei,
Fällt der ganze Bottich ei.

Auf das Bierbrauen geht das aber auch und der Kessel selbst schon war dazu brauchbar. Denn in alter Zeit braute man sich sein Bier für Feste im Hause selbst, in demselben Kessel über dem Herde, der zum Kochen diente und auch als Braukessel*), hier aber den Fortschritt zum Braubottich vollzogen hat, doch noch im Bauernhause in dem Elsterberger Spruche, während er in dem anderen ins Brauhaus übergesiedelt ist. Der Bottich wird übrigens auch durch den Reimklang mit Bauer herbeigezogen sein, wie dort Kreis durch Kessel.

Eine merkwürdige Fassung bietet das Erzgebirge, auch das Elbgebiet in Sachsen, mit einer inneren Erweiterung, die ich doch auch erwähnen muß. Am leichtesten einzureihen ist die Dresdener Fassung:

*) Vgl. in Grimms Wörterbuch kesselbier, kesselbrauen, braukessel.

Bauer Bauer Keſſel,
Wer ſitzt drinne?
Eine große Hinne.
Was wolln wir machen?
Federn wolln wir ſchleißen,
Kiele wolln wir beißen.
Morgen tragen wir Waſſer ein,
Fällt der ganze Keſſel ein.

Die Henne und die Gans, die gerupft werden ſoll und doch wol bei dem Federſchleißen gemeint iſt (durch ein Kind in der Mitte dargeſtellt), werden ſich nachher erklären, ſie können ſehr alt ſein. Dabei eine Probe, wie der Sinn, wenn er verloren geht, auf ſeltſame Abwege geräth und dabei nach Witz ſucht: ſtatt der Hinne erſcheint in erzgebirgiſchen Faſſungen auch: eine große Spinne, noch öfter: die alte oder die ſchöne Katherine (die nun ſelbſt die Federn ſchleißt); auffallend aber iſt, daß Keſſel dabei ſeinen Reim verloren hat (und damit ein Hauptſtück des urſprünglichen Sinnes); doch erſcheint er auch erſetzt, aber gar wunderlich: Schöne rothe Neſſel (dann: Wer ſitzt drinne u. ſ. w.).

Ganz wunderſam aber iſt, was in Zeitz und Umgegend in dem Keſſel ſitzend erſcheint, nämlich der Kaiſer mit ſeinem Kinde:

Bauer Bauer Keſſel,
Morgen wird es beſſer.
Tragmer ene Kanne Waſſer nein,
Fiel ene weiße Taube rein.
Wer ſaß drinne?
Der Kaiſer mit ſein Kinne.
Kind wullte gebiſcht ſein,
Puz! da fiel der Keſſel ein.

Alſo der Keſſel, der ja auch hier einfallen ſoll, zugleich als Wiege benutzt und bewegt, um den kleinen römiſchen König einzuwiegen, ob nicht veranlaßt durch einen wirklichen Kaiſerſohn als Wiegenkind, von dem die Alten ſprachen und die Kinder hörten? Denn daß in den Kinderliedern wirklich auch ſo hochpolitiſche Dinge mit auftreten, iſt mehrfach bezeugt. Kommt doch der arme Herzog von Reichſtadt ſo vor in kindlicher Theilnahme an ſeinem Schickſal. Aus der Leipziger Gegend ward mir vor

Jahren ein Auszählspruch mitgetheilt (Abtnaundorf) und weit von da, aus Jever, erst neuerdings ebenso als Tanzliedchen:

Napoleons Sohn,
König von Rom,
War viel zu klein,
Kaiser zu sein.

Boshaft genug freilich, daß auch die Wiege mit dem kaiserlichen Kinde umfallen muß, aber eine Bosheit ist das ganze lustige Einfallen von Haus aus, wie sich gleich zeigen wird.

Um aber endlich dem Sinn näher zu kommen: Licht für den Eingang und damit für das Ganze gab eine Fassung in der Leipziger Pflege (Reudnitz, aus jüngster Zeit):

Bauer baue Kessel,
Morgen wird es besser u. s. w.

Auch im Voigtlande kommt neben Bauer Bauer Bottich u. s. w. vor: Bauer baue Bottich, z. B. in Reichenbach, Plauen (Dunger, Kinderlieder und Kinderreime aus dem Voigtlande Nr. 321). Also: baue dir einen Herd zum Kochen, schaff dir einen Hausstand, da ists von morgen an besser oder gut für dich. Und gleichfalls aus der Leipziger Pflege (den Ort hab ich leider vor Jahren nicht notirt) deutlicher fortgeführt:

Bauer baue Kessel,
Morgen wird es besser.
Trägt die Braut das Wasser nein,
Pauz! fällt der ganze Kessel ein.

Und so, nur mit Plauz! für Pauz! hat es auch Simrock im Deutschen Kinderbuch (noch nicht in der 1. Ausg., daher mirs lange entgieng), in der 2. Ausg. unter Nr. 843, in der 3. Nr. 927, doch wol auch aus derselben Gegend (er giebt leider seine Quellen nicht an). Also zum Hausstand eine junge Frau, wie sich das ja von selbst versteht und noch jetzt in der geläufigen Redensart selbst mit enthalten ist, die ganz dasselbe sagt: „gründe dir einen eignen Herd", auf dem ja der Kessel nach der ursprünglichen, uralten Einrichtung das Hauptstück ist, sodaß auch das Ganze nach ihm benannt sein kann. Dazu gehört eigentlich auch die Redensart

„den Herd begießen", d. h. die neue Hauswirthschaft für die Freunde und Nachbarn durch einen Schmaus einweihen, bei dem es im Kessel so voll zugeht, daß der Herd mit dem Überfluß begossen wird. Die entsprechende französische Redensart stellt sich den Kessel vor statt des Herdes, pendre la crémaillère, d. h. den Kesselhaken (mit Kessel) aufhängen. In der erwähnten Reudnitzer Fassung scheint in der Fortsetzung darauf Bezug genommen, wenn es in der dritten Zeile heißt, ohne die Braut: Übermorgen tragen wir Wasser ein, also wie in der vorangestellten Leipziger Fassung, d. h.: wir helfen dir beim ersten Mahle, beim Hochzeitmahle, helfen und nehmen Theil.

Aber das Einfallen des Kessels?! Daß die ganze Herrlichkeit so elend in die Brüche geht, wie sie eben fertig gefeiert werden soll?! Der Kessel so schlecht, daß er gleich das erste Wasser und das erste Kochen gar nicht aushält? Unmöglich ursprünglich! Das ist so boshaft schadenfroh, daß man ruhig behaupten mag, das kann gar nicht von den Kindern herrühren, vollends von kleinen Kindern (die es eben allein noch spielen), wie ja der ganze Spruch über Kindergedanken hinausgeht.

Ich muß noch einmal abschweifen, um die Erscheinung deutlicher zu beleuchten. Auch aus meinen ersten Kinderjahren kenne ich einen Leipziger Spruch auf Kosten des Nachbarortes Taucha (es liegt wirklich „im Grunde", im Thal der Parthe eingebettet):

Wißter nich, wo Tauche liegt?
Tauche liegt im Grunde,
Wo de schönen Mädchen sin,
Tanzen wie de Hunde.

Also eigentlich eine Frage wie aus einem Geographieexamen in der Heimatkunde, mit einer Angabe der wesentlichsten Eigenschaften des fraglichen Ortes in der Antwort; gerade wie jetzt in pädagogischer Literatur in einem sog. Katechismus der Geographie. Handwerksburschen fragten sich z. B. in alter Zeit so und der Gefragte mußte die sog. Wahrzeichen eines Ortes anzugeben wissen. Aber der Schluß? wieder so boshaft scharf gefaßt in dem Gegensatz der schönen Mädchen und dem Hundetanz? Mir war es immer ein stilles Leid, den boshaften und rohen Umschwung des Bildes zu hören, wenn Andere lachten in

Leipziger Stolzgefühl. Klarheit und Beruhigung darüber kam einmal aus Holstein, da fand sich in den Jahrbüchern für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg 5, 366 (1862) der Spruch wieder in Anwendung auf ein Dorf Quickborn in der Herrschaft Pinneberg, und zwar als Tanzweise bezeichnet:

Wetet ji ok woll, wo Quickborn liggt?
Quickborn liggt in Grund,
Wo de lüttjen Derens sünd
Mit den roden Mund.

Damit ist das Ursprüngliche glücklich dort im Norden gerettet, es ist von Haus aus ein Loblied, gesungen und getanzt, hier aber in ein Schmählied verwandelt als Ausdruck der beliebten Reibung, in der sich Nachbarorte gegen einander in Spruch und Vers gern ergehen. Daß das Liedchen sehr alt sein muß, zeigt das weite Auseinanderliegen der Fundorte.

Aber auch die Entstellung muß schon sehr alt sein, davon zeugt ihr Auftreten in Schlesien. Weinhold im schlesischen Wörterbuch S. 108 bringt es bei von einem Orte Strehlen:

Wißt er nich, wu Strahla leit?
Strahla leit im Grunde.
S hôt gar hübsche Mâdle drein,
S sein gar faule Hunde.

Es erscheint aber da zu einem Liede in vier Versen erweitert, die noch weiter von den Strehlener Mädchen so handeln, und ist kein Kinderlied. Übrigens hat der Schimpf da eine mildere Gestalt, die noch deutlicher auftritt und ihn eigentlich auf einen ganz anderen Fuß setzt in der Form, wie das Leipziger Liedchen in Stötteritz bei Leipzig gesungen wurde:

Wißt er nich, wo Tauche liegt u. s. w.,
S sin drei schöne Mädchen drin,
Sin so faul wie de Hunde.

Da sind nur drei schön, nicht alle oder viele, daß aber die schönen nicht gerade die fleißigsten sind, das ist auch sonst zu erfahren: damit triumphirten also wol die Stötteritzer Mädchen

über die des Nachbarstädtchens, das sich seines hohen Alters rühmt. Auch das wird ursprünglich ein Tanzlied sein, wie die Fassung dort in Holstein noch jetzt, und als solches nicht von den Kindern erfunden, sondern von der tanzbaren Jugend in der Zeit, als man noch zu solchen Liedern selbst singend tanzte. Auch die grobe Leipziger Fassung weist auf ein Tanzlied und begreift sich daraus: schöne Mädchen sind in Taucha, aber unsere oder wir tanzen besser. Bei den Kindern ist das dann in Nachahmung der Großen hängen geblieben, als das Tanzen nach Gesang von der veränderten Sitte entfernt wurde.

Daß solche Tanzlieder in alter Zeit so kurz und einfach waren, vierzeilig, mit so gestellten, noch nicht gekreuzten Reimen, also im Kunstbau genau wie noch hier die Kindertanzlieder, das wissen wir sicher an dem werthvollen Beispiel aus dem 13. oder wol noch 12. Jahrhundert in den Carmina Burana S. 203 Swaz hie gât umbe u. s. w., ganz deutlich als von Mädchen gesungen erkennbar, ein Ringelreihen der tanzbaren Mädchen, ohne Männer. Die Kinderlieder sind eben zugleich späte, aber echte und sichere Zeugnisse für die volksmäßige Tanzliedform des Mittelalters oder noch älter, für die Form und auch für ihren Geist und Ton, ganz vermuthlich auch mit der Melodie.

Um aber auf die Entstellung am Schlusse zurückzukommen, auch bei dem Kesselliedchen ist das Einfallen nur eine Entstellung durch gröberen Geschmack, um einen pikanten Schluß zu haben*), und das Ursprüngliche ist auch noch glücklich erhalten, gleichfalls in der Leipziger Pflege. In Trachenau bei Rötha singen die Kinder:

Bauer, baue Kessel,
Morgen wird es besser,
Übermorgen tragen wir Wasser ein,
Fällt eine weiße Taube nein.

Und ebenso in Reudnitz, nur mit fliegt statt fällt, und in Zeitz (fiel), s. vorhin S. 179 (wo doch schon Bauer für baue); dort ist das Lied aber zugleich nach der Art der erzgebirgischen Formen erweitert und schließt doch auch mit dem Einfallen, wie auch

*) Dieselbe Erscheinung bei dem Scherzspruch S. 174.

eine vierzeilige Fassung, die Dunger a. a. O. Nr. 322 aus Hohenleuben bringt:

Bauer Bauer Kesselein,
Morgen tragmer Wasser ein,
Fliegt ene weiße Taube nein,
Fällt der ganze Kessel ein.

Die Kinder fallen aber in der unentstellten Fassung natürlich nicht um, sie beginnen das Liedchen von vorne, so oft bis sie dessen müde sind, auch dieß noch nach alter Sitte, wie sie jetzt noch auch bei Erwachsenen z. B. in Italien als volksmäßig zu beobachten ist. Und wenn uns dabei die Meinung anwandelt, als müsse das recht langweilig gewesen sein, so irren wir uns: man sang und dachte und fühlte sich mit dem langen Wiederholen in das Liedchen gleichsam immer tiefer und lebendiger hinein. Freilich mußte der Inhalt danach sein, daß er solches Vertiefen auch darbot, aber das thut er auch, wie bei dem Liedchen in den Carmina Burana, so bei unserm Kesselliedchen, wenn man sichs in alter Zeit denkt noch mit seinem vollen Sinn und Ernst.

Die weiße Taube als Schluß spricht ja wol jetzt noch jeden an auch bei flüchtigem ersten Lesen, man fühlt gleich den eigentlichen Sinn: bist du so weit und hast Herd, Kessel und Braut (junge Frau), die sich von selbst versteht auch wo sie nicht mit erwähnt wird, obschon man als dritte Zeile wünschte, wie gewiß auch gesungen wurde oder noch wird: „Trägt die Braut das Wasser ein" — dann kommt dir gleich zum Hochzeitmahle der Segen des Himmels, er schickt dir selbst, was noch fehlt in den Kessel, das Feinste und Beste, was er aus seinen Vorräthen geben kann; die weiße Taube ist aber gewiß zugleich als Bote und Bürge von Frieden und Reinheit, Liebe und Treue gemeint, das fühlen wir noch sofort. Es kann ja wol wie aus dem anakreontischen Geschmack des vorigen Jahrhunderts stammend klingen, aber nur zufällig; nichts war der Vorzeit geläufiger in der Fülle ihrer sinnig poetischen Vorstellungen, in denen sie lebte und webte, als die Vögel des Himmels als Boten und Vertraute der Götter gedacht, hier ist die Taube deutlich die Botin und Bürgin der Gunst des Himmels. So gelten noch jetzt im Volks-

aberglauben Tauben, besonders Turteltauben, als glückbringend für das Haus, als „Herrgottsvögel", sie werden besonders in Beziehung gesetzt zum Glück des Hauses in Liebe, Ehe und Treue, s. Ad. Wuttke, der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart Berl. 1869 S. 113 u. ö., besonders auch S. 342. Recht einleuchtend ist noch unserm Gefühl der Gegensatz von Taube und Krähe: Wenn das Brautpaar aus der Kirche tritt, so schaut es nach oben, sehen sie zuerst Tauben, so bedeutet dieß eine glückliche Ehe, wenn Krähen, eine unglückliche (das. S. 189, aus Böhmen).*)

Auch daß der Himmelsbote hier verspeist wird, thut seiner sinnigen Bedeutung durchaus keinen Abbruch im Sinne der alten Zeit. Das zeigt z. B. die Gans als Schmaus, die Martinsgans, von der noch im 16. Jahrhundert ganz deutlich erkennbar ist in den dabei gesungenen Liedern, daß man sie ursprünglich dem heiligen Martin zu Ehren aß, dem sie geweiht war, als Opferschmaus, und daß auch der Vogel selbst dabei als Opferthier mit einer Art göttlicher Ehre behandelt wurde.

Freilich wenn man nach dem ersten poetischen Eindruck genauer zusieht, kommt die Frage: das eine Vögelchen als Hochzeitmahl für Zwei oder gar mehr?! Nun sie brauchte ja nicht als ganzer Küchenvorrath, nur als Beisteuer von oben gemeint zu sein. Aber kritische Gedanken in dieser Richtung müssen sich wol wirklich bei den Singenden geregt haben, daher begreift sich in der Dresdener Fassung (S. 178) die Henne, und zwar ausdrücklich eine große, und die Gans, die da im Kessel sitzen an Stelle der Taube: sitzen, denn von fliegen ist keine Rede mehr; es ist wol nun für den Umfang des Appetits gesorgt, aber mit der Taube ist auch die Poesie weg, und sie würde, sonderbar genug, auch weg sein mit zwei Tauben oder mehr — ein hübsches Beispiel als sicherer Beleg, wie man das Poetisch-Sinnige nicht

*) Für die Vorgeschichte der Taube im Orient, für die Entstehung der Haustaube und insbesondere der weißen Taube aus der wilden im Tempeldienst der Astarte (der syrischen Aphrodite) dort ist zu verweisen auf Victor Hehns überraschende Ausführungen und Nachweise in seinem Buche Kulturpflanzen und Hausthiere u. s. w. Berl. 1874 S. 291 ff. Darnach kam die weiße Taube wahrscheinlich aus Italien zu uns und wird in der obigen Verwendung doch erst aus christlicher Zeit stammen.

zu ſcharf mit dem Alltagslichte beleuchten, namentlich nicht mit Meſſen und Zählen heimſuchen darf, wenn man es behalten will, es verlangt Morgen- oder Abendduft und Schimmer und Stimmung, nicht das ſcharfe Licht des Arbeitstages.

In dieſer Richtung nach dem Kahlen und Nüchternen der Alltagsſtimmung liegt denn auch das Einfallen des Keſſels, das die Taube verdrängt hat, nur in ſchärfſter Zuſpitzung. Es gibt in der Entwickelung des Geſchmacks von je her Zeiten, wo das Zarte und Hohe auf einmal nicht mehr mundet und man ihm das Derbe und Niedrige mit einem gewiſſen Trotz entgegenſetzt. So war es auch in der Zeit, die der Blüthe unſrer mittelhochdeutſchen Dichtung folgte, und die Änderung des Schluſſes in den beiden Liedern könnte wol ſchon in dieſe Zeit zurückgehen. Auch das Einfallen des Keſſels könnte zuerſt etwa von jungen Burſchen dieſer Zeit (knaben war da das Wort) herrühren, die den neuen derben Geſchmack darin mit Luſt koſteten und das Ganze, modern zu reden, philiſtrös fanden; ſie ſangen es dann auch zuerſt als Tanzlied, wahrſcheinlich zum Ärger der Mädchen, wie umgekehrt das Tanzlied in den Carmina Burana zugleich ein Trutzlied der Mädchen gegen die Buben oder Knaben iſt; vielleicht geſchah das zuerſt zur Faſnacht, wo man auch viel tanzte und gern verkehrte Welt ſpielte; das Umfallen konnte durch Niederkauern dargeſtellt werden, wie noch die älteren Kinder dabei thun.

Wir ſind mit den beiden Kinderliedchen von heute unmerklich in die mittelhochdeutſche Zeit und vom Kindergeſang zu dem von Erwachſenen gekommen. Das Keſſellied aber klingt mit Geiſt und Gehalt ſo ſehr nach älteſten einfachen Verhältniſſen, daß man es noch früher, ja in ganz alte Vorzeit ſetzen möchte, natürlich nicht die rhythmiſch-ſprachliche Form, die doch an Otfried erinnert. Auf alle Fälle iſt es von Haus aus ein ſogenannter brûtleich oder hîleich, von denen uns aus alter Zeit wol die Namen, aber keine Proben erhalten ſind: das Liedchen kann dafür als ein ſo ſpäter Abſchatten davon eintreten. Auch der leich war nicht bloß Geſang, ſondern zugleich Tanz und Spiel, wie unſer Liedchen noch, er war eigentlich eine Art Aufführung, wie wir das jetzt nennen, die einem wichtigen Augenblick ſeinen Ausdruck gab. Da aber hier nicht die Hochzeit ſelbſt dargeſtellt,

ſondern nur der Rath dazu an den jungen Mann gerichtet wird, ſo ſieht es aus wie nur ein Stück aus einem ganzen Hochzeitſpiel oder hîleich, das wie zur Vorgeſchichte der Hochzeit gehört. Das wäre dann wirklich wie jetzt, wenn am Polterabend Aufführungen der Freunde und Freundinnen des Brautpaares geſpielt werden, die auch die Geſchichte des Brautpaares als ſolchen darſtellen. Die Kinder können das ſehr früh im Spiel nachgeahmt haben, wofür ſie ja gerne nach dem Wichtigſten greifen, das ſie von den Erwachſenen ſehen, und haben es uns ſo erhalten.

Metriſches aus dem Kinderliede.*)

Aus unſern Kinderliedern und Sprüchen iſt viel für unſere Metrik zu lernen, ja eigentlich das Beſte, das Grundlegende. Für unſere Metrik ſage ich, und meine das unſer ganz nachdrücklich, für die deutſche Metrik in ihrer rechten Eigenart, die ſich erſt noch durchzukämpfen hat zur Erkenntniß und Anerkennung, wenigſtens in den weiteren Kreiſen, die über die engere Wiſſenſchaft hinausgehen, und wol auch noch in den weiteren Schulkreiſen, wo alte Überlieferung ſo feſt zu ſitzen pflegt, daß ſie wie zu etwas Heiligem wird. Unſere Metrik als Wiſſenſchaft oder Theorie liegt ſo zu ſagen in einer Häutung, aus der ſie zu reinerer, angeborener Geſtalt ſich herauszuſchälen ringt. Es gilt, die alte Haut, die dürr geworden iſt, vollends abzuziehen. Es iſt ſogar ein Kampf darum im Gange, der zum Theil mit wahrer Leidenſchaft geführt wird, was man bei dem harmlos einfachen Gegenſtande nicht für möglich halten ſollte. Doch darauf näher einzugehen iſt hier und heute nicht Ort und Zeit.

Es handelt ſich, das iſt doch zu ſagen, um das Verhältniß der deutſchen Metrik zur antiken, genauer zu der Schulmetrik, wie ſie ſich allerdings ſchon in der Zeit des Alterthums für die griechiſche und römiſche Dichtung herausgebildet hat. Zu dieſer ſtand ſie ſeit dem 17. Jahrhundert, hauptſächlich ſeit Opitz, in einem Verhältniß von Abhängigkeit, das nicht fortzuführen iſt,

---

*) Zeitſchrift für den deutſchen Unterricht 3, 1 ff.

seit man die deutsche Art mit deutschen Augen sehen, das deutsche Wort mit deutschen Ohren hören lernt. Kein Wunder bei dem früheren Stande unseres Selbstbewußtseins, das eben fehlte oder doch durch gelehrte Schulüberlieferung gebunden und gleichsam verschoben war.

Viele, vielleicht die Allermeisten, auch Solche, die die altdeutsche Schule einigermaßen genossen haben, stehen noch in der Meinung, auch der deutsche Vers baue sich auf aus Jamben und Trochäen, Daktylen und Spondeen u. s. w., nur mit dem Zugeständniß, daß diese Versfüße statt aus langen und kurzen, wie in der antiken Metrik, aus betonten und unbetonten Silben hergestellt würden. Das ist die Lehre, die, wenn auch nicht zuerst, Opitz aufstellte, der als Humanist geschult über das Deutsche kam, die Lehre, für die in unserm Jahrhundert J. H. Voß focht und noch später mit Leidenschaft Joh. Minkwitz. Es war und ist jetzt noch Manchem, als ob aus der mit unendlicher Mühe hergestellten Krone unserer Bildung einer der kostbarsten Edelsteine ausgebrochen würde, wenn man diese Lehre bräche. Und doch ist sie nicht haltbar, seit man in altdeutscher Schule unsere Dichtungsform mit deutschen Augen ansehen lernt.

Wir haben keine Jamben, keine Spondeen u. s. w., wenn man genau reden und verfahren will, und das muß man doch, wenn es sich um die erste Grundlegung einer Wissenschaft handelt, sie gehören zu der dürren Haut, die abzustoßen ist. Und hielte mir jemand ein, unsere großen Dichter, auch Goethe und Schiller hätten doch mit diesen Versfüßen gearbeitet und damit wären diese genug gesichert, so wäre zur Entgegnung vorzuführen, was gerade Goethe und Schiller mit ihren Daktylen und Spondeen für Ärger gehabt haben, als sie sich auf den Hexameter warfen, so daß Goethe nachher der gelehrten Metrik einen zornig-trotzigen Absagebrief schrieb in dem Spruche „Ein ewiges Kochen statt fröhlichem Schmaus" u. s. w. (3, 280 Hempel), wie er an Zelter 2, 455, vom deutschen Hexameter redend, ausbricht (i. J. 1818): „Gott behüte mich vor deutscher Rhythmik!", d. h. vor gelehrt antiker, wie sie Voß, A. W. Schlegel, Fr. A. Wolf vertraten, die durchaus auch deutsch werden sollte, es aber nicht konnte und nicht kann.

Wenn das einem Künstler wie Goethe widerfahren konnte,

will man sich da noch auf die Ausrede zurückziehen, er habe doch nicht genug griechisch-römische Schule gehabt? Nein, genügendes deutsches Schulbewußtsein gieng ihm dabei ab, das damals überhaupt noch fehlte, und nur eins ist damit bewiesen mit vollgültigem Erfahrungsbeweis, daß der alte Schulstandpunkt ein falscher war und ist und endlich anders genommen werden muß. Die antike Metrik in allen Ehren, wo sie in ihrem rechten Gebiete bleibt, aber deutsche Metrik muß und kann nur auf deutscher Sprachart ruhen oder aus ihr erwachsen, das ist so sicher, wie daß auf einem Apfelbaum keine Birnen wachsen können.

Wenn aber Goethe am Ende jener Absage seine eigenen Verse in Hermann und Dorothea u. s. w. als Knittelverse behandelt:

Und sollen uns patriotisch fügen,
An Knittelversen uns begnügen,

wenn also sein Zorn in verzweifelten Kleinmuth ausläuft, statt in eine Ahnung des wahren Verhalts (die er doch schon von K. Ph. Moritz her hätte haben können, eigentlich auch hatte), daß er den Patriotismus des deutschen Dichters in die Entsagung setzt, auf die höchsten Ziele der Kunst, denen er nun wol schon ein halbes Jahrhundert lang mit allen Sinnen zugearbeitet hatte, in der Kunstform endgültig zu verzichten und wieder zu der angeborenen Barbarei zurückzukehren, also dem leuchtenden Muster der Griechen und Römer gegenüber das geborene Aschenbrödel zu bleiben mit Versen, für die es nur die Regeln der Jobsiade gibt — so steigt in mir diesem Zorn gegenüber, wenn man die wahre Sachlage sieht, ein anderer Zorn auf, für den mir Walthers Worte in den Mund kommen: des muoz ich vor zorne lachen. Merkwürdig aber, man sieht da Goethen noch in einem Stande des deutschen Bewußtseins oder vielmehr Unbewußtseins vor der strengen Herrschermiene der antiken Schulweisheit, wie um ungefähr tausend Jahre früher Otfried, den guten deutschen Mönch, wenn er in der lateinischen Widmung seines Dichtwerkes an den Erzbischof Liutbert von Mainz sich patriotisch ängstlich vor den Gelehrten zu entschuldigen anstrengt, daß er es wage diese hohen Dinge in dem barbarischen Deutsch zu dichten. Da stehen die mit Schmerz geschriebenen Worte: hujus linguae barbaries, ut est insueta capi regulari freno grammaticae artis, ungewohnt

sich von den zügelnden Regeln der grammatischen Kunst und Wissenschaft fangen und lenken zu lassen (wie ein wildes Füllen).*) Es ist wunderbar, im 19. Jahrhundert Goethe als deutscher Dichter noch in demselben Stande der Selbsterniedrigung, ja Selbstverachtung vor falschen, aber übermächtigen Schulbegriffen, wie im 9. Jahrhundert der erste uns dem Namen nach bekannte deutsche Dichter. Soll es nicht nunmehr, nach 1870, in unserem neuen deutschen Leben endlich an der Zeit sein, auch mit diesem Bodensatz des alten Lebens gründlich aufzuräumen?

Es ist nicht möglich, die angeregte Frage hier so gründlich anzufassen, als sie verlangte, und da ich vielmehr eine entschiedene Antwort ausgesprochen habe, die Manchem als zu scharf und durchschneidend erscheinen wird, ist es jetzt auch nicht möglich, die Schärfe als unvermeidlich zu rechtfertigen, als nothwendigen Durchgang und Übergang vom Alten zum Neuen. Wäre dieser erst wirklich vollzogen im wissenschaftlichen Bewußtsein von deutscher Metrik und Rhythmik, dann wäre es Zeit, dem Alten, das einmal geschichtlich so tief eingegriffen hat in unser metrisches Bewußtsein, auch wieder eine zukömmliche Stelle einzuräumen. Man kann einem falsch stehenden Grenzstein nur dadurch beikommen, daß man einen starken Stoß oder mehrere dagegen führt oder ihn ausgräbt, nachher ist eine neue Aufstellung auf der rechten Grenze möglich. Wenn aber die Bedenken wegen zu scharfen Auftretens sich z. B. an die Jamben hielten, die man doch in Meisterwerken wie der Iphigenie und Tasso nicht könne leugnen wollen, so wäre dem entgegen auszuführen, wie Goethes Verse da durch das Jambenbewußtsein keineswegs an Schönheit gewonnen haben, sondern eingebüßt, indem durch das zu schulmäßige Scandiren in Jamben der Rhythmus zu sehr in eine gewisse Eintönigkeit hinein und von natürlich lebendiger Schönheit abgekommen ist. Nichts aber ist schädlicher für die Schönheit des Rhythmus, als Eintönigkeit, selbst schöne. Ganz anders ist das z. B. in Schillers Tell.

Um aber endlich zu unsern Kinderliedern zu kommen, so ist es zunächst auf das Kesselliedchen oben S. 175 ff. abgesehen.

---

*) S. mehr davon in dem Aufsatz unten über gehäufte Verneinung.

Bauer, baue Keſſel,
Morgen wird es beſſer,
Übermorgen tragen wir Waſſer ein,
Fällt der ganze Keſſel ein.

Von den vier Zeilen bewegt ſich nur die letzte genau in dem Gleiſe der Schulmetrik, mit Hebung und Senkung regelrecht wechſelnd, auch die zwei erſten doch nicht, wie ſich gleich zeigen wird. In der dritten iſt etwas Ungewöhnliches, das lehrreich iſt. Nicht eben das **tragen wir**, worin eine Senkung mit zwei Silben auftritt, aber das vorhergehende **übermorgen**, das mit ſeinen vier Silben doch nur einen Fuß darſtellt. Unmöglich in der Schulmetrik! Der ſteht es aber auch ſo fern als möglich, es iſt eben nicht auf der Stube gemacht, ſondern gleich beim Tanzen und Singen, das ſeinen Zweck ganz in ſich ſelbſt hat, in keiner gelehrten Schulrückſicht. Kommt doch der Fall auch z. B. bei Goethe vor, z. B. in einer allbekannten Stelle in einem Gedicht, wo er ſich für das Gebahren mit dem Rhythmus von allen Schulrückſichten frei fühlte:

Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt.

Der Erlkönig iſt ja eine Blüthe auf dem Baume von Herders Volksliedern gewachſen und einem überſetzten däniſchen Volksliede dort nachgebildet. Herder entband ſich da von der ſtrengen Schulmetrik, durch ſeine Vorlagen veranlaßt, und beide, Herder und dort Goethe, kamen damit von ſelbſt auf den Boden des natürlichen deutſchen Rhythmus zu ſtehen, wenn auch nicht mit dem geſchulten Bewußtſein, das dazu doch auch nöthig iſt. Auf demſelben Boden, vom Volksliede gegeben, ſtehen dann auch H. Heines Lieder und finden für ihren rhythmiſchen Bau, der der ſchulmäßigen Metrik fortwährend Schnippchen ſchlägt, da ihre Erklärung.

Was aber bei dieſer Freiheit die Hauptſache iſt und ſie möglich macht — denn eine Freiheit (poetiſche Licenz iſt der alte Schulausdruck) bleibt es doch und darf nur ſparſam auftreten, es iſt wie ein vorübergehender Stoß in die rhythmiſche Welle, daß ſie für den Augenblick in unruhiges Schwanken kommt (ſolcher Stöße gibt es verſchiedenartige, ſie dienen fein verwendet ganz beſonders zu lebendiger Schönheit des Verſes) — was alſo

die Hauptsache ist: die drei Silben in der einen Senkung sind an Gewicht nicht gleichwerthig, sie stellen vielmehr, in der Tiefe der Gesamtwelle, in sich wieder die rhythmische Wellenbewegung, das Auf und Ab dar, indem die mittlere die beiden andern überragt, obwol sie an Höhe noch unter den beiden benachbarten wirklichen Hebungen und damit im Bereich der Senkung bleibt. Und so ist es in den beiden Fällen oben, im Kinderliede und bei Goethe. Bleibt nur noch ein Wort vom Inhalt zu sagen, der zu der Freiheit guten Anlaß geben, sie aus sich erzeugen muß. Es ist eine Art Überstürzen der Wellenbewegung (die dann wieder ins Gleiche kommt), und wie diese in des Erlkönigs Ausruf ganz gut aus der ausbrechenden leidenschaftlichen Ungeduld hervorgeht, ist klar. Auch in dem Kinderliede wirkt an der Stelle gleichfalls eine Steigerung der Empfindung oder Vorstellung, das Überstürzen des Versmaßes bereitet auf den Einsturz am Schlusse vor. Das Übereilen des Versmaßes wird auch durch die Tanztritte ausgedrückt, die, um ein Wort von Voß in seiner Zeitmessung zu brauchen (er wendet es freilich tadelnd an), in ein „zerrüttetes Gehüpf" übergehen. Beide Fälle kommen auch darin überein, daß das Übereilen der Bewegung den Vers eröffnet, den Anlauf bildet und die Welle sich dann wieder zu gewöhnlichem Verlauf beruhigt, besonders hübsch im Kinderliede, wo sie in den drei Takten von drei Senkungen zu zweien über und dann zu einer zurück geht. Wer mit dem Kinderliede länger umgegangen ist, weiß, daß auch in solchen Feinheiten da nicht etwa blinder Zufall waltet, sondern ein gesundes Gefühl, das eine bewußte Schule gar nicht braucht, das seine Schule in sich selbst hat. Davon später noch ein Wort und Beweis.

Werthvoll sind besonders die zwei ersten Zeilen, ein rechtes Musterstück aus dem Schatzkästlein unserer natürlichen alten Metrik und Rhythmik.

Nach der Schulmetrik wären es je drei Trochäen. Es sind aber keine, obschon der verlangte Ersatz von lang und kurz durch betont und unbetont ganz gut gegeben ist, ja selbst lang und kurz den Füßen ganz wol zugesprochen werden können, wie sie ja auch dem Bau unserer Verse an sich durchaus nicht fremd sind. Der trochäische Gang des Verses begründet nach der An-

schauung der antiken Metrik absteigenden Rhythmus, der jambische aufsteigenden, und der Beginn der antik gemessenen Verse macht unzweifelhaft den Eindruck. Der Unterschied von aufsteigenden und absteigenden rhythmischen Wellen hat auch bei uns eine entschiedene, große Bedeutung (worauf einzugehen jetzt zu weit führen würde), hat aber mit Trochäen oder Jamben gar nichts zu thun, und es ist mir ein wahrhaft ärgerlicher Mißgriff von Schulbequemlichkeit, wenn man die Begriffe jambisch und trochäisch nun selbst auf unsern alten Stabreimvers anwendet, von dem man doch wahrlich die antiken Schulbegriffe von vorn herein fern halten sollte. Ich berufe mich, um kurz zu sein, auf das Ohr des Lesers. Man kann die beiden Zeilen leicht aus Trochäen in Jamben verwandeln:

Mein Bauer, baue Kessel,
Schon morgen wird es besser.

Damit ist aber nur der rhythmische Ansatz geändert, im Verlauf der rhythmischen Welle (die absteigend ist und bleibt) aber gar nichts, es ist unverändert dieselbe wie bei dem vermeintlich trochäischen Ansatz, wenn man nur hört, nicht mit dem Schulauge und Schulgedanken sich das rhythmische Ganze in sogenannte Füße zerschneidet, wie nun einmal die Schulmetrik lehrt, daß man thun müsse, um den Vers in seiner Art und Entstehung zu fassen. Es handelt sich um den sogenannten Auftakt, der in der ersten Fassung fehlt, in der zweiten steht, aber sein Stehen oder Fehlen hat in unserer natürlichen Rhythmik auf das Wesen des Verses gar keinen Einfluß, wie man fast an jedem Volksliede sehen oder besser hören kann. Dem Auge freilich, beim todten Lesen, fällt zuerst die erste Silbe auf als Ansatz, dem Ohr aber beim lebendigen Singen und Hören die erste Hebung, diese bestimmt mit ihrer Art auch den Unterschied des absteigenden und aufsteigenden Rhythmus, durchaus nicht der Auftakt, der so zu sagen außerhalb des rhythmischen Rahmens steht, wie außerhalb des melodischen Verlaufes, der das eigentliche Wesen alles Rhythmus ist.

Es sind keine Trochäen. Am wenigsten im letzten Takt, **Kessel** und **besser**. Es gehört das Ohr dazu, diese recht zu beurtheilen, ich müßte eigentlich die Melodie hersetzen. Der Vers hat nämlich fürs Auge nur drei Füße oder Takte, wie

man sich jetzt mit gutem Fortschritt zu sagen gewöhnt (obwol dieß Takt mit dem musikalischen Begriffe Takt nicht ganz zusammenfällt), fürs Ohr aber vier, oder, was dasselbe besagt, er hat vier Hebungen, nicht drei. Das ist durch die Tanzschritte dabei ganz fest dargegeben und die kleinen Kinder, die es gleich tanzend, nicht lesend lernen, finden sich gleich hinein. Es ist der vierhebige Rhythmusrahmen, der allem rhythmischen Wesen zu Grunde liegt als Wurzel oder Stamm, aus dem alles Weitere erwächst oder erwachsen ist, daher ich ihn gern den Urrahmen nenne. Der Rahmen erscheint nun hier in einer der alten künstlichen Ausgestaltungen oder Formen, die sich bis in unsere stabreimende Dichtung zurück sicher verfolgen lassen, und zwar in der einfachsten, die schon in ältester Zeit als die beliebteste erscheint. Geschrieben stellt sie sich so dar, wenn ich neben dem Acutus den Gravis benutzen darf, um die zwei minderwerthigen der vier Hochtonstellen zu kennzeichnen, was nöthig oder nützlich ist, weil sich in dem Ablauf der Hebungen das Auf und Ab der Wellenbewegung, auf dem die Art des einzelnen Taktes beruht, gleichfalls geltend macht und wesentlich zum Gelingen des Verses nach Form, Inhalt und Wirkung gehört; auch die einfache Melodie läßt sich in Buchstaben dazu setzen, wobei ich kleine für Achtelnoten nehme, große Buchstaben für halbe Noten (das G meint die Dominante in der Tiefe):

e c c e C G
báuer, bàue | késsèl,
mórgen wìrd es | béssèr —

Der Strich kann zugleich als Taktstrich nach musikalischem Begriffe gelten, soll aber hauptsächlich den inneren Bau des kleinen rhythmischen Ganzen andeuten. Das besteht aus zwei Gliedern (Takten musikalisch), die der Zeit und dem rhythmischen Werthe nach einander gleich sind, aber verschieden, ja entgegengesetzt ausgestaltet, d. h. das erste ausgefüllt in allen Stellen, die der Rahmen bietet (außer im Auftakt, der eben nicht nothwendig zum Rahmen gehört), das zweite nur in den Höhen. So ist késsèl und béssèr rhythmisch vollkommen gleich báuer, bàue und mórgen wìrd es, was sich ganz äußerlich darin darstellt, daß auf késsèl und béssèr eben so gut zwei Tritte fallen, wie auf die beiden ersten Glieder mit vier Silben. Es ist der

Fall, wo man gewöhnlich sagt, es fehle eine Senkung; aber es fehlt in Wahrheit nichts, die erste Silbe in késsèl und béssèr füllt im Gesang dieselbe Zeit aus, wie die zwei in bauer, und auch nach der zweiten Silbe, trotz ihrer Kürze in prosaischer Aussprache, fehlt nichts, auch sie ist im Gesang eine ganze halbe Note, kein Achtel (die liquidae l und r bieten sich, wie das ss leicht zu dieser singenden Verlängerung dar). Das kostet so viele Worte, um es für unsere Schulbegriffe klar zu machen! die kleinen Sänger aber fassen es sofort ohne alle Lehre und bringen es richtig heraus: das wird ihnen möglich durch den begleitenden Tanzschritt, aus dem ja, wie man nun weiß, alle metrisch-rhythmische Kunst in alter Zeit zuerst erwachsen ist, bei uns wie überall. Und Kunst ist das doch wol auch? aber ganz fern von unserer Schulmetrik, ich möchte sagen Naturkunst, nicht Schulkunst. Auch der Schulkunst, die mit dem Auge und Begriffen arbeitet und für stilles oder doch bloßes Lesen, ist im Alterthum eine solche Naturkunst vorausgegangen, in der noch das rhythmische Gehör, an Melodie, in ältester Zeit an Tanzschritte angeschlossen, den Vers schuf, nicht fürs Lesen, sondern fürs Singen. Es ist für wahre Bildung vom höchsten Werthe und gewährt hohe Freude, von dieser Naturkunst wieder einen Begriff zu bekommen, und das können wir am besten oder nur an unserer eigenen Naturkunst, am allerbesten am Kinderliede, in dem sie bis auf heutigen Tag vollauf lebendig geblieben ist, indem das, unberührt von Schulbedürfnissen und Begriffen, wie unter diesen in der Tiefe hin schleichend sein eigenstes deutsches Leben glücklich fristen konnte.

Jene Verse des Kesselliedchens kann man kurz als otfriedische Verse bezeichnen, denn es klingt in ihnen deren Rhythmik so rein erhalten wieder, als wäre nicht ein Jahrtausend mit seinem Schwanken und Irren und Suchen unter fremden Einflüssen darüber hingegangen. Man kann sich bei dem Weißenburger Mönch auf jeder Seite Verse suchen, die im Bau mit den Kesselversen genau zusammenfallen und also gewiß auch in dem rhythmischen Gang der Melodie. Hier ein paar Beispiele, bei denen ich doch nicht Otfrieds Accente schreibe (die übrigens vielfach mit den hier gesetzten stimmen, außer wo er aufsteigenden Rhythmus andeutet, den ich unberücksichtigt lassen muß), sondern die den

Rhythmus wie oben bezeichnenden; ich laſſe auch Fälle mit unterlaufen, wo der Auftakt hinzutritt, der eben am Weſen des Verſes nichts ändert:

tház si sìh bithähtì,
gináda sìna súahtì. II, 12, 73;

jóh in àla thrátì
scówot ìro dátì. II, 23, 12;

férit èr ouh thánnè
úbar hìmila (l. himil) állè. I, 15, 35;

tho thísu wòrolt éllù
quám zi thèru stúllù,
óuh zi thèru zítì,
thaz Krîst sih ìru (l. ir) iróugtì. I, 23, 1 ff.

Auch die Reimart ſtimmt noch genau, kessel: besser iſt noch ein otfriediſcher Reim (auch mit dem l und r), d. h. noch nicht ein klingender (man ſollte endlich von weiblichem Reime, d. h. franzöſiſch zu reden aufhören), ſondern ein zweiſilbiger, in dem noch jede Silbe eine Hebung darſtellt; der klingende Reim iſt erſt aus dieſem zweihebigen hervorgegangen.

Ich höre in ſolchen otfriediſchen Verſen den Rhythmus von bauer baue kessel, wie er mir noch von der Kindheit her vom eigenen ſingenden Tanzen in den Ohren liegt und mir eben damit Otfrieds Verſe dieſer Form (er hat daneben noch manche andere) verſtändlich, d. h. hörbar gemacht hat. Man kann ja Fernes nur aus der Nähe her begreifen, d. h. wo es ſich um lebendiges Begreifen handelt, alſo hier um Hören.

Otfried hatte aber dieſe Rhythmusform, wie andere, mit aus der Stabreimdichtung her übernommen oder überkommen, d. h. eben auch im Ohre aus der Kindheit her. Dort können wir ſie denn noch heute ſehen oder hören, z. B. in dem Merſeburger Zauberſpruch über den verrenkten Fuß von Balders Fohlen (ich will die Längenbezeichnung weglaſſen, wie bei Otfrieds Verſen ſchon, um die Rhythmuszeichen nicht zu ſtören):

thú (da) bigùolen (beſang ihn) Vóllà,
Fríja èra suístèr,

thú bigùolen Sínthgùnt,
Súnna èra suístèr,
thú bigùolen Wódàn,
só he wòla cóndà.

Ebenſo im Hildebrandsliede, im Muſpilli, im Schlummerliede (das ſo echt iſt wie irgend etwas), im letzteren z. B. (mit leichten Buchſtabenberichtigungen):

Óstra stèllit chíndè
hónagèigir (Honigeier) súozìu,
Héra prìchit chíndè
plúomun plàwun rótùn.

Ich höre da überall bauer baue kessel heraus, an dem mirs nun einmal klar geworden iſt. Ebenſo, obwol ich nun die Beiſpiele ſparen muß, waltet die Form in der altſächſiſchen, angelſächſiſchen, altnordiſchen, ſkaldiſchen Verskunſt. Und nicht anders in der mittelhochdeutſchen (auch in der altengliſchen, altdäniſchen), beſonders deutlich z. B. beim älteren Spervogel (dem man ruhig dieſen Namen laſſen kann, trotz Scherer), wenn das zweite Versglied durch zwei ſchwere Silben oder geſonderte Worte mit langem Vocal gebildet wird, womit dieſe Rhythmusform ihre genaueſte Ausprägung erhält, wie:

dó der gùote Wérnhàrt
an díse wèrlt gebórn wàrt.
Minneſangs Frühling 25, 34;
in hímelrìche ein hús stàt,
ein gúldin wèc dar ín gàt. 28, 27.

Und auch die große Lücke vom 12., 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart iſt nicht leer, die Form hat ſich fortgeſetzt im Volksliede, im Kirchenliede (nur muß man den Text nicht bloß mit dem Auge faſſen, ſondern mit den Ohren, geſungen), z. B. in Paul Flemings Liede:

In állen mèinen Thátèn
Laß ích den Höchſten ráthèn u. ſ. w.

Im Volksliede, z. B. in dem von Erk mitgetheilten Abſchiedsliede (mit eingemiſchtem andern Rhythmus, wie überall im Grunde):

Wolán, die Zèit ist kómmèn,
Mein Pferd das muß gesattelt sein,
Ich háb mirs vòrgenómmèn,
Geritten muß es sein.

Ich muß aber abbrechen, zumal sich ermüdende Eintönigkeit schon eingestellt haben mag, die doch den Dichtungen selber fern bleibt, weil da die fragliche Rhythmusform immer im Wechsel und in Mischung mit andern Formen auftritt, wie in dem eben angeführten Volksliede, in dem von Paul Fleming und auch im Kesselliedchen; die Formen haben aber in all der Verschiedenheit doch auch ihre Einheit, denn sie gehen alle auf den erwähnten einen rhythmischen Hauptrahmen oder Urrahmen zurück, der immer still im Hintergrunde klingend von da aus alle Manigfaltigkeit beherrscht, zwischendurch aber auch in voller Ausgestaltung vortritt, besonders gern am Anfang und am Ende. Vor dem Abbrechen muß ich aber doch wenigstens noch kurz erwähnen, daß diese Rhythmusform nicht bloß germanisch ist, auch nicht bloß indogermanisch (z. B. auch altirisch). Sie kommt auch in amerikanischen Negerliedern vor in schönster Ausprägung, und, was besonders werthvoll ist, auch im griechisch-römischen Alterthum, wo man über mühsame Klügeleien alter und neuer Grammatiker damit sicher hinwegkommt. So in saturnischen Versen, z. B.: Terrá pestèm tenétò, Sálus hìc manétò, was im rhythmischen Bau (und Reim) geradezu auch otfriedisch genannt werden kann, wie unser Kinderlied vom Kessel. Ebenso griechisch, auch in die Kunstdichtung vorgedrungen (wie bei den Römern gleichfalls), z. B. Anakreons gewöhnlicher Vers ist nichts anderes, als diese Rhythmusform, z. B. (wenn ich nur die Accente setze, die der Rhythmus ergibt): *θελώ, θελὼ μανῆναι*, darin klingt mir auch bauer baue kessel, nur mit Auftakt.

Aber noch etwas. Da einmal das sogenannte Auslassen von Senkungen zur Sprache kam, so kann ein Kinderlied trefflich dienen, auch diese der Schulmetrik so fremde Erscheinung weiter zu beleuchten, sie durch Hören aus der Gegenwart, also unmittelbar deutlich zu machen. Es ist ein Auszählspruch, aus der Waldenburger Gegend an der oberen Mulde genommen (er geht in mancherlei abweichender Form um), ziemlich lang, so daß man sich über die Geduld der kleinen Spieler wundern darf, die

dem Spiele selbst mit Ungeduld entgegen sehen; aber sie haben auch an den Sprüchen selbst eine eigne Freude, sie sind ihnen eine Ohren- und Gedankenweide, ein unbewußter Genuß am Rhythmus, wie an dem meist närrisch lustigen Inhalt, der bei allem Lachen so viel zu denken gibt. Jede Stadtgasse, jedes Dorf hat eine wahre Auswahl solcher Sprüche zum Auszählen, mit denen in der schönen Spielzeit gewechselt wird.

Der gemeinte Spruch lautet:

Ich gieng einmal nach Engelland,
Begegnet mir ein Elephant,
Elephant mir Gras gab,
Gras ich der Kuh gab,
Kuh mir Milch gab,
Milch ich der Mutter gab,
Mutter mir ein Dreier gab,
Dreier ich dem Bäcker gab,
Bäcker mir ein Brotchen gab,
Brotchen ich dem Hundchen gab,
Hundchen mir ein Pfötchen gab,
Pfötchen ich der Köchin gab —
Köchin mir eine Schelle gab.

Da erscheint das Sparen der Senkungen, das im Kinderliede noch so reichlich waltet, doch wie in besonders künstlicher Weise vorgeführt, gerade als gälte es ein Musterstück herzustellen für Unterricht in deutscher Metrik. Der Spruch setzt ein mit vollstem Rahmen, auch der Auftakt nicht vergessen. Von der dritten Zeile beginnt das Weglassen des Auftaktes (der auch bis ans Ende nicht wiederkehrt), zugleich aber das Sparen der Senkung in der letzten Stelle vor dem Reim, und das steigert sich, wie berechnet, bis zur fünften Zeile, indem in der vierten außer der letzten Senkung nun auch die erste gespart wird und nur die mittlere noch steht, in der fünften aber plötzlich nur die vier Hebungen des Rahmens noch erklingen ohne alle Senkung: **Kúh mìr Mílch gàb.** Damit ist aber auch der Sparlust eine Genüge gethan, sie wirkt nur noch in der sechsten Zeile nach (**Mílch ìch der Mutter gab**) und schweigt dann in der ganzen Fortsetzung, die bis an den Schluß in vollem Rahmen einher-

geht, nur ohne den Auftakt, was ganz natürlich herbeigeführt ist durch das durchgeführte Auftreten der Stichworte als kräftiger Ansatz des Verses ohne ihren Artikel; der Spruch bewegt sich zugleich in Priamelform.

Es ist wie gesagt ein wahres Musterstück, um daran diese Erscheinung zu begreifen auch für alle erreichbare Vorzeit rückwärts. Die Zeile **Kuh mir Milch gab** aus dem Zusammenhang genommen würde Niemand in vier Hebungen lesen, der Zusammenhang aber führt jeden, auch wer seinen Kindererfahrungen und damit der Kindermetrik ganz fern gekommen wäre (was doch bei keinem geschieht), von selbst darauf, den rechten Vortrag nicht nur zu finden, sondern auch ihn natürlich zu finden. Was der Schulmetrik so fern steht, wie der Mond der Erde, oder noch ferner, das tritt hier jedem nicht nur als möglich nahe, sondern wird ihm ohne allen Anstoß natürlich. Das macht der rhythmische Zusammenhang des Ganzen, der zuerst den vollen Rahmen anklingen läßt, und nachdem er sicher erklingend im Gange ist im rhythmischen Gefühl, ihn mit der Freiheit behandelt, die seine Natur darbietet, um das Eintönige, das der strenge Rahmen unfehlbar annimmt, mit Manigfaltigkeit zu durchsetzen, die das Leben mit seiner schönen Freiheit wieder in sein Recht einsetzt.

Schön — ich möchte wol wissen, ob sich beim Leser dagegen noch Widerspruch regt. Schön etwas, das man nun meistens wol, weil es einmal in der mittelhochdeutschen Dichtung Geltung hat, als Freiheit einer Naturkunst ohne rechte Schule gelten läßt, also etwas, das man der noch nicht durchgebildeten Zeit nachsehen muß, das schön? Um diesem Schulstandpunkt gegenüber kurz zu sein, bitte ich nur, die Erscheinung vom musikalischen Gesichtspunkt anzusehen (der eigentlich für alles metrisch-rhythmische Wesen zuletzt der einzig richtige ist): wer in diesem sogenannten Fehlen von Senkungen noch ein Stückchen roher Natur, wol gar Barbarei sieht, der denke sich doch, daß in unsern Melodien fort und fort niemals für zwei Achtel ein Viertel, für zwei Viertel eine halbe Note eintreten dürfte. Welch eintöniges Geklapper würde daraus werden, so schön auch der Tongang an sich wäre! An solch eintönigem Dahinklappern leiden aber wirklich die Verse unsrer Schulmetrik, [illegible] Dichter mit feinem Gehör auch da Mittel für

Natur der Sprache darbietet, um das Eintönige zu brechen, das nun einmal der Tod alles schönen Lebens ist. Dieß Eintönige aber, wo es eintritt, kommt hauptsächlich von dem schulmäßigen dürren Denken in Jamben oder Trochäen.

Das angebliche Fehlen von Senkungen noch einmal: es fehlt in Wahrheit nichts, d. h. für das Ohr, das allein über gute Verse zu urtheilen hat. Das **Kuh mir Milch gab** wird nicht etwa staccato gesprochen, mit Lücken zwischen den Worten, die den Senkungen entsprächen, sondern in halben Noten, sodaß der Rahmen in den bloß vier Silben doch voll daher klingt. Der Vortrag auch der Auszählsprüche ist nämlich kein ganz prosaischer, er geht schon wie mit einem ersten Schritte in das Gebiet des Singens hinauf, sodaß er auch schon eine Art Melodie hat. Der Eindruck von Lücken, den die Erscheinung macht, wenn man sie nur scandirend, nicht musikalisch ansieht, ist wol der eigentliche Grund, wenn man darin einen Mangel an Kunst, an metrischer Durchbildung sieht. Es gibt aber keine Lücken, obwol ich dabei die Frage offen lassen will, ob Staccatovortrag nicht doch auch von jeher daneben möglich gewesen ist; kommt doch der auch in der Kunstmusik vor. Ich habe ihn z. B. im Ohre für die Auszählsprüche, die mit **Eins, zwei, drei** beginnen (wobei die ganze vierte Hebung ausgespart wird). Aneinander gereihte Zahlen geben ja keinen Gedankenfaden; aber auch, wo die Wortformen kein Verlängern zur halben Note zulassen, wird er anzunehmen sein. Ein Zerbrechen oder Zerbröckeln des rhythmischen Ganzen tritt aber auch damit nicht ein, das verhütet der im Hintergrunde des Bewußtseins still fortklingende oder forttaktirende Rahmen, der ohnehin Alles fortwährend umfängt und in fester Form zusammenhält.

Daß übrigens bei Anwendung dieser Freiheit — denn als solche kann mans ja immerhin ansehen — nicht Ungeschick mitwirkt, kann wol Folgendes zeigen. In Toblers appenzellischem Sprachschatz 214^{b} ist ein Auszählspruch aus dem Lichtensteinischen mitgetheilt, kurz und zweizeilig:

Giggis gagis Geiermues,
Geiß gäd barfueß;

also die erste Zeile im vollen Rahmen (ohne Auftakt), gleich die

zweite als Schluß nur mit den Hebungen. Simrock aber im Kinderbuche (3. Aufl. Nr. 883) hat den Spruch so:

Gickes gackes Eiermus,
Gänſe laufen barfuß u. ſ. w.

Wie da zwei Senkungen im Rahmen wieder beſetzt erſcheinen, hätte ſich das auch im Spruch vom Elephanten aufs Leichteſte herſtellen laſſen, daß man die Lücken meiſtens los wurde, wenn man ſie als ſolche empfunden hätte; etwa: Das Gras ich dann der Kuh gab, die Kuh mir nachher Milch gab — damit wäre der Vers in die Rhythmusform **Bauer baue Keſſel** eingetreten, die ſo alt beliebt iſt, wie ſie in **Gänſe laufen barfuß** ſich zeigt. Aber ſchon das Sparen des Artikels läßt ſicher ſehen, daß da in dem rhythmiſchen wie im grammatiſchen Sprachgefühl der Kinder nicht Ungeſchick, ſondern Alterthümlichkeit waltet, deren Dauer gegen die Gewalt der heutigen Grammatik auch in der Alltagsrede man bewundern darf. **Elephant** ſtatt **der Elephant**, was der rhythmiſche Rahmen ja darbot, und ebenſo **Gras, Kuh, Milch** u. ſ. w. durchgeführt bis ans Ende, das iſt alte, ganz alte Grammatik, wie **Kuh mir Milch gab** ganz alte Rhythmik. Im Keſſellied erſcheint ſogar, noch auffallender, der unbeſtimmte Artikel geſpart: **Bauer, baue Keſſel** für einen Keſſel. Wer will da zweifeln, daß in dem poetiſchen Leben der Kinder auch in ſo äußerlichen Dingen Fäden aus der Urzeit her unabgeriſſen bis in die Gegenwart ſich fortſpinnen? Der Inhalt des Keſſelliedes hat es ja wol auch gezeigt.

Die Zeilen mit den geſparten Senkungen ſtimmen denn auch durchaus zu Rhythmusformen aus der Vorzeit. Wie die dritte Zeile gleich **Bauer, baue Keſſel** rhythmiſch z. B. zu thu biguolen Sinthgunt u. ſ. w. in dem Merſeburger Zauberſpruche ſtimmt, iſt oben gezeigt. In der vierten Zeile, **Gras ich der Kuh gab**, klingt der Eingang dieſes Spruches an mit einer andern altbeliebten Rhythmusform:

Phól èndi Wódàn
vúorùn zi hólzà.

Ebenſo altnordiſch in der Edda, z. B. in Baldrs draumar 6:

Végtàmr ek héitì,
sónr èm ek Váltàms.

Von der ganz senkungslosen Zeile aber wäre besonders viel zu reden im Vergleich mit der Stabreimdichtung (wozu doch hier der Ort nicht ist), da dabei der liebe Streit um die sog. Vier- oder Zweihebungstheorie zur Sprache kommen müßte, der nun zu Gunsten der zweiten sich zu entscheiden scheint. Mit welchem Rechte, darauf fällt vielleicht ein Lichtschein aus dem Vorgeführten. Licht in dem Streite ist eben auch aus dem Kinderliede von heute zu holen.

Zu der freien Behandlung der Senkungen ist aber doch noch etwas zu erwähnen, das hier sein Licht finden kann, daß sie nämlich doch auch, trotz alles metrischen Schulbewußtseins, auf der Höhe unserer neueren Kunstdichtung auftreten kann, bei Schiller und Goethe. Jeder kennt von Kind auf den Vers im Handschuh:

Den Dank, Dame, begehr ich nicht.

Die Lücke im Rhythmus, vom Schulstandpunkt aus zu reden, habe ich, wenn ich mich da als Beispiel anführen darf, Jahre lang unbemerkt gelassen und sie ist es vielleicht Manchem jetzt noch. Merkwürdig genug. Aber eben dieß Übersehen oder Überhören beweist, was hier brauchbar ist: daß die vermeintliche Lücke für das deutsche Rhythmusgefühl eben keine, sondern recht natürlich ist, sonst würde es vom ersten Augenblick daran sich stoßen. Wer möchte es aber berichtigt sehen? Im rhythmischen Sprachgefühl Schillers erklärt es sich dadurch, daß er mit der Ballade ihrer Form nach auf einen neuen Boden, auf den des Volksliedes trat, zugleich freilich auf den alten und natürlichen Boden; daher z. B. auch in seinen Balladen der frei gemischte Rhythmus (wie schon in Goethes Erlkönig und im König von Thule), der der sorgfältig mühsam ausgebildeten deutschen Schulmetrik ganz fremd war. Ähnlichen oder gleichen Anlaß hat das Auftreten dieser Freiheit bei Goethe, in seinen zwei deutschen Perioden, wie man sie kurz nennen kann, die getrennt sind durch die griechische. Im ersten Faust z. B., der ja in H. Sachsischen oder sog. Knittelversen begonnen wurde:

Die Frau hat einen feinen Geruch,
Schnüffelt immer im Gebetbuch,

wo in der zweiten Zeile der Auftakt fehlt und neben einer drei-

ſilbigen Senkung eine ohne Ausfüllung auftritt. Dann wieder in den ſpätern „Sprüchen", d. h. deutſcher Spruchform, zu der er von den Diſtichen nach dem Abſtoßen der antiken Metrik übergieng („Wir ſind vielleicht zu antik geweſen, Jetzt wollen wir es moderner leſen"), z. B.:

Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage (unter „Sprüchwörtlich"),

wo nicht nur in **Goldwage**, ſondern auch nach **Glück** eine Senkung unterdrückt iſt, dabei wieder der Auftakt frei behandelt. Oder:

Im Auslegen ſeid friſch und munter (Zahme Xenien II);
Die Sonne war eben im Aufgehn (ebenda I).

Das kam ihm aus keiner Theorie, ſondern der geltenden Theorie zum Trotz, aus dem bloßen deutſchen Sprachgefühl, dem er ſich nun wieder ſorglos keck überließ, wie einſt in der Genieperiode. Gerade in den Sprüchen, an denen wir um Jahrhunderte zurück ſo reich ſind, auch als einſt ſo beliebten Inſchriften an Häuſern, Brunnen, Geräthen aller Art auch im Dorfgebrauch, gerade in dieſen hat ſich das in alter Zeit entwickelte rhythmiſche Sprachgefühl, die alte metriſche Kunſt bis in die Gegenwart fortgeſetzt. Daher auch übergangene Senkung ſelbſt bei einem ſo wohlgelehrten und über die Theorie denkenden Dichter, wie Logau, z. B. (III, 1, 11):

Stinkend Käs und Warheit
Liegt bei Höfen abſeit.

Das iſt gleich hörbar als die uralte Rhythmusform, die an **Bauer, baue Keſſel** gezeigt worden iſt*), alſo nicht ſo geſchrieben, daß da Logau die ihm kommenden Worte ohne Regel und Bewußtſein eben hinfließen ließ, wie Goethe und Schiller in den erwähnten Fällen, bei denen da nur ein Inſtinct arbeitete (das unſchöne Wort iſt hier nicht zu vermeiden), bei Logau arbeitete da vielmehr eine bewußte oder gefühlte Überlieferung, wie im Kinderliede.

---

*) Noch genauer ſtimmt es, in der Behandlung des Reimes, zu Spervogels Dô der guote Wernhart An dise werlt geborn wart.

Von diesem Bewußtsein schließlich noch ein Wort, zu dem eben auch das Kinderlied trefflichen Anlaß gibt. Es ist ja eine hochwichtige Frage, wie für alle Kunstübung, so für die metrische Kunst. Unserer sogenannten classischen Zeit war das rechte Bewußtsein des deutschen Rhythmus entweder verloren oder doch gestört und verschoben — das klingt garstig, ist aber eine leidige Wahrheit; es gieng ihr damit, wie dem 16. Jahrhundert mit der sogenannten Silbenzählung, mit der es doch noch eine andere Bewandtniß hat, das Formenbewußtsein der Dichter war da in ein ungesundes Gleis gerathen, aus dem es Opitz heraus riß. Im Mittelalter aber ist bei den Sängern ein erstaunliches Formbewußtsein wirksam gewesen, das ließe sich an einer bestimmten Stelle der ältesten Kunst sicher zeigen, wenn dazu hier der Ort wäre. Merkwürdig genug, da man sonst der Gegenwart ein großes und helles Bewußtsein zutraut, der alten Zeit aber ein geringes und trübes. Bei dem Kinderspruch vom Elephanten oben tritt unwillkürlich die Frage auf, wie weit der wahrhaft künstliche Aufbau auf Zufall oder auf Bewußtsein beruhe? Nun sind aber Kindersprüche da, die darauf einige Antwort geben, z. B. aus dem Erzgebirge, mitgetheilt von Alfr. Müller, Volkslieder aus dem Erzgebirge, Annaberg 1883 (es ist wahrhaft Köstliches da gesammelt), S. 205:

Eins zweie doch,
Der Peter fiel ins Loch.
Sollu ere (ihrer) **denn nicht dreizehn sein?**
Dreizehn sinds ere doch.

D. h. der Dreizehnte wird ausgezählt, und dreizehn Töne oder Hebungen hat der Spruch, dessen Rhythmus doch dabei einen so natürlichen hübschen Tonfall und Verlauf hat, daß man ihm kein künstliches Berechnen anmerkt. Und noch einer S. 206, der jede Einwirkung etwa von der Schule her sicher fern hält, ja geradezu abweist:

Ans, zwee, do,
Fimmerle sammerle so,
Fimmerle sammerle summerle sam,
Fimmerle sammerle so.
Ob ich gleich nicht zählen kann,
Zwanzig stehn ere do.

Es sind zwanzig Töne, wer nachzählen will, wieder mit einem wahrhaft künstlichen Bau im rhythmischen Ganzen. Die Worte vom Zählenkönnen, eine rechte Schelmerei, meinen wol: ob ich gleich noch nicht in die Schule gehe, noch keine Rechenstunde habe. Dieß Nachzählen, also solches Zahl- und Formbewußtsein bei Kindern war mir höchst überraschend und unerwartet, und wirds wol Manchem auch sein. Danach kann mans aber der alten Zeit eben so gut zutrauen.

Was von dem hier Vorgetragenen für den Unterricht brauchbar ist und wie, das wüßte ich nicht sogleich zu sagen. Nur ein Wort doch dazu. Daß die Schüler, die auch nicht Latein lernen, noch erfahren, was ein Jambus, ein Trochäus, Daktylus, Spondeus ist, dabei muß es natürlich bleiben und das geht ja rasch. Daß wir aber die deutsche Metrik den deutschen Schülern schuldig sind, das versteht sich auch von selbst. Sie bringen sie aber im Gefühl gleich mit, der Boden braucht nur gelockert zu werden, da kommen die Hauptsätze, die ihr zu Grunde liegen, von selbst heraus. Das hab ich oft mit aller Sicherheit erfahren, wenn es in der Declamirstunde etwas Metrisches zu behandeln gab, und habe mich oft gewundert, wie sie auch feinere Gesetze unter Anleitung selbst zu finden wußten, z. B. wenn der Erlkönig vorkam, das von der dreisilbigen Senkung oben Ausgeführte, die in sich wieder eine Hebung braucht. Die deutsche Metrik und Rhythmik richtig (d. h. besonders nicht gelehrt) behandelt ist in der Schule die allerschönste — Denkübung von ganz besonderem Werthe.

Hola! und halloh! mit ihrem alten Hintergrunde, dabei etwas von Donar und vom großen Christoph.*)

Daß die beiden Rufwörter zusammengehören, sagt man sich leicht, sie klingen ja, wenn man über die zufällige, auch wechselnde Schreibung hinwegsieht, im Ohre wie dasselbe Wort, nur mit gewechselter Stellung der beiden Vocale. Ich hatte sie darum lange im Auge, zumal man von französischem Ursprung hörte.

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 3, 393 ff., hier mit Kürzungen.

So gibt noch Weigand das erste als vom franz. holà entlehnt, anfangs auch halloh! aus franz, haler. Mit solchem Entlehnen aus dem Französischen (oder Lateinischen, Griechischen) war man aber früher und manchmal bis in neueste Zeit so rasch bei der Hand, daß es da in Zweifelsfällen besondere Vorsicht gilt.

Auch **hola!** und **halloh!** sind gut deutsch und wurzeln tief im alten heimischen Leben. Licht kam durch Stellen aus älterer Zeit, wo die Rufe dienen, um am Flusse dem Fergen, dem Fährmann zu rufen, wie jetzt **hol über!** und zwar in beiden Formen, sodaß sie auch da schon genau zusammengehören. So **hola!** in einer Scherzrede von der Heidelberger Universität ums J. 1500, bei Gelegenheit eines sog. quodlibet gehalten, wo Witz und Satire freien, ja tollen Lauf hatten, in einer Rede de fide concubinarum in sacerdotes von Paulus Olearius, neu gedruckt bei Zarncke, die deutschen Universitäten im Mittelalter Leipzig 1857 S. 88 ff. Da wird von einem Pfaffen erzählt, der seine Concubine verloren hat und ihrer auch in seiner nächsten Predigt auf der Kanzel gedenkt am Schluß der Aufzählung der Letztverstorbenen, für die es zu beten gilt. Zuletzt vor Erwähnung der Geliebten heißt es: **helfen mir auch gedenken des edlen bluts Ottkern Herzhäusel, gesessen in der Kalbsgassen** u. s. w., **Ror Enderlins dochterman, gut gesell zum müllstein, hola, hola, ferg, hol.** Wie das in diesen Zusammenhang gerathen ist, sieht man nicht, es war die Art solcher quodlibeta, alles, auch den größten Ernst, mit Witz zu durchsetzen, Anspielungen gelehrter Art und aus dem nächsten Alltagsleben durch einander zu würfeln. Der Herzhäusel war vielleicht ein Heidelberger Müller gewesen, wenn man den Mühlstein so deuten darf, als Fährmann aber ist vielleicht der Charon gedacht. Auf alle Fälle ist die Vorstellung augenblicklich am Flusse und wir hören da, wie man am Neckar dem Fergen rief. Wir können uns das **hola!** so gebraucht sicher in die mittelhochdeutsche Zeit zurückversetzen oder weiter.

Ebenso **hallo!** am Main im 15. Jahrhundert. In J. Grimms Weisthümern 1, 530 findet sich in einem Weisthum aus Kostheim bei Mainz v. J. 1471 eine Bestimmung, daß neben dem Fergen jeder andere Dorfgenosse das Recht des Überfahrens haben solle, falls jener säumig wäre: **seß ein man im dorf zu**

Coſtheym und hette ein ſchifflin oder ein nachen, und ſeß ein menſche hinſit (jenſeit) **Meyns oder uf diſſer ſiten, und rief dri male hallo! hallo! wolt der ferge ine dan nit halen, ſo mag ine der mit ſym ſchifflin oder nachen halen an ſtrafunge der fergen** (ohne daß der Ferge und die Seinen ihn deshalb ſtrafen können).

Alſo **hallo**, eigentlich **halo** deutlich zu **halen**, d. h. holen, wie **hola** zu **holen**, beides ſtützt einander genügend. Ich gab die Stellen als Beiſteuer zum Grimmſchen Wörterbuch; dadurch iſt denn auch bei Weigand in der letzten Ausgabe die franzöſiſche Erklärung von **halloh** weggefallen (für **hola** noch nicht). Die auffallende Doppelform hat ihren guten Grund eben in alter Doppelform von holen, das im Ahd. merkwürdig genug mit zwiefachem Stammvocal ausgeprägt erſcheint (nicht im Ablautsverhältniß), holôn und halôn (altſ. nur halôn), Imp. holô und halô, ſ. Graffs ahd. Sprachſch. 4, 850 ff., wobei der Lehrer den Schülern (und ſich ſelber) die hübſche Zungenübung zumuthen müßte, auch nach dem betonten kurzen Stammvocal doch nur ein l, nicht zwei auszuſprechen. Die Doppelform mit o und a hat auch das Mhd. überdauert, wie eben die beiden Stellen zeigen, **halen** im 15. Jahrh. bei Mainz (es iſt noch die nd. Form) neben **holen** bei Heidelberg. Denn daß dieß das Wort war für das Amt des Fergen, zeigt z. B. die Stelle in den Nibelungen, wo die Burgunden an die ausgetretene Donau kommen und Hagen nach dem Fergen ruft:

er begunde ruofen vaste über die fluot:
nu hol mich hie, verge u. ſ. w. Nib. 1490, 2 Lachm.

Nun ſieht jenes **hallo!** neben dem **halen** aus wie der ununterbrochen erhaltene ahd. Imp. hálô, merkwürdig genug, wenn es ſo wäre, und ganz unmöglich wol nicht, vgl. die Formen **dero, iro** (Ihro Gnaden u. ä.), worin dieſelbe anziehende Frage vorliegt, da ſie ſich übers Mhd. hinweg erhalten zu haben ſcheinen. Das -ô diente zugleich dem Bedürfniß des ſchallenden Rufens, z. B. in oberd. Mundarten **Vatero! Hanſo!** (ſ. Grimms Gramm. 3, 289 flg., vgl. auch **feurio! zeter mordio!**), wie in hólâ das -â, das ja mhd. frei verwendet wurde zu ſolchem Zwecke (ſ. Zingerle in der Germania 7, 257 ff.), z. B. beim Gelage

trinkâ trinc! im Turnier stichâ stich! als möglichst schallende Aufforderung, deren Schall andern Lärm übertönen mußte, wie auch im Kampfgetümmel, wenn einem die Speere ausgiengen, der Ruf nach neuen: wâ nu sperâ sper! Es macht mich ungeduldig, wenn ich dieses -â, das so ins volle Leben hineinzieht aus der Enge der Studierstube heraus, wol auch einfach als „grammatisches Suffix" behandelt finde. Das Wesentliche dabei ist, daß das schallende gezogene â so in die Mitte genommen wird von dem Gegenstande, dem der Ruf gilt. Und so in der Weisthumstelle das **holâ hol!** nur von **ferg** unterbrochen. Aber nothwendig war diese Doppelung nicht, das zeigt z. B. spät im 16. Jahrh. bei Fischart im Garg. 87[b] **horchâ hubâ, wechsel hie den kreuzer** (s. in Grimms Wb. unter ausbereiter und unter horchen 1, b) und so denn auch bloßes hólâ.

Aber, um keine Lücke zu lassen, auch hálâ erscheint neben hálô, allerdings noch nicht altbezeugt und nicht vom Fährmann, wird sich aber doch auch noch so finden. Es ist ein Rufwort, das in mitteldeutschen Landen gilt, von Gebildeten kaum beachtet oder verachtet, in Thüringen (z. B. in Arnstadt), im Altenburgischen, im südlichen Sachsen (z. B. Penig), und zwar neben hólâ. Man ruft so, wenn man ein Haus betritt irgend eines Geschäftes wegen (auch z. B. einen Kaufladen) und findet Niemand vor. Da macht man Halt in der Hausflur oder auf dem Vorsaal und läßt den Ruf erschallen, hálâ (hallâ) oder hólâ, damit Jemand komme, eigentlich um den Ankömmling zu „holen". Auch in Feld und Wald ist hólâ (und gewiß auch hálâ) so gebraucht, wenn man z. B. des Weges irre ist und Jemand in der Ferne sieht, ihn anzurufen, daß er den Weg weise. Der Fall tritt erwünscht vermittelnd zwischen den Gebrauch im Hause und den am Flusse, von dem man sich das Ganze recht gut ausgegangen denken kann. Ich höre übrigens von glaubwürdigster Seite, daß **hola!** doch auch noch hie und da dem Fährmann gilt, z. B. an der Mulde in der Leisniger Gegend. Kommt die Sache in der Classe einmal zur Sprache, so wird das die Geister freudig wecken, daß sie etwas aus dem freien Leben, das sie meist besser kennen als der Lehrer, mitten im Schulzwang brauchen können, um auch den Lehrer zu belehren, der sie wieder über ihr eigenstes Leben und Wissen belehrt. Das Ganze ist zugleich so eigen von

freier alter Poesie umgeben, die da einmal aus dem Leben selber, nicht aus den Büchern kommt.

Gerade das Fährmannswesen hat eine wunderbare Poesie um sich, als gebliebenes Stückchen uralter Zeit. Es wäre den Schülern leicht klar zu machen, wie wichtig es einst gewesen sein muß in den Zeiten, wo es Brücken so wenig gab, wo Brückenbau, vollends mit Pfeilergründung mitten in das strömende Wasser hinein, eine Aufgabe war, die fast unlösbar schien oder an die man wenigstens in Stein lange gar nicht dachte.

Unsere Vorfahren haben ja den Brückenbau unmittelbar von den Römern gelernt. Nachher erscheint er als ein Stück der Cultur, die dem in den germanischen Gauen vordringenden Christenthum folgte und es förderte und stützte. Darauf fällt ein erwünschtes Licht durch den nicht lange erst gefundenen merkwürdigen ahd. Spruch von einem Brückenbau, der in Müllenhoffs und Scherers Denkmälern, 2. Ausg., S. 483 mitgetheilt ist, in andrer Fassung in den Sitzungsber. der Berl. Akad. 1885 S. 577, dessen eigenartigen Werth auch Scherer noch nicht ganz faßte. Ich will die Hauptsache hier vorbringen, da sie zu gut in den Zusammenhang paßt. Es wird darin erzählt, wie Donar, auf Ădâmes prucche stehend, den stein schîtôta zi wite, d. h. spaltete wie Scheite zu Brennholz (witu), wie aber Christus, merkwürdig nicht so, sondern Ădâmes sun genannt (entsprechend dem noch merkwürdigeren Ădâmes pruccha), dazu kam und den Bau schützte, indem er des tieveles sun vertrieb und zuo der stûdon sluog (ich wähle aus den zwei überlieferten Fassungen die Formen nur nach der Rücksicht auf raschestes Verständniß). Was weiter in dem Spruche folgt, hat damit eigentlich nichts zu thun, ist ein anderer Spruch, mit jenem älteren zusammengeschweißt.

Darin ist uns, glaub ich, ein wirklicher Vorfall überliefert aus der Zeit des Kampfes zwischen Christenthum und Heidenthum. Es wird von Christenhand eine Brücke gebaut, und zwar von Stein (wären es auch nur die Pfeiler), sei es am Main oder so. Die noch heidnischen Anwohner jenseits wollen sie aber nicht dulden, suchen sie zu zerstören, werden jedoch von den christlichen Germanen diesseits zurückgeschlagen. Das ist hier in

den mächtigen, einfältig hohen Stil gefaßt, in dem die älteste Zeit dichterisch dachte; es ist wie aus Priestermund, in altgermanischer Kunst, aber nun im Dienst des Christenthums: der alte Landesgott Donar (der dabei merkwürdig genug noch seine alten preisenden Beinamen erhält, Donar dietêwîgo, dietmahtiger u. s. w.) will die Brücke durch seinen Blitz vernichten, der neue mächtigere Christengott aber erscheint und schlägt ihn zurück in den Wald (Staude, Busch), wohin er gehört, nicht mehr in das neu angebaute Land, das mit dem neuen Glauben auch der Cultur erschlossen wird. Bei dem Kampfe um den Bau wurden je beide von ihren Bekennern angerufen, als gegenwärtig gedacht, sie thaten eigentlich was geschah.

Warum aber die Heiden drüben die Brücke nicht wollen, statt sich ihrer zu freuen? Wol, weil eben mit ihr Christenthum und Cultur und Waldverwüstung, die sie auf der andern Flußseite sahen, auch bei ihnen nun eindringen wollte. Vielleicht wurden damit auch Rechte und Einkünfte, die an der Fähre oder Furt hiengen, gekränkt. Denn Donar scheint ein Recht an die Flußstelle zu haben, standen etwa Fähre und Furt, wie der Fluß, unter seinem Schutze? So wurden die Brücken in alter Zeit unter göttlichen Schutz gestellt und von den Priestern geweiht (auch das nach altrömischem Vorgang), daher Heiligenbilder und selbst Capellen auf den Brücken, wie man es hie und da jetzt noch sieht.

Fähre oder Furt — Brücken wurden nämlich an Stellen angelegt, wo ein Übergang altherkömmlich war, wie denn die Stellen dazu immer durch die Gelegenheit des Bodens wie des Flusses und des nöthigen Verkehrs herüber und hinüber an die Hand gegeben sind. Alte Brücken (und daher alte Städte, auch Dörfer) stehen in der Regel an Stellen, wo der Fluß besonders breit ist, oft mit Inselchen oder Sandbänken oder flachen Stellen, die die Anlage der Pfeiler erleichterten und darboten. Ebenda ist aber in der Zeit vorher immer eine Fähre oder eine Furt zu denken, oft wol auch beides wechselnd, je nach dem Stand des Wassers, der in alter Zeit stärker wechselte als jetzt. So war eine solche Stelle von selber von Alters her heilig, auch war das Amt des Fergen ein hochwichtiges Gemeindeamt oder Gauamt, das selbst an edle Geschlechter als Lehen vergeben vorkommt samt den daran haftenden Rechten und Einkünften.

Noch einen Schritt weiter zurück in den Nebel der Vorzeit, der doch für die neugierige Phantasie so unwiderstehlich anziehend ist, gerade weil sie da fast ganz mit ihren eignen Mitteln schöpferisch arbeiten muß oder darf, wird man durch den Umstand geführt, daß alte Städte an Flüssen oft den Namen Furt führen, also als ursprüngliche Furten bezeichnet sind, die eben durch ihre Wichtigkeit die Anlage der Stadt herbeiführten, die dann den Namen beibehielt. So Erfurt, Frankfurt, in ältester Form Erpesfurt, Erphesfurt, nach einem Erp, Erph benannt, und Francônofurt, später Frankenfurt, die Furt der Franken, also nach einem ganzen Stamm benannt, dem die Flußstelle als Übergang für Krieg und Frieden von allgemeinstem Werthe war. Nun ist es eigen und vielleicht kein Zufall, daß in Frankfurt wie in Erfurt und Umgegend Spuren von alter Verehrung des heiligen Christophorus sind. Im Dom zu Erfurt und Frankfurt, also an heiligster Stelle, ist dem Riesen, dem Träger Christi durch die Furt, ein gemaltes Bild geweiht und dazu eine ganze, haushohe, breite Wand gewidmet, daß er mit seiner ungeheuren Erscheinung eigentlich den heiligen Raum beherrscht, mit seiner Tanne als Stab und Stütze in der Rechten.

Vielleicht ist auch darin ein Stückchen alter Wirklichkeit enthalten, in jenen alten Stil gefaßt, hier recht eigentlich zugleich kindlich und riesenhaft, wie er ist (daher auch dem Schülersinn leichter zugänglich, als uns Alten). Ich meine, war nicht bei solchen Furten, für den Fall niedrigen Wasserstandes, wie später ein Ferge, so zuerst ein Furtmann oder wie er heißen mochte, angestellt, Leute und Waaren durch das Wasser zu tragen? Das kommt ja noch z. B. in Indien vor, ein Beweis, daß es ältesten Zuständen wol entspricht. Natürlich mußten dazu große, riesenähnliche Männer am besten dienen. Das scheint der Kern der Sage vom „großen Christoph". Die Sage berichtet aber zugleich von dem Übergang aus heidnischem in christliches Leben. War etwa Christophorus als Heide im Dienste Donars und wurde nun durch die wunderbare Erfahrung, die er mit dem Gottkinde macht, für den Dienst des Christengottes gewonnen, wie die Furt selber? Erscheint doch Donar oder Thor selbst als solcher Furtmann, wenn er in der nordischen Sage den Örvandil durch Ströme trägt, s. Simrocks Myth.² S. 256, Uhlands Schriften

6, 29, und wenn er nachher auch als Stifter und Schutzgott von Brücken erscheint (Simr. S. 280 fg. 253), so widerspricht das freilich seiner Stellung in dem ahd. Spruche oben, aber nicht mehr, sobald man sich die Brücke als verbesserte Furt oder Fähre denkt. Auch dem Furtmann galt aber wahrscheinlich schon der Ruf hálô! der mit seiner Einfachheit (noch heute mit Du darin, wie „hol über!" auch) so alt aussieht, einfacher gar nicht möglich, daß man ihn sich z. B. schon in des Arminius Zeit und Munde erklingend denken darf.

Zugabe. Da von **holen** einmal die Rede ist, möchte ich als Nachtrag aus dem reichen Leben des alten Wortes noch einen hübschen und anregenden Zug hervorheben, was die Wörterbücher versäumen. Jeder kennt und braucht das Wort in einer Wendung: „Ich habe mir nur einen Schnupfen (o. ä.) geholt", der Schnupfen als das, was er von einem Fest oder Vergnügen als Gewinn davongetragen hat. Man holt sich nur, was man braucht oder sucht, wer wird sich also einen Schnupfen „holen"? Man merkt leicht, daß mehr dahinter steckt, etwas, das verdunkelt ist, aber noch dunkel doch auch hervorblickt. Der Hintergrund thut sich auf, wenn man die mhd. Wendungen aus dem Kampfleben dazu nimmt: den prîs holn, oft im Parzival, vom Sieger z. B. in einem Turnier, auch die gâbe holn, d. h. den ausgesetzten Siegespreis, Hagens Minnes. 1, 325ª, ebenso den sige erholen, d. i. den Preis als Sieger, auch kurz den turnei holn Haupts Zeitschr. 5, 276, und, wie immer bei vielgebrauchten Wendungen, einfach ez holn Bit. 10 081, d. i. der Sieger sein; auch in der Gudrun 1437, 3, hier mitten in der Schlacht, von dem Kampfe zwischen Herwig und Ludwig. Dieß einfache ez holn hat noch sein entsprechendes Gegenstück in dem franz. l'emporter, eigentlich den Preis „davon tragen", wie wir auch noch sagen (man denke z. B. an den Einzug eines Schützenkönigs mit dem vor ihm her getragenen Preise), und ebenso wieder: „Ich habe nur einen Schnupfen davongetragen", d. h. als den Gewinn, den ich zeigen kann. Also eigentlich Witz, Verdruß, der sich so witzig Luft macht. In der Sprache, die wir täglich brauchen, ist noch viel, nur verdunkelter und noch nicht wieder bemerkter Humor enthalten, von dem das Denken, Empfinden und Reden unsrer Vorfahren voll war, wie noch jetzt das des sog. gemeinen Mannes.

Und noch ein Wort von dem eigentlichen Begriff von holen. Wer ihn deutlich vor sich haben will, gerade in der hier besprochenen Anwendung, braucht nur an eine Kletterstange zu denken, wie sie bei Vogelschießen u. dgl. noch ausgerüstet wird mit den hoch oben ausgehängten Gaben (Gabe hieß auch der Preis, Siegespreis); wer von den Knaben die Anstrengung daran wendet, der will sich ein seidenes Tuch o. ä. „holen". Anstrengung, um etwas herbei zu schaffen, ist der Kern des Begriffs (auch beim Fährmann oft genug zu sehen). Daher kann ich mich nicht dazu verstehen, unser Wort mit griech. καλέω, lat. calare rufen, als schlechthin urverwandt eins anzunehmen, wie man schon lange thut. Heißt es doch z. B.: „Ich habe ihn schon so oft gerufen, er kommt nicht, ich werde ihn holen müssen."

Und noch ein Wort aus der Gegenwart kann hier sein Licht finden, in dem es längst versunkener Vorzeit über viele Jahrhunderte hinweg die Hand reicht: sich erholen. Wer krank war, besonders schwer krank, erholt sich, kommt wieder zu Kräften, eigentlich aber: kommt vom Liegen wieder zum Stehen und Gehen. Mir kam diese Überzeugung, als festes Bild, das ich immer deutlicher vor mir sah, aus der Beschäftigung mit den Rechtsbüchern des 13. 14. Jahrhunderts. Da ist in dem streng formell entwickelten Verfahren vor Gericht ein entscheidender Umstand, daß man bei einer vorgebrachten Klage, einem abgelegten Eide sich nicht verspreche, und man bittet daher im voraus um Bescheid, wie oft man sich erholen dürfe, d. h. den Eid u. dgl. noch einmal anfangen (daher unser „wiederholen"), was auch einfach holunge genannt wird. Was das für einen Hintergrund hatte, zeigt sich deutlich in dem hochwerthvollen Freiberger Stadtrecht (dem jetzt endlich durch Ermisch eine würdige Ausgabe zu Theil ward). Da heißt es z. B. im 8. Cap.: der kleger mac einis urteilis biten, wie dicke (oft) er sich irholen sulle; nachher: bestêt he alsô (ohne sich zu versprechen), sô sul man die boten (des Beklagten) manen (ihr Urtheil abzugeben), sprechen die, daz he gestanden sî, sô ist he gestanden u. s. w. Und im 27. Cap. in einem verwandten Falle: welcher zu einem mâle irvellit, der ist (überhaupt) irvallen, der mac nicht mê gestên — also von Rede vor Gericht, mit der man „besteht" oder nicht, gestên oder bestên und im Gegentheil ervallen.

Das ist anders entstanden gar nicht denkbar, als daß es auf das Gerichtsverfahren mit Rede längst schon mit übernommen war von dem Verfahren mit gerichtlichem Zweikampf (von dem eben das 27. Cap. dort handelt), vom Waffenstreit auf den Wortstreit, wie manche andere Wörter der Gerichtssprache, z. B. Streit selber, das die Bauern noch jetzt auch für Prozeß brauchen, ahd., mhd. strît Waffenkampf. Nun ist auch **sich erholen** klar in seiner Entstehung, eigentlich sich wieder aufraffen, wenn man im Kampfe zu Falle gekommen, um den Kampf fortzusetzen. So ist denn in dem heutigen „sich erholen" vom Kranken, der vom Lager aufsteht, das älteste Bild rein erhalten: so lange kann ein Bild oder Begriff in der Sprache bewahrt bleiben. Beiläufig übrigens, auch ein im Schulleben wichtiges Examenwort findet hier seine Anknüpfung im Gewebe: „er hat gut bestanden", wie dort der Schwörende und Kämpfende vor Gericht. Auch das Gegentheil „durchfallen" gehört in den Zusammenhang der alten Vorstellungen, nur daß das alte ervallen da mittelst „durch" eine andere scherzhafte Anwendung bekommen hat, von der in Grimms Wörterbuch unter korb das Weitere zu finden ist.

Gehäufte Verneinung.*)

Wenn man Latein lernt, hört man auch ziemlich früh, daß da zwei Verneinungen eine Bejahung darstellen, während der ungeschulte Deutsche vielfach Verneinungen gemüthlich häufe, so daß es damit doch nur beim Verneinen bleiben solle. Also lateinisch z. B. nemo non videt, niemand sieht (erkennt) nicht, oder da dort die beiden Verneinungen scharf neben einander treten: niemand nicht, also jeder! es ist keiner, der nicht einsähe. Bei uns dagegen in gemüthlicher Alltags- oder Volksrede: Das sieht kein Mensch nicht ein — kein Mensch nicht, also doch auch jeder? Ist das nicht logisch zwingend? das deutsche aber unlogisch? soll gerade das Gegentheil von dem sagen, was es wirklich sagt? ist also barbarisch?

---

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 3, 149 ff., hier mit Kürzungen.

So ungefähr waren meine Schülergedanken von Quarta an. Ein Stoß dagegen kam freilich nachher, als man fürs Griechische zu lernen hatte, daß da im besten Stil die Verneinung verdoppelt, ja gehäuft wird und doch nur eine Verneinung meint, also wie bei uns in der gemeinen Rede. Aber der Stoß schlug nicht durch, weil die am Latein gewonnene Logik schon zu fest war, wie granitfest; die Lehrer sagten auch nichts darüber, hätten vielleicht auch Scheu gehabt, das hohe Griechisch so mit dem Deutsch des gemeinen Mannes auf eine Linie zu stellen — das wird ja wol nun, um fünfzig Jahre später, besser sein. Wer sich von uns die Sache zu Herzen, nicht bloß zu Kopfe nahm, dem blieb nichts übrig als zu denken oder doch halb denkend zu empfinden: da findet man doch die Griechen uns näher, auf dem gemüthlichen deutschen Standpunkte, im Gegensatz zu dem strengen Standpunkt des Lateins, das aber doch — recht hat.

Wie merkwürdig war mirs nachher, um fast tausend Jahre rückwärts den Weißenburger Mönch dort im Elsaß, den lieben Otfried auf derselben Gedankenlinie mit demselben patriotischen Kummer zu finden, nur daß dem Guten der vom Griechischen kommende Trost entgieng. Er konnte in der Erscheinung nur eins von den vielen Merkmalen unserer angeborenen Barbarei sehen, hujus linguae barbaries u. s. w. (s. S. 188 fg.), in der fast jedes Wort einen Fehler mit sich bringe — nach der lateinischen Grammatik, der einzigen, die er kannte und die ihm die Grammatik schlechthin war, wie sie das noch Jahrhunderte lang nach den Schulbegriffen gewesen ist. Er äußert, er würde gern von allen den Fehlern Beispiele geben, wenn er nicht dem Spott der Leser aus dem Wege gehen wollte, nisi inrisionem legentium devitarem, denn agrestis linguae inculta verba cachinnum legentibus praebent, also Spott und lautes Lachen der lateinisch Geschulten über die Muttersprache; man fühlt aus dem Ganzen deutlich heraus, mit welchem vaterländischen Schmerz er das niedergeschrieben hat. Das eine ganz deutliche Beispiel, das er gibt, betrifft eben die gehäufte Verneinung: duo negativi dum in latinitate rationis dicta confirmant, in hujus linguae usu pene assidue negant. Es ist übrigens eigen, daß dieses älteste Zeugniß von patriotisch grammatischem Kummer gerade aus dem Elsaß kommt, das zu uns mit seinem Deutsch nun eine so ganz

andere Stellung hat. Noch im 17. Jahrhunderte waltete dort begeistertes Deutschthum gerade in Bezug auf Reinheit und Schönheit der Muttersprache, und später, bis tief in unser Jahrhundert herein, theilweis bis jetzt, sollte es so kommen, daß der Elsässer sowol mit seinem Deutsch wie mit seinem Französisch keinen Augenblick vor Spott und Lachen sicher war, in Paris wie vor den Franzosen im eignen Lande.

Wie würde sich aber der alte Otfried wundern und freuen, wenn er jetzt wiederkommen könnte, und nun sein geliebtes Deutsch, um in seinen Worten zu reden, im „Zügel der Regeln grammatischer Kunst" (vgl. S. 188) wolgezogen einhergehen sähe, wenn er auch das ärgerliche doppelte Verneinen nicht mehr hörte, sondern die lateinische Regel darin walten fände. Denn der Ärger ist nun ausgemerzt im Kreis der Bildung, sie ist darin dem Latein so folgsam geworden, daß es ein wahres Wunder ist. Und doch ist dieser Stand der Dinge, daß man sich geradezu ängstlich auf einfaches Verneinen beschränkt oder an anderes Verfahren durch die Macht der Gewöhnung gar nicht mehr denkt, ziemlich jung, wie ein kurzer Rückblick zeigen wird.*)

Im 15. 16. Jahrhundert hat die alte eigne Art noch die volle Herrschaft, auch z. B. in **Luthers** Bibel, in der doch jeder Satz wol erwogen ist, um dem heiligen Texte das beste Deutsch zu geben. Auch im 17. Jahrhundert hat es lange noch die volle Herrschaft, auch z. B., was einen wundern darf, bei **Opitz**, dem Beginner der eigentlich gelehrten Dichtung, die ja ein lateinisches Denken nothwendig mit sich brachte. Bei Opitz waren Beispiele so ziemlich auf jeder Seite zu finden; hier nur ein paar (nach der Fellgiebelschen Ausgabe Bresl. 1690):

Du achtest keinen Regen nicht. 1, 82;
Den Tod ruft keiner nicht. 2, 138.
Ich sehe nun zum letzten an
Der Sonnen schönes Liecht
Und ferner nimmer nicht . . .
Man stimmet mir kein Hochzeitslied nicht ein,
Der Acheron wird selbst mein Bräutigam sein. 1, 187.

*) Ich hatte in Grimms Wb. unter kein Anlaß, der Sache genauer nachzugehen, es ist dort viel zusammengetragen.

Auch bei dem gelehrten **Logau** viele Belege, z. B.:

Der in allen seinen Sachen
Nimmer kan kein Ende machen. 1, 3, 33;
Jeder Mensch hat sein Gesicht,
Keiner wie der andre nicht. 1, 7, 19;
Ronchus ist alleine klug, Klugheit bleibt ihm auch alleine,
Denn es sucht und holt bei ihm nun und nimmer keiner keine. 3, 1, 58.

Schwer zu finden dagegen waren sie z. B. bei **P. Fleming, A. Gryphius, Günther**, es muß bei ihnen schon ein Sträuben dagegen gewirkt haben, wie in der nächsten Zeit überhaupt. Daher bei **Gottsched** in der Sprachkunst (3. Theil, 7 Hauptstück § 5, 1762 S. 500): „Die verdoppelte Verneinung, die noch im vorigen Jahrhunderte bei guten Schriftstellern gewöhnlich war, um desto stärker zu verneinen, muß itzo in der guten Schreibart ganz abgeschafft werden", ja sogar: „Heute zu Tage spricht nur noch der Pöbel so, artige Leute vermeiden es, und zierliche Scribenten noch mehr", das wäre also damals wesentlich schon wie heutzutage.

Aber Gottscheds Angabe, die zwar die Bewegung richtig übersieht, greift ihr doch auch vor, es war noch nicht so weit. **Haller, Hagedorn, Gellert**, die maßgebenden Schriftsteller um die Mitte des Jahrhunderts, brauchen die Verdoppelung noch ohne Bedenken, wo die Verneinung recht wirksam sein soll, aber, wie es scheint, mit einem wesentlichen Unterschied, d. h. vielleicht nur im Verse; in der Prosa, auch im Briefstil ist mir bei ihnen kein Beispiel aufgefallen, ausgenommen natürlich Gellerts Lustspiele, wo es die Sprache des Lebens wiederzugeben galt. Ein genaueres Zusehen in seiner und der Prosa seiner Zeit überhaupt wäre schon der Mühe werth, zumal man gerade damals auch den prosaischen Stil, sobald man die Feder in die Hand nahm, mit einer Sorgfalt pflegte, von der unsere Zeit kaum einen Begriff hat. Ja selbst fürs 17. Jahrhundert hat diese Unterscheidung von Vers und Prosa in Bezug auf die Verneinung vielleicht schon Geltung, daß man also in der Prosa der lateinischen, im Verse der griechischen Art gefolgt wäre.

Mit dem Beginn der großen Zeit, die aufs Genieweſen hindrängt und über die Regel gern hinwegspringt, schon weil sie eben Regel, Schulregel ist, nimmt auch das verdoppelte Verneinen

einen neuen Ansatz oder Aufschwung, bei **Klopstock, Lessing,** bei diesem auch in Prosa. Bei jenem erscheint sie in den Oden und im Messias, also im höchsten Stil und Ton gar nicht selten, ja sogar neu aufgenommen gegen früheres Vermeiden, z. B. im Messias 4, 831, wo er von seiner Liebe zur Fanny handelt, als seiner gottgegebenen Führerin zu allem Hohen und Heiligen:

Wie ein Kind voll Unschuld mit biegsamen Herzen,
Folgt' ich dem leichten Gesetz der sanftgebietenden Stimme,
Daß ich deinen Besitz, die du mir theurer, als alles,
Was die Schöpfung hat, warst, durch keinen Fehl nicht entweihte.

So in der Ausgabe letzter Hand v. J. 1800, Bd. 1, 229, im ursprünglichen Texte v. J. 1751 aber: **durch keinen Fehltritt entweihte,** in den Ausgaben von 1769 und 1780: **durch einen Fehl nicht entweihte;** er brauchte für sein Empfinden die Kraft, die die alte Verdoppelung bot, und setzte sie so spät noch ein. Auch **Lessing,** der über die Sprache wol so viel nachdachte, wie **Klopstock,** macht noch so viel Gebrauch davon, daß **es wol kein** Sichgehenlassen ist, sondern ein bewußtes Festhalten. Vielleicht dachte er ans Griechische als Schutz, wie **Klopstock** auch gethan haben könnte, und wie schon **Gottsched** von einem Kritiker seiner Sprachkunst erinnert wurde, da er in der letzten Ausgabe a. a. O. in einer Anmerkung angibt: „Ein gelehrter Gönner, der sich aber nicht zu nennen beliebet, meynet, weil das Deutsche in diesem Stücke mit dem Griechischen eine Ähnlichkeit hätte („Analogie" ist gemeint), so sollte man diese Verdoppelung nicht abschaffen"; er fügt als Antwort hinzu: „Ich würde es auch gewiß nicht thun, wenn es nicht schon von sich selbst so gekommen wäre, aufbringen aber kann und mag ich es von neuem nicht" u. s. w.

Aber dieß „abgekommen" war eben vorgegriffen, das zeigen die zum Theil reichlichen Belege aus **Lessing, Wieland, Claudius, Lavater, Zimmermann, Sturz, Bürger, Klinger, Merck,** durchaus nicht bloß brieflich oder im volksmäßigen Ton, sondern auch im ganzen Ernst des hohen Buchstils, in nachdrücklicher oder bewegter Rede, alles zugleich ein Beweis, daß die Angeführten die Wendungen, die nun für niedrig gelten, auch im Leben, im Hause noch frischweg gebrauchten wie die Kinder und die Frauen. Bei **Lessing** z. B. nicht nur im Verse und in den Lustspielen,

ſondern auch im wiſſenſchaftlichen Ernſte: **Wo iſt der witzige Kopf unter ihnen** (den Ausländern), **der, wenn er dichtet und Briefe ſchreibt, ſo ſyſtematiſch iſt als nimmermehr kein Compendium der wolfiſchen Philoſophie?** 3, 188 Lachm. (aus d. Berl. Zeit. 1751); **ſind das die Leute, mit denen man etwas Streitiges aus den Alterthümern beweiſet? Keine beſſern wiſſen Sie nicht?** 3, 422 (Vade mecum für Lange) **keinen wirklichen Nebel ſahe Achilles nicht.** 7, 455 (Laok. 12); **daß auch die Franzoſen noch kein Theater haben. Kein tragiſches gewiß nicht!** 7, 359 (Hamb. Dram. 80. Stück).

Wie es damit dann auf der Höhe der Bewegung ſtand? Im Schwinden iſt es, bricht aber oft genug noch aus. Daß **Goethe** unter Umſtänden auch noch ſo ſprach, wie er es ja ſicher im Hauſe hörte (und das Hausdeutſch, das er hörte, wirkte erkennbar auf ſeinen Stil), das verbürgen Briefſtellen, wie in Mercks Briefſammlung 3, 188: **Keine weitere Überredung mag ich nicht anfügen,** v. J. 1776, und noch i. J. 1790, in einem Brief an Herder aus Nürnberg: **Keine neuen Begriffe habe ich bis jetzt** (auf der Reiſe) **noch nicht erobert.** Aus Herders Nachl. 1, 117. Von **Schiller** hatte ich allerdings keine Briefſtellen zur Verfügung, auch aus den Dichtungen nur drei, aber ſehr bezeichnende, die ich doch herſetzen will. Aus den Räubern 2, 3: **Es iſt kein Haar an Keinem unter euch, das nicht zur Hölle fährt** (hiſt.-krit. Ausg. 2, 106, 3. 267, 18). Aus der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges im 4. Buch (8, 317): **In Schnee und Eis treibe man ſie hinaus, und nirgends kein Dank für dieſe unendliche Arbeit.** Und aus Wallenſteins Tod 3, 15:

Alles iſt Partei und nirgends
Kein Richter!

Auch aus **Goethes** Dichtung lagen nicht viel vor, darunter aber einige ſehr bekannte, z. B. in Gretchens Munde von Mephiſtopheles:

Man ſieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt. 12, 183 (Ausg. l. H.);
Thut keinem Dieb
Nur nichts zu lieb
Als mit dem Ring am Finger. 12, 197;
Keine Luft von keiner Seite,
Todesſtille fürchterlich. 1, 73 (Meeresſtille und glückliche Fahrt).

Um 1800 auch noch bei **Novalis, Hölderlin** (ausgew. Werke 1874 S. 219: **Da wäre geholfen, wo kein Gott nicht helfen kann**), dann bei **Eichendorff, Chamisso, Wilh. Müller, Dingelstedt**, der z. B. einmal i. J. 1856 von Helgoland aus die Klage erschallen läßt:

Kriegsschiffe nahn, Kriegsschiffe gehn,
Kein deutsches hab' ich nie gesehn.

So hat sichs im Vers am längsten gehalten und wird wol da für gewisse Fälle auch nie ganz aussterben, und gilt doch vor der Bildung für niedrig, für bildungslos, zum ungeschulten Mann verwiesen, rückt also in die Reihe der Fälle ein, wo die Sprache des gemeinen Mannes und die des Dichters über und unter der Sprache der Bildung hinweg sich berühren. Darum kann es auch die Schule nicht so behandeln, wie die gebildete Gesellschaft, sie kann es unmöglich mit dem Schein des Niedrigen, Bildungswidrigen befleckt lassen. Schon Luthers Bibeldeutsch verlangt das, wenn man da z. B. list: **Ich habe ihr keinem nie kein Leid gethan.** 4 Mos. 16, 15; **hab ich doch nirgends keine Hülfe, und mein Vermögen ist weg.** Hiob 6, 13; **und deuke keiner kein Arges.** Zach. 8, 17; **habt ihr auch jemals Mangel gehabt? Sie sprachen: nie keinen.** Luc. 22, 35 — wer wollte daran etwas ändern, der sogenannten Bildung zu gefallen? Wer das thäte und statt der zweifachen, dreifachen Verneinung nur eine ließe, würde doch bei aller grammatisch-logischen Genugthuung sicher das Gefühl nicht los, daß er der Kraft des Gedankens und Ausdrucks die Spitze abschnitte. Und auch der Schönheit im Gedankenverlauf wie im Tonfall geschähe ein Schade, das fühlt wol auch jeder. Gewönne aber etwa die Klarheit damit? Gewiß nicht, ist sie doch an Nachdruck und Wohlklang mit gebunden, das wird keiner leugnen, der die Klarheit nicht bloß in kahler Logik sucht. Es ist aber mit den aus neuerer Zeit angeführten Stellen im Grunde nicht anders. So in der aus Wallenstein: **alles ist Partei und nirgends kein Richter,** oder in der aus den Räubern: **es ist kein Haar an keinem unter euch** u. s. w., oder bei Goethe: **keine Luft von keiner Seite** — jede Änderung daran in der jetzt schulmäßigen Richtung schnitte dem Gedanken die Kraftspitze ab. Wer dort setzen wollte:

nirgends ein Richter, oder in Dingelstedts Klage: **ein deutsches hab ich nie gesehn**, der hätte wol den kahlen Gedanken noch, aber es fehlt ihm der volle Inhalt, der gefühlte ganze Ernst der Sache; dazu hilft aber hier das wiederholte Verneinen statt eines einfachen, so wie man bei wichtigen und ernsten Dingen **nein!** zwei, dreimal sagt.

Um den fraglichen Punkt in sein volles geschichtliches Licht zu rücken, müßte in den oberen Classen mit ein paar auserlesenen Proben ein Blick nicht bloß aufs 17. und 16. Jahrhundert geworfen werden, sondern auch in die Zeit weiter rückwärts. Also bei **Otfried** z. B., trotz seines patriotischen Verdrusses darüber: ni sî man nihein sô feigi. I, 24, 7, möge keiner nicht so feig sein; nist (d. i. ni ist) niaman thero friunto u. s. w., III, 4, 23; in niamêr sîn ni brusti. IV, 15, 57, nie würde ihnen dessen (des Trostes) gebrechen (gebresten). Das ist dann bis in die mittelhochdeutsche Zeit die Regel, daß außer der Verneinung eines bestimmten Begriffes im Satze auch noch beim Zeitwort die alte einfache Verneinung steht und die beiden sich gleichsam die Hand reichen über den ganzen Gedanken hinweg. Im Französischen ist ja das mhd. Verfahren bis heute und wol auf immer Gesetz, mit wolerhaltenem ne, wie nul homme ne pourra u. s. w., jamais on n'a vu u. s. w., es ist eben eigentlich gut Deutsch, aus der fränkischen Zeit her. Kräftiger z. B., auch schon ohne das en- (doch könnte wol auch enlache noch stehen):

> ich gelache niemer niht,
> wan dâ ez ir dekeiner siht. **Walther** 120, 5,

d. h. ich füge mich selbstentsagend in die allgemeine düstere Stimmung und lache nur, wenn ich allein bin.

Auch gehäuft zu größtem Nachdruck, nicht bloß gedoppelt, wo es die Sache mit sich bringt, z. B. ahd. (in den Formen schon mit leichtem Übergang zum Mhd.): der sîner (Gottes) wundero ist sô vilo, daz ih ne mac noch ne wil necheinemo dumben nimêr vor gelesen noh gesagan. Haupts Zeitschr. 8, 274, wo jede Stelle des Gedankens, die eine Verneinung irgend zuließ, auch mit einer besetzt ist, ganz wie im Griechischen, an dessen Einfluß doch nicht entfernt zu denken ist. Und so auch im urkundlichen und Gesetzesstil, wo ein Verbot oder sonst eine

Verneinung nachdrücklich auszusprechen war, z. B. im alten Stadtrecht von Meran in Tirol: ez sol kein fleischhäckel (Fleischhacker, Fleischer) keinen nieren niht machen an keinem vihe, wan als ez got gemachet hât, mit keinerlei gemächte (künstlicher Zurichtung). Haupts Zeitschr. 6, 417. Oder in einem alem. Weisthum aus dem 14. Jahrhundert: und sol kain herr (Grundherr) kain ligend gut (in Todesfällen) noch kain hus von kainem (Mann) noch kainer (Frau) ze Nuwkilch (Neukirch) erben in kainem weg. J. Grimms Weisthümer 1, 295, sechs Verneinungen (die noch nicht mit gerechnet), wo nach dem heutigen Gebrauch eine zu setzen wäre. Man sieht aber oder hört ordentlich, wie der Gesetzgeber dem Gedanken einen Hochton nach dem andern an allen möglichen Stellen aufsetzt, um die Verneinung sicher durchzudrücken. Wer möchte daran ändern?

Ich habe ja wol erreicht, was mir als Ziel vorschwebte, daß auch der ganz tief in das heutige Gleis des Denkens und Redens Eingewöhnte an der Gewöhnung etwas irre ward oder empfindet, wie dieß andere alte Verfahren gut deutsch ist, oder noch mehr, daß es an sich natürlich ist. Wer es anders verlangte, z. B. in den letzten Fällen, das käme mir vor, als verlangte er, daß ein wuchtiger Nagel in hartem Holze mit einem einzigen Hammerschlage fest werden müsse, oder daß ein Bret mit nur einem Nagel fest gemacht werden sollte, statt mit vier oder mehreren.

Ja ich darf nun wol den Spieß umkehren und die Spitze gegen den Sieger, den heutigen Gebrauch richten: wie ist es nur möglich geworden, etwas so alt Eingewachsenes und zudem Natürliches auszurotten? Wo ist die Macht, die das Deutsche da so mit der Wurzel ausrotten und aus dem Garten der Bildung hinauswerfen konnte? Es kann nur die Schule sein, vom lateinischen Standpunkt aus.

Als Waffe in dem Kampfe diente vielleicht auch der mächtige alte Schulbegriff der sogenannten Tautologie oder unnützen Wiederholung, der jetzt noch in der Schulbildung als eine Art Popanz wirkt weit über seine ursprüngliche gute Berechtigung hinaus, daß man sich hütet etwas zweimal zu sagen, als wäre das ein Hauptkennzeichen — wovon denn? von Gedankenarmut und Schwachköpfigkeit: so sieht mans wol an, und das jagt Furcht ein. Ich erinnere mich, daß ich in dem Fahrwasser des

schulmäßigen Stilbegriffes auch damit fast ängstlich kämpfte und eben dadurch den Popanz doch als falsche Puppe erkannte, wie kluge Sperlinge einen im Schotenfelde. Mir half zu völliger Beruhigung die angenehme Betrachtung: wenn man bei einer Melodie verlangen wollte, daß sich darin eine Tonverbindung oder ein ganzer Tongang niemals wiederholen dürfte, wo bliebe da die Kunst und ihre Wirkung? Alle Rede steht aber zuletzt unter den Gesetzen der Kunst und sie sind bei Rede und Gesang im innersten Grunde dieselben. Wer wird auf jene Schulregel hin ein **nein! nein! nein!**, mit dem im gegebenen Falle die Stimmung sich allein voll aussprechen kann (in melodischen Gang übertretend), als tautologisch bekritteln wollen? Es ist aber mit dem **niemals nicht** u. dgl. nicht anders.

Aber auch die Logik muß als Waffe dagegen gedient haben, wol in erster Linie. Fürchtet man sich doch vor nichts so sehr, als vor dem Vorwurf verletzter Logik, oft mehr als vor dem verletzter Moral. Schon Otfrieds Worte oben deuten auf den Satz hin, der jetzt noch in der grammatischen öffentlichen Meinung wie unbestritten und unbestreitbar umgeht: daß je zwei Verneinungen nach genauer Logik, wie mathematisch sicher, eine Bejahung ergäben. Und doch ist auch das ein hohler Popanz, wie die Tautologie, oder doch, wie diese, dazu gemacht worden. Freilich *können* zwei Verneinungen so auf einander wirken, aber sie *müssens* nicht, *das* ist der Wahn. Das bezeugt schon eben das Latein. Da ist z. B. nemo non, niemand nicht, gleich jeder, nunquam non, niemals nicht, gleich immer; aber umgekehrt non nemo bedeutet mancher, non nunquam manchmal, also die beiden Verneinungen wirken im ersten Falle allgemein bejahend, im zweiten nur theilweis. Es gibt aber, eben auch logisch, noch einen dritten Fall, daß sie nicht *auf einander* wirken, sondern zusammen auf einen *dritten* Punkt im Gedankenganzen, und das ist der griechische und deutsche Fall. Ich habe es im Unterricht gewöhnlich an der Tafel klar gemacht mit Punkten und Linien, daß der Unterschied auch mathematisch sicher, ja sichtbar wurde, für den lateinischen Fall zwei Punkte, deren Wirkung als Linie sich gegen andere kehrt, im deutschen und griechischen zwei oder mehr, deren Wirkungslinien sich zusammen auf einen dritten oder vierten Punkt richteten. Und das ist, wie gesagt, doch wol auch logisch.

Übrigens ist noch zu erinnern, um die lateinische Schullogik für unsern Fall genauer in ihre Grenzen zu verweisen, daß das griechische und deutsche Verfahren auch dem Latein keineswegs fremd war — warum auch? warum soll dort nicht auch das Natürliche gegolten haben? Denn wenn das andere zwar nicht unnatürlich ist, so ist es doch sehr künstlich, ja gesucht, und wirft wol die Frage auf, wie man auf solch gekünsteltes Denken und Reden verfallen konnte. Mir klingt es, wie eine im scharfen Streit entwickelte Form. Von dem natürlicheren Verfahren geben aber die Komiker Zeugniß, z. B. im miles gloriosus des Plautus V. 1411: jura te nociturum non esse homini de hac re nemini, schwöre, niemandem nicht, non nemini, deßhalb zu Schaden zu sein; bei Terenz in der Andria 205: neque tu haud dices tibi non praedictum, was noch im Deutsch des 16. Jahrh. heißen könnte: noch sage nicht etwa hernach, man hätte dirs nicht voraus gesagt. Man sieht es als volksmäßig an, gewiß mit Recht. So hat es sich wol auch, wie so Manches aus dem volksmäßigen Latein, später in der Schriftsprache wieder geltend gemacht. Im 12. Jahrh. z. B. in den Briefen einer adelichen Jungfrau in einer Tegernseer Handschrift, die Haupt in den Anm. zu Minnesangs Frühling mitgetheilt hat, S. 224: sperabam non esse opus nullis scriptis (nahe neben nullus virorum unquam). Das könnte wol auch bei Plautus stehen, kann freilich auch deutsch gedacht sein.

Bemerken möchte ich doch auch noch, daß die angeregte Frage mit den vorigen Ausführungen keineswegs allseitig erledigt ist. Außer mehreren schon berührten Punkten, die noch genauer zu erörtern wären, muß ich namentlich hervorheben, daß das Häufen der Verneinung in unsrer alten Sprache, ahd. wie mhd. und noch im 16. Jahrh., nicht so durchgehende Regel war, wie im Griechischen (und wol auch im volksmäßigen Latein nicht). Das erklärt wol mit, daß es so ganz abkommen konnte. Da es aber noch soweit hereinreicht in den Kreis unserer Literatur, kann es die Schule nicht unerörtert lassen und hat ja wol daran wieder auch eine auserlesen fruchtbare — Denkübung.

Der vorsichtige Conjunctiv, dabei vom Conjunctiv überhaupt.*)

Es ist mit unserm Conjunctiv ein wunderlich Ding. In alter Zeit war er im Unterschied vom Indicativ in der Sprache so fein und reich entwickelt, daß man daran Studien über das Wesen der beiden Modi machen kann. Es ist, als ob da die beste grammatische Schule ihre pflegende Hand darüber gehalten habe, die es doch gar nicht gab. Jetzt dagegen ist er zum Theil in einem Verfall begriffen, indem man in allerlei Fällen den derberen Indicativ zu setzen geneigt ist statt des feineren Conjunctivs, den der genaue Gedanke erforderte. Mir scheint das um so merkwürdiger, wenn man bedenkt, wie viel in Deutschland herum täglich Zeit und Mühe verwendet wird auf das Einprägen des Conjunctivs und seines Unterschiedes vom Indicativ, nämlich im lateinischen Unterricht. Aus diesem kommt seit Jahrhunderten allerlei Einfluß auf den deutschen Stil, was ja begreiflich ist, da Jahrhunderte lang der Deutsche sein höheres, schulgerechtes Denken am Latein zu lernen hatte. Der Einfluß ist keineswegs immer ein heilsamer, aber hier könnte er es sein und bleibt aus. Das ist mir fort und fort ein Gegenstand der Verwunderung.

Aus älterer Zeit zunächst nur ein paar Proben. Aus althochdeutscher Zeit ist mir lange besonders merkwürdig eine Stelle in der Evangelienharmonie des Tatian, 97, 1. Da tritt der verlorene Sohn vor seinen Vater und verlangt sein Erbtheil: da mihi portionem substantiae quae me (so) contingit, beim deutschen Übersetzer aber: gib mir teil thero êhtî (Habe) thiu mir gibure (übrigens etwas ungenau übersetzt, es müßte heißen: gib mir then teil thero êhtî, ther mir gibure), also überraschend mit Conjunctiv für den Indicativ, den der Übersetzer in der maßgebenden Vorlage vor sich hatte. Wenn der gute Otfried die Stelle hätte kennen können oder ähnliche Fälle vor Augen gehabt hätte, so hätte es ihm ein schöner Tropfen Trost sein können in den Schmerz um die Barbarei der Muttersprache dem Latein gegenüber (s. oben S. 215), ist sie diesem doch hier einmal an Feinheit über.

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 3, 545 ff., hier mit Kürzungen.

Auch das Wesen des Conjunctivs läßt sich an der Stelle recht deutlich erkennen. Der Anspruch auf den Erbtheil ist ja Thatsache, daher richtig der lateinische Indicativ und man sollte den Conjunctiv für unmöglich halten. Möglich wird er nur dadurch, daß die Thatsache eben nicht als bloße Thatsache behandelt wird, sondern eine Gedankenzuthat erhält, einen subjectiven Anstrich sozusagen, etwa so: Gieb mir den Theil, der mir ja wol gebührt. Mit objectiv und subjectiv ist der Unterschied der Modi am genauesten bezeichnet, aber auch Objectives, unzweifelhaft Thatsächliches kann conjunctivische Fassung erhalten, sobald es mit subjectiver Färbung auftritt.

Im Mittelhochdeutschen ist dieser Fall eines Conjunctivs, der ganz gegen unsere Gewohnheit verstößt, so häufig, daß ich aus meinen Notizen ganze Seiten damit ausfüllen könnte. In der Gudrun z. B., als König Hetele veranlaßt wird, um die irländische Königstochter Hilde zu werben, deren Schönheit man ihm preist, entschließt er sich zu dem gefahrvollen Unternehmen in der Verhandlung mit seinen Fürsten darüber mit den Worten: ich wil dir gerne folgen, nû si sô schoene sî (215, 1). Er behandelt damit die Schönheit der Hilde durchaus nicht als zweifelhaft, sie bestimmt ihn vielmehr als Thatsache zu dem Unternehmen. Aber es kommt ein Anstrich aus seiner Gedankenwelt hinzu, der den Conjunctiv herbeiführt, etwa so: da sie also so schön ist, wenn nicht zugleich gemeint ist: wie ihr sagt. Derselbe Fall ebenda 407, 1, wo Hilde sich geneigt zeigt, den Hegelingen heimlich zu folgen, nachdem ihr Horant vorgespiegelt, sein König singe noch weit schöner, als er selbst, mit den Worten: nû sô gevüege dîn lieber herre sî u. s. w., da also dein Herr so gefüge ist, wie du sagst. Der Fall erinnert an den lateinischen Conjunctivsatz mit quum, in welchem auch eine sichere Thatsache doch conjunctivisch behandelt wird. Aber der Conjunctiv bei unserm alten nû ist nicht nothwendig, wie er es beim lateinischen quum ist. Man sieht daran, welche Freiheit das alte Sprachgefühl hatte; daß aber sowol Indicativ als Conjunctiv möglich ist, ist nicht ein grammatisches unreifes Schwanken, sondern fließt ganz richtig aus der Natur des Falles, der zwischen subjectiv und objectiv genau auf der Schwelle steht.

Es kommen Fälle vor, wo wir geradezu verblüfft vor dem

Conjunctiv ſtehen, z. B. in einem Minneliedchen in den Carmina Burana, S. 228 (Bartſch, deutſche Liederdichter, S. 287), das beginnt:

der al der werlt ein meister sî,
der gebe der lieben guoten tac.

Gott als Herr aller Welt im Conjunctiv! Und ähnlich in den Nibelungen 938 Lachm., wo der todtwunde Siegfried dem König Gunther ſeine Gattin zur Fürſorge empfiehlt mit beweglichen Worten, dabei:

Lât si des geniezen daz si iwer swester sî.
durch aller fürsten tugende wont ir mit triwen bî.

Die Fälle gehören doch auch unter den Geſichtspunkt, daß etwas, das thatſächlich iſt, wie es nur ſein kann, aus dem äußeren Kreis des Objectiven für den Augenblick hereingezogen wird in den ſubjectiven inneren. Zum Vergleich mit der erſten Stelle eignet ſich eine in Müllenhoff und Scherers Denkmälern, 2. Ausgabe S. 143, in dem Münchener Ausfahrtſegen; der Ausfahrende ſegnet ſich da unter Andrem mit dem Wunſche (Vers 9, ff.):

daz mir allez daz holt sî
daz in deme himel sî,
diu sunne und der mâne
unde der tagesterne scône.

Hier denkt man unfehlbar an die ſog. Attraction und man kann das wol, wenn ſie nicht zu äußerlich gefaßt wird, wie man gewöhnlich thut.

Noch ein paar Belege, wie fein das Conjunctivgefühl entwickelt war. Im deutſchen Cato 374 wird Rath gegeben für den Fall, daß man aus vermögenden in unvermögende Verhältniſſe komme:

so gehabe dich wol unde lebe
daz (l. des) dir diu zît denne gebe,

d. h. ſei froh und lebe von oder mit dem, was dir die Zeit eben geben wird, in der lateiniſchen Vorlage mit Indicativ: fac vivas contentus eo quod tempora praebent. Zu bemerken iſt dabei, daß dieſer Conjunctiv beſonders gern nach dem Imperativ eintritt, der ja ſelbſt auf die Zukunft weiſt und damit dem Gedanken-

kreis und nicht der Thatsächlichkeit angehört; eben im deutschen Cato z. B. noch, V. 58, gerne behalt daz man dir gebe, V. 87 behalt daz man dir sage; auch in der Nibelungenstelle oben und in der aus Tatian geht dem Conjunctiv ein Imperativ voran.

Und noch ein Fall aus der Sprache des Rechtslebens, also mit dem vollen Ernst der Thatsächlichkeit. In einem Weisthum vom Hundsrück aus dem 15. oder 16. Jahrhundert (J. Grimms Weisthümer 2, 233) werden die Unterthanen angewiesen, einen verfolgten Verbrecher einfangen und einliefern zu helfen: **es seind die bürger und lehenleuth dem vogt schuldig gehorsam zu sein,** und (d. h. indem sie) **den gefangen helffen liebern, so weit die marck gehe,** d. h. mit der Grenze des Gebietes hört die Verpflichtung auf. Sieht man in die Gedanken des Verfassers hinein, so zeigt sich: es sind einzelne Fälle vorgestellt, die nur dem Gedankenbereich und der Zukunft angehören, und in diesen Kreis wird auch das hereingezogen, was gerade fest ist von jeher, der Bereich und die Grenze der Mark, die denn in dem Conjunctiv gefaßt erscheint.

Es verdient wol Bewunderung, wie in jener Zeit das gänzlich ungeschulte Sprachgefühl den Unterschied zwischen Außenleben und Innenleben, Gegebenem und Gedachtem, Objectivem und Subjectivem, auch in ihrem Verfließen so scharf und fein beobachten konnte, wie man es nur einer philosophischen Zeit wie der unseren zutrauen möchte.

Wie anders jetzt. Ich habe da oft geradezu den Eindruck logischer Verwahrlosung. Nur eine Probe. In Hempels Goethe 8, 146 heißt es in einer Einleitung: „Wenn auch das Epigramm schon aus dem Jahre 1779 stammt, so beweist doch nichts, daß Goethe schon in der Frankfurter Zeit, wo er Kaufmann wenigstens nicht nachweisbar gekannt hat, von einer schlimmen Meinung über ihn erfüllt gewesen ist", wo ich nur wäre für möglich halte, da eben die schlimme Meinung Goethes für diese Zeit aus der Wirklichkeit entschieden verwiesen wird.*) Das Ziel, wohin der Weg führt, kann man am Niederländischen sehen. Da werden z. B. die Worte in Fr. M. Felders Reich und Arm, S. 397, „als ob es nur für dich da wär" in der niederländischen Über-

*) Mehr davon in der Zeitschrift a. a. O. S. 548 ff.

ſetzung ſo wiedergegeben (2, 157): als of't er maar alleen voor jou is. Der Conjunctiv iſt da faſt ganz eingegangen.

Solch völliges Untergehen des Conjunctivs im Indicativ iſt doch bei uns nicht zu beſorgen. Während er freilich ſein freies Leben im Bewußtſein zum guten Theil verloren hat, behauptet er ſich dagegen in gewiſſen Fällen, die ſogar ein Übermaß zeigen. So z. B., wenn eine Thatſache im Conjunctiv auftritt, nur darum, weil ſie als Anhang eines Satzes erſcheint, in dem der Conjunctiv nöthig iſt, alſo wirkliche Attraction, wie mans gewöhnlich nennt. Das auffallendſte Beiſpiel, das ich anzugeben weiß, iſt: „Wenn du wüßteſt, wie lieb ich dich hätte.“ Oder wenn jemand in der Wohnung erſcheint, ſo daß man doch in ſeinem Zimmer bleiben muß, ſagt man: „Wenn ich nur wüßte, wer draußen wäre.“ Der Gebrauch iſt aber ganz alt, ſchon althochdeutſch z. B. in dem Stück von Chriſtus und der Samariterin (Müllenhoff und Scherers Denkmäler Nr. 10). Chriſtus ſagt zu der Frau:

wîp, obe thû wissîs wielîh gotes gift (Gabe) ist,
unte den ercantîs mit themo dû kôsôtîs u. ſ. w.

Alſo: wenn du den kennteſt, mit dem du ſprächeſt. Der Fall iſt um ſo merkwürdiger, als ein Indicativ in ganz gleicher Lage kurz vorhergeht (ist), was freilich der Reim feſthalten mußte. Merkwürdig iſt auch ſchon hier die Attraction des Tempus, das Praeteritum, während es ſich beſtimmt um ein Praeſens handelt (mit wem du ſprichſt), denn das Geſpräch beginnt eben erſt, Chriſti Worte ſind die erſten, die er ſagt. Auch mittelhochdeutſch iſt das ganz geläufig, z. B. im Parzival 117, 25, wo Herzeloyde ſich mit dem kleinen Parzival in die Wüſtenei zurückzieht, damit er nie etwas vom Glanz des Ritterweſens erfahre:

wan friesche daz mîns herzens trût,
welch ritters leben wære,
daz würde mir vil swære.

Oder Walther 14, 4 Lachm. in einem Liede, worin er Gegnern antwortet, die ſeinen Minneſang anfechten:

swer gedæhte
waz diu minne bræhte,
der vertrüege mînen sanc.

Und in einem Liede mit unsicherer Verfasserschaft, das. XV, 21, an die Leute, die ihn bei Seite nehmen und nach dem Namen der frouwe fragen, die er besingt:

müget ir hœren gemelîchiu (lustige) mære?
gerne weste ich selbe wer si wære.

Endlich der vorsichtige Conjunctiv, auf den es eigentlich abgesehen war. Er entwickelt sich ganz natürlich im Streit der Meinungen. Wer da, wie das junge Leute gewöhnlich thun, mit Behauptungen keck vorgeht und erfahren muß, daß diese oder jene behauptete Thatsache doch nur eine Meinung von ihm war, der kommt durch die bittern Erfahrungen vom Behaupten zurück, wird vorsichtig und kleidet nun wol auch wirkliche Thatsachen vorsichtig in die Form einer bloßen Meinung. Dazu dient, außer Wendungen wie: mir scheint, mir kommts vor, mich will bedünken, ich sehe die Sache so an u. dergl., der Conjunctiv. Auch Vorschläge und Anliegen lernt man so vorsichtig vortragen und es bestehen dafür eine Menge alt überlieferter Wendungen. Man spricht damit seine Meinung, wie man im 17. Jahrhundert zu sagen anfieng, unmaßgeblich aus, d. h. ohne damit jemand maßgebend sein zu wollen. Noch jetzt heißt es in Verhandlungen: meine unmaßgebliche Meinung wäre die, ich hätte unmaßgeblich einen Vorschlag zu machen u. s. w. Auch in Familienverhandlungen gelten die Wendungen: meine Meinung wäre die, ich dächte, wir machtens so und so, wie wärs denn, wenn wir —, es wäre nicht übel, wenn wir —, ich könnte mir denken, ich möchte den Vorschlag machen —, es möchte an der Zeit sein —.

Ganz besonders aber dient als Schutz gegen rasches Behaupten das Hülfszeitwort dürfen: es dürfte wol an der Zeit sein, man dürfte nicht irre gehen in der Meinung, in Petersburg dürfte man nachgerade zu der Einsicht gekommen zu sein u. s. w. Wer das Jahr 48 miterlebt hat, erinnert sich, wie es damals bald auftauchte in der Reibung der Meinungen, die auf einmal freie Bahn hatten in öffentlicher Rede. Es ist aber älter und hat eine merkwürdige Geschichte hinter sich. Es ist nämlich an die Stelle des alten türren, wagen, Präsens ich tar (engl. I dare) getreten und hat dieses verdrängt oder gleichsam verschluckt (vergl. Wilh. Grimm im D. W. 2, 1743). Der Vorgang ist ziemlich

merkwürdig, denn dürfen bedeutet ja eigentlich brauchen, wie heute noch **bedürfen**. Den Übertritt der Bedeutung sieht man recht deutlich am Englischen, denn wenn man eine gewagtere Behauptung mit den Worten einleitet: „ich darf sagen", so entspricht im Englischen genau I dare say, ich getraue mir zu sagen, auch bei uns früher: ich tar sagen.

Gebräuchlich ist übrigens dabei der Conjunctiv: **ich dürfte**, d. h. eigentlich: ich möchte mir getrauen — man sieht, wie vorsichtig. Die ursprüngliche Wendung ist übrigens: „ich oder man dürfte behaupten, Rußland verliert sein Spiel in Bulgarien doch"; dann aber ist dafür eingetreten mit einem Umsprung des Subjekts, wie er nicht selten vorkommt: „Rußland dürfte sein Spiel in Bulgarien doch verlieren." Für dürfte erscheint aber früher und ziemlich lange noch törste, türste (vergl. engl. durst), z. B. in einem Fastnachtsspiele leitet ein Anwalt seine Klage vor dem Richter mit den Worten ein:

Ich gelaub und törst wol bringen bei,
Das mein klag noch die heftigst sei.

Kellers Fastnachtsspiele 387, 4.

Bemerkenswerth auch sonst im Gebrauch vorsichtiger Höflichkeit, z. B. beim Suchenwirt 24, 53:

ich sprach: törst ich euch gevragen,
von wann ir raist an dirre stund?

also schon ganz so höflich als jetzt z. B. bei Tische: „dürfte ich wol um etwas Brot bitten", worauf doch die genaue Antwort wäre: „Ja, bitten Sie doch, Sie dürfen es." Auch sonst werden Anliegen und Bitten so mit höflicher Vorsicht conjunctivisch vorgetragen, auch dies schon in alter Zeit, z. B. in der Gudrun 239. König Hetele hat nach dem alten Wate gesandt, um ihm die Werbung für Hilde aufzutragen. Er kennt aber die ganze Gefahr der Werbung und spricht sich daher in vorsichtigster Form aus:

Dô sprach der junge recke: ich hân nâch dir gesant,
boten ich bedörfte in des wilden Hagenen lant.

Das Thatsächliche ist: ich bedarf eines Boten (boten ist Sing.), aber selbst der König hütet sich, es als thatsächlich auszusprechen,

er nimmt den Umweg des Conjunctivs, so wie man jetzt noch eine Bitte vorbringt, um ja jedem Nein vorzubauen, wenn man bei einem Anliegen mit dem freien guten Willen des Andern rechnen muß, z. B. im Munde von Sohn oder Tochter zu Vater oder Mutter: ich brauchte eigentlich einen neuen Hut.

Hier erklärt sich auch eine sonderbare Bildung, nämlich **mich deucht** neben **mich dünkt**. Die Sache ist noch von W. Grimm im Wb. nicht ganz ins Reine gebracht und ist doch einfach. Im Mittelhochdeutschen gab es nur dünken mit praet. dûhte, part. gedûht (vgl. denken, dâhte, gedâht). Nun tritt besonders seit dem 15. Jahrh. in Masse **mich deucht** auf, d. h. ich bin der Meinung. Das ist aber vielmehr Conjunctiv, ganz richtig hervorgegangen aus mhd. mich diuhte, d. h. mich möchte dünken, ich wäre der Meinung, ich dächte, es ist der vorsichtige Conjunctiv. Daß man nachher den Conjunctiv vergaß, ist begreiflich aus dem massenhaften Gebrauch und führte selbst zu Misformen, wie **mich däuchtet**, inf. **däuchten**.

Um das zu begreifen, muß man sich vorstellen, welche wichtige Rolle in alter Zeit, wo noch gar nichts schriftlich abgemacht wurde, die mündlichen Verhandlungen spielten, wovon man ja schon in Tacitus Germania einen Begriff bekommt. Dieß viele mündliche Verhandeln mußte nothwendig auf die Sprache einen tief wirkenden Einfluß üben, und ich bin bei meiner Wörterbuchsarbeit allmählich immer öfter und sicherer auf Spuren einer sogenannten parlamentarischen Sprache in alter Zeit gestoßen; daher erklären sich auch **mich deucht, ich törste** u. a. Man deckte sich damit dem Gegner gegenüber, wie wir Alten es im Jahr 1848 in dem neu auftauchenden **dürfte** erlebt haben.

Das älteste Zeugniß solchen Conjunctivs, sicher in unvordenkliche Zeit zurückreichend, ist versteckt in **ich will**, liegt aber noch klar vor in der gothischen Form viljau, vileis, vili u. s. w., d. h. ein Conj. (sprachgeschichtlich genauer Optativ) praet., also ich wünschte, ich möchte, ich wollte, Wunsch und Wille in die denkbar vorsichtigste, bescheidenste Form gekleidet, in **ich wollte** eigentlich zweimal, da schon **ich will** eigentlich gleich ich wollte ist. Ob da zuletzt die Scheu vor dem Willen der Götter, des Schicksals im Hintergrunde steht?

Hier muß sich endlich auch der im Leben viel gebrauchte,

merkwürdige Conjunctiv aufklären, der mir und wol manchem Andern schon Kopfbrechens genug gemacht hat, z. B. wenn ein Berg mit großer Mühe erstiegen ist: Da wären wir endlich! Das ist ein triumphierender Ausruf über eine mühsam erkämpfte Thatsache, und doch im Conjunctiv! Unmöglich! Und doch ist der Conjunctiv das eigentliche Kraftwort in der Wendung. Wer löst das Räthsel? Es handelt sich hauptsächlich um ältere Nachweise der Wendung, um ihrer Entstehung auf die Spur zu kommen.

Nun habe ich wenigstens vier beisammen und hoffe, daß sie sich mehren durch diese Anregung. Goethes Mutter schreibt an den Sohn 14. Sept. 1794 (sie hatte Mühe mit der Ordnung der Verhältnisse nach dem Tod des Vaters): „Gott lob und dank! Das wäre nun auch vorbey. Verkauft sind sie (die Bücher), aber was daraus gelöst worden ist, weiß ich noch nicht." Schriften der Goethe-Gesellschaft 4, 64. Und am 14. Mai 1795: „So weit wären wir nun (mit dem Verkauf des Hauses) ... Noch ein unruhig ¼ Jahr, dann hoffe ich froh und zufrieden (zu sein)." S. 83. Dann bei Goethe selber in dem Liede „Gegenwart" vom Jahr 1813 (Alles kündet Dich an), das die Herrlichkeit der Geliebten preist, wie sie von früh an den Tag hindurch glänzt. Da heißt es dann:

Nacht! und so wär' es denn Nacht.
Nun überscheinst du des Mondes
Lieblichen ladenden Glanz.

Und um fast hundert Jahre älter eine Stelle aus Günther, von einem Freunde mitgetheilt, in einem Gedichte „Nach der Beichte, an seinen Vater" (Nachlese zu Günthers Gedichten, Breslau 1742, S. 23). Der Arme kommt vom Tisch des Herrn und fühlt sich mit dem himmlischen Vater versöhnt:

Mit dem im Himmel wär es gut,
Ach, wer versöhnt mir den auf Erden!

Auch hier klingt in dem Conjunctiv die Freude an der Thatsache an, wie sie es im Indicativ nicht könnte. Und doch nach der andern Seite wird zugleich ausgesprochen, daß die Thatsache noch nicht ausreicht und daher muß sich der Conjunctiv erklären. Auch im heutigen Gebrauche ist diese Färbung der Wendung

noch zu erkennen. Wer z. B. seine Kasse zählt, ruft wol befriedigt aus: „Na, 100 M. hätt ich noch!“ Und doch steht ein Aber dahinter, das eben der Conjunctiv ursprünglich andeutet: „Wie weit wird das freilich reichen?“ Oder: „Das wäre denn gut!“ Aber — es ist noch genug andres übrig zu erledigen, wie man auch deutlicher sagt: „Das wäre so weit gut“. Und von dieser Art sind auch die Äußerungen von Goethes Mutter. In einem erzgebirgischen Scherzwort tritt das recht hübsch auf, Freude zugleich und weitergehende Wünsche von Wandernden, die einmal zur Ruhe kommen:

Da säßen w'r —
Wenn wir was hätten, da äßen w'r.

In dem Ausruf auf erreichtem Berggipfel freilich und auch bei Goethe ist kein Aber mehr im Hintergrunde, nur Freude über erreichten Abschluß, d. h. der Ursprung der ganzen Wendung ist wirklich vergessen und damit der Conjunctiv in eine Kraft eingetreten, die der Indicativ nicht hat. Es ist wol die merkwürdigste Erscheinung unserer ganzen Syntax. Weitere Aufklärungen können wie gesagt nur ältere Stellen geben.

Eine Merkwürdigkeit aus Goethes Grammatik.*)

Goethe war bei allem nahen Verhältniß zur Muttersprache kein Grammatiker. Er hat über sie beobachtend nachgedacht früh und spät, wie ja das dem Dichter aufgegeben ist, dem die Sprache sein ganzes Werkzeug ist, das er vor Allem am genauesten kennen muß, wie der Handwerker sein Handwerkszeug; denn in der Sprache sind alle Mittel beschlossen, die ihn zu allen, auch den höchsten Wirkungen der Kunst führen. So studierte Goethe die deutsche Sprache sein Leben lang mit Dichterblick, hat sie früh gepriesen, dann in tief verstimmter Zeit mit ihr bitter gegrollt, als ob sie ihm das Haupthemmniß wäre, sein hohes Ziel zu erreichen, hat sich dann mit ihr versöhnt, sie aufs Neue geliebt und bewundert und hohe Worte über sie gesagt, aber ein eigent-

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 4, 71 ff.

lich grammatisches Denken findet sich nicht bei ihm, wie bei Klopstock, der alles Äußere bis zur Orthographie und Interpunction in den Bereich seines Denkens zog; Goethe überließ diese äußeren Dinge seinem Gefühl oder der Druckerei oder beauftragten Vertrauten, wie Riemer, Göttling.

Um so merkwürdiger ist es, wenn sich einigemal sein sprachliches Denken auf die Endungen wirft, um mit ihnen in einer Weise frei umzuspringen, die allem Herkommen und aller Grammatik aufs grellste widerspricht. Das kommt vor in der Zeit des Genieweſens, dessen Führer ja Goethe wurde. Der kecke Drang und Entschluß, die überlieferten Formen als Schlendrian zu behandeln und nach Belieben zu zerbrechen oder zu durchbrechen, ergriff auch den Stil und die Grammatik wie die Metrik; es gibt in der Zeit eine genialische Metrik und Grammatik, wie einen genialischen Stil.

In dem Gedicht „an Schwager Kronos" vom Jahr 1774, wo er in der Postkutsche bergab der glühend sinkenden Sonne entgegen ins dunkle Thal fahrend, den Kutscher und die Kutsche seltsam als sein Schicksal fühlt, das ihn eben jetzt von der Höhe der Welt in die Unterwelt führe, beginnt der vorletzte Absatz:

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug',
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor, —

trunknen: unmöglich! wenn man auch bei sich im Stillen vielleicht hinzusetzt: leider! Nur **trunken** wäre deutsch, als Accusativ ohne Endung (wie z. B. in **einen trunken machen**). **Trunknen** ist lateinisch, ebrium, wäre aber nur möglich, wenn dem Accusativ eine Stütze vorausgienge, also: = reiß mich Trunknen, oder: als Trunknen, oder: den Trunknen; rein deutsch wäre auch das nicht, sondern lateinisch gedacht, d. h. wie man Latein oder Griechisch in der Schule beim Übersetzen möglichst deutsch wiedergibt. Düntzer, der ins kleinste Genaue, sagt in den Erläuterungen zu Goethes Gedichten 3, 316 nichts weiter als: „trunknen, die Grammatik fordert trunken; anders ist es mit „geblendeten Taumelnden", wo „mich" vorhergeht". Er nennt noch einen Fall der Art, den

in Wanderers Sturmlied; es sind aber mehr, ich bringe sie alle bei, soweit sie mir aufgestoßen sind, ohne damit sagen zu wollen, daß es alle sind.

In Wanderers Sturmlied vom Jahr 1772 im neunten Absatz heißt es von Jupiter Pluvius und Anakreon:

Nicht am Ulmenbaum
Hast Du ihn besucht .....
Mit der freundlichen Ros' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon.

In der Seefahrt vom Jahr 1776 im zweiten Absatz, wo die Freunde am Ufer dem in die hohe See stechenden ihre Wünsche widmen:

Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
Gern die hohe Fahrt Dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten Deiner,
Wird Rückkehrendem in unsern Armen
Lieb und Preis Dir —

rückkehrendem Dir, so undeutsch als möglich, redeunti tibi, und doch läßt mans in dem gehobenen Ton gern mit unterlaufen, hat wol auch seine gelehrte Freude dran. Im Faust im Chor der Sänger am Ostermorgen:

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben.

Und gehäuft im Chor der Engel darauf:

Thätig ihn preisenden (d. h. euch)
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden
Euch ist der Meister nah.

Wie ernst er es damit nahm, zeigt, daß er selbst in Prosa davon Gebrauch machte, in einem Briefe an Herder vom Jahr 1772 (Aus Herders Nachlaß 1, 40, Hirzels junger Goethe 1, 30):

„Seit 14 Tagen lese ich Eure Fragmente ... daß ich Euch, von den Griechen sprechenden, meist erreichte (d. h. verstand) hat mich ergötzt."

Auch über die Geniezeit hinaus ist ihm das gar wol im Sinn geblieben und taucht von Zeit zu Zeit wieder auf, sogar recht spät noch. In den Epigrammen aus Venedig vom Jahr 1790 beginnt das fünfte:

In der Gondel lag ich gestreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Canal, viele befrachtete, stehn.

Im Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters im September 1807 heißt es in der zweiten Rede:

Ist dieß der Erde fester Boden? Weh mir! Weh!
Und dieß die Pfade, sicher sonst betretene?

In der Pandora gehört hierher in der Rede des Epimetheus ungefähr in der Mitte des Stücks:

Das Wahre trifft Du, wie es ziemt Erfahrenem.

Gegen Ende in einer Rede der Eos:

Dort! er taucht in Fluthenmitte
Schon hervor der starke Schwimmer ...
Spielt er selbst nur mit den Wogen
Tragenden die schöne Last —

so steht in dem ersten Druck (Taschenbuch für das Jahr 1810, Wien und Triest); in der Ausgabe letzter Hand ist dann das doch als zu gewagt beseitigt, es heißt von da an in den Ausgaben:

Tragend ihn, die schöne Last.

In den Fragmenten einer Tragödie (Trauerspiel in der Christenheit) im fünften Aufzug in der Rede der Tochter:

O schweig und laß mich in der Fülle u. s. w.
Den Vater sah ich mild versöhnt, die Kinder
Zu seinen Füßen, den Segnungen sich beugenden.

In dem Rochus-Fest zu Bingen vom Jahre 1814 bei der Schilderung der Processión, die den Berg heraufzieht: „Die Kinder waren sämtlich froh, wohlgemuth und behäglich ... die jungen Leute dagegen traten gleichgültig anher; denn sie in böser Zeit

geborene konnte das Fest an nichts erinnern, und wer sich des Guten nicht erinnert, hofft nicht."

Im Divan, im Buch der Liebe, in dem Gedichte „Schlechter Trost":

Nachtgespenster, sagt' ich,
Schluchzend und weinend
Findet ihr mich, dem ihr sonst
Schlafendem vorüberzogt.

Eigentlich gehört auch hierher die Frage des Geistes an Faust, der ihn beschworen hat:

Da bin ich! Welch erbärmlich Grauen
Faßt Übermenschen Dich!

Und ebenso folgender Fall in Goethes Brief an den Herzog aus Rom 17. März 1788, wo er ihm die Bitte vorträgt für den Fall seiner Rückkunft: „Daß Sie mir nach meiner Ankunft dem Gegenwärtigen den Urlaub gönnen wollten, den Sie dem Abwesenden schon gegeben haben," wo nur der Artikel dem lateinisch Gedachten einen deutschen Anstrich gibt.

Das Ganze ist übrigens nur ein Stück von dem lateinischen Deutsch, das überhaupt bei Goethe zeitweis auftaucht, z. B. eine möglichst genaue Nachbildung der ablativi absoluti. Darauf näher einzugehen ist aber jetzt nicht Zeit.

Recht im Gegensatz dazu erscheint aber auch eine Vernachlässigung der herkömmlichen Endung, die wol noch gewagter erscheinen kann. In Werthers Leiden heißt es im 2. Theil unterm 15. September, wo von den Nußbäumen im Pfarrhof die Rede ist, nach dem ursprünglichen Text: „Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl und wie herrlich die Äste waren. Und die Erinnerung bis zu die guten Kerls von Pfarrers, die sie von (l. vor) so viel Jahren pflanzten" (Werther 1775, S. 149, Hirzels junger Goethe 3, 325). Man traut seinen Augen nicht, wenn man das zuerst liest, und doch ist auch das genialisch, aus der Geniestimmung erklärlich, die die Fesseln des Herkommens abstreifte. Sie griff dafür dort nach oben, hier nach unten. Wenn Goethe dort horazisch-pindarisch redet, so redet er hier zur Abwechslung frankfurtisch-sachsenhäusisch und greift nach den grammatischen Formen, die er im Leben täglich um sich hörte,

gewiß auch von seiner Mutter, um ja den gemüthlichen Ton des Alltagslebens sicher zu treffen.

Zu der vorher erörterten kühnen Behandlung der Endung ist übrigens noch zu erinnern, daß Goethe damit vom geschichtlichen Standpunkt angesehen keineswegs ins Undeutsche verfiel, freilich ohne es zu wissen. Er entnahm es dem Lateinischen, es hat aber vor Zeiten ebenso im Althochdeutschen gegolten. Leben doch verkommene Reste bis heutzutage in Mundarten fort. Z. B. im Salzkammergut bei Loser fand ich auf einer sogenannten Marterſäule, auf der der Tod eines Holzfällers gemalt und erzählt und zum Gebet für ihn aufgefordert war, im Bericht die Worte: „Wo sie ihm todter gefunden haben". Das ist Bauerndeutsch in der Alpenwelt, in dem eigentlich älteste althochdeutsche Grammatik nachlebt, allerdings mit Verwirrung der Casus.*)

Erwähnenswerth ist, daß auch Gottsched diesen Gebrauch der Endung noch erwähnt, freilich mit Tadel, in der deutschen Sprachkunst, 5. Hauptstück, § 2, Anm.: „Hierher gehöret auch der Mißbrauch einiger Oberdeutschen, die den Mittelwörtern gar die Silbe er anhängen, z. E. er hat es unbesonnener gethan. Wenn aber andere gar sagen: er ist todter für todt, es ist gedruckter für gedruckt, so ist es vollends ganz unverantwortlich." Aber auch in mitteldeutschen Landen kommt der Fall noch vor in Volksrede. Da platzt angesammelter Zorn heraus in: Hund verfluchter! Der Hund verdammte! Übrigens habe ich auch unterm Volke gehört: „mein Vater seliger" statt des gewöhnlichen „mein Vater selig."**)

Kleinigkeiten zu Goethe, Klopstock, Voß.

1. Goethe und der Sachsenspiegel.***)

Die Verse, die er gegen Nicolai richtete: Mag jener dünkelhafte Mann u. s. w. „einen alten Reim nachahmend" hat nun

*) Mehr dazu in der Zeitschr. a. a. O. S. 75.

**) Eine weitere daran geknüpfte sprachgeschichtliche Betrachtung s. in der Zeitschr. a. a. O.

***) Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte 8, 112.

Boxborger glücklich untergebracht (Archiv 6, 128) und in dem alten Reime die gereimte Vorrede des trefflichen Eike von Repgow zu seinem Sachsenspiegel erkannt, die er der ursprünglichen Vorrede bei einer zweiten Bearbeitung seines Rechtsbuches vorschob, worin er gegen unverständige Kritiker auftritt, wie dort Goethe. Aber nachzutragen ist, daß noch mehr von Eike entnommen ist, auch die zwei Schlußzeilen:

Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.

Das ist eine freiere, aber geschickte und sinngenaue Übersetzung des alten Textes. Eikes Worte gegen seine Kritiker sind (nach Homeyers Sachsenssp. Berl. 1861 S. 124), indem ich nur aus Homeyers Variantenschatz seinen Text zum Theil ändere:

wenne swer sô swimmen nicht ne kan,
wil he deme wazzere wîzen daz (zum Vorwurf machen),
sô ist her unversunnen (ohne Sinn und Verstand),
se lernen (Conj.) daz et lesen baz,
des se vernemen (verstehen) nicht ne kunnen.

2. Goethe und Schlossers Anti-Pope.*)

Der Anti-Pope ist in Wahrheit und Dichtung als damals schon vorhanden behandelt, als Goethe mit Schlosser in Leipzig als Student in nähere Beziehungen trat: Er hatte ein Gedicht in gleicher Form und gleichem Silbenmaß geschrieben u. s. w. Nach Loepers Anmerkung zu der Stelle: Sein Anti-Pope erschien erst 1776 (Hemp. 21, 277), die ja richtig ist, könnte man doch etwa in dem „hatte" eine ungenaue Angabe vermuthen. Aber das Werk ist zehn Jahr älter als sein Erscheinen, wie die Vorrede zeigt. Es heißt da S. 5: Vor zehn Jahren floß es ganz aus meinem Herzen u. s. w., der fünfte Brief ist nach S. 3 erst „über zehn Jahr nachher" geschrieben. Das uns vorliegende Buch ist aber auch nicht ganz dasselbe wie das, was Goethe in der Handschrift gesehen haben wird; es ist nur eine deutsche Übersetzung und in Prosa, von dem ursprünglichen Gedichte in englischer Sprache sind unterm Texte bloß Proben gegeben.

*) Ebenda S. 113.

3. Interpunction und Textkritik.*)

Bekanntlich war Goethe sorglos um Orthographie und Interpunction, was in der Zeit der Kraftgenies gute Mode geworden war gegenüber der vorherigen Sorgfalt darin, also wie J. Paul in den Palingenesien 1798 1, 174 von den Kraftgenies erzählte: „Andere fragten den Henker nach Komma und Kolon, sondern schrieben geradeaus, nämlich in Gedankenstrichen." So gestand Goethe noch am 26. Aug. 1822 dem Rath Grüner, er mache in jedem Briefe Schreibfehler (orthographische sind hauptsächlich gemeint) und keine Komma. So muß man denn seine Sachen ähnlich lesen wie die aus dem 15. 16. Jahrh., d. h. aufmerksamer, als wir durch das vorbedachte Setzen der Lesezeichen gewöhnt oder wol auch verwöhnt sind. So haben denn auch die Schreiber oder Druckereien, die ihm das Zeichensetzen besorgten, noch eine Nachlese übrig gelassen, besonders in Bezug auf den Bindestrich, der hier und da fehlt, nicht ohne Schaden des Sinnes für unsere Gewöhnung. Z. B. in dem Aufsatz Dramatische Form (Ausg. l. H. 44, 3): „Gefäß und Materie, Feuer und Kühlbad", es ist Feuerbad und Kühlbad gemeint, aus der Sprache der Alchymisten (s. in Grimms Wb. unter Kühlbad). In der Novelle sind mit „Berg und Waldgipfel" (l. H. 15, 301) Berggipfel gemeint, wie nachher auch gedruckt ist „Fels- und Waldgipfel" (S. 311).**) In den Versen an Kestner (Hirzels Junger Goethe 2, 35):

Wenn einst nach überstandnen Müh (so!) und Schmerzen
Das Glück Dir Ruh und Wonnetage gibt

sind Ruhetage und Wonnetage gemeint, wie Mühen und Schmerzen. Das letzte wie in Wanderers Nachtlied in der ursprünglichen Fassung (an Fr. v. Stein 1, 10):

Der Du von dem Himmel bist,
Alle Freud und Schmerzen stillest,

d. h. Freuden und Schmerzen; mit der nachherigen Änderung

*) Ebenda S. 113.

**) Auch im Prolog zu Wallenstein hat Schiller mit „Gewerb und Kunstfleiß" (1800 1, 7) gewiß Gewerbfleiß gemeint, es war damals für das franz. Industrie im Gange.

„Leid und Schmerzen", die dem Gedanken Schaden anthat, ihm die Spitze abbrach, wollte er dem „Freud=" aus dem Wege gehn, wie in dem Bundeslied der Anfang wol mit deshalb geändert ist, ursprünglich (Hirzel 3, 185):

Den künftgen Tag und Stunden
Nicht heut dem Tag allein u. s. w.

Er mochte über diese Freiheit Tadel haben hören müssen, schrieb aber doch noch viel später (l. H. 4, 149, Hemp. 2, 445):

Flora, welche Jenas Gauen
Reich mit Blum und Früchten schmückt,

d. h. Blumen und Früchten, während in der Druckerei mit Blum' daraus ein unpassender Sing. gemacht wurde. So noch im Divan: Wort und Thaten (als Dat.) l. H. 4, 264, in späteren Ausgaben bemerkt und durch „Wort=" erkennbar gemacht; vergl. auch: Tag= und Jahreshefte, d. h. Tages= und Jahreshefte. Ebenso bei Adjectiven, z. B. in der Natürlichen Tochter: Klein und Großes l. H. 9, 355, gegen Ende des 4. Actes. Die Ausgabe letzter Hand ist sonst beflissen die nun nöthigen Bindestriche nicht zu versäumen, z. B.: In der klein= und großen Welt 1, 39, Gegen inn= und äußern Feind 1, 135, Froh= und trüber Zeit 1, 111 (in den Schr. 1789 8, 153 noch: Froh und trüber Zeit). Diese Freiheit, die uns jetzt Anstoß gibt, und von der auch Schiller schon weit seltner Gebrauch machte, hatte er übrigens nur beibehalten aus dem Dichtergebrauch, den er vorfand, er kam schon aus dem 15. 16. Jahrhundert her und findet sich im 17. und 18. Jahrhundert auch in Prosa, z. B.: „die feucht und nassen Wiesen" Allg. öcon. Lexicon Leipzig 1731 Sp. 2070 u. o. Da sieht man denn Goethen in der alten Zeit stehen bleiben, auch nachdem sie vom Geschmack überwunden war.

4. Zu Goethes Gedicht: Zwischen beiden Welten.*)

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächsten Nähe,

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 4, 146.

William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank' ich was ich bin.
Tag' und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Werthes Vollgewinn.

Sieht oder hört man genauer hin, so zeigt sich in den Versen eine Verschiedenheit und eine Lücke. Die drei letzten Zeilen reden von einer Vergangenheit, die sechs ersten aber nicht. In diesen ist vielmehr die Gegenwart vorausgesetzt, ganz deutlich in: „Lida! Glück der nächsten Nähe", und in: „Wie vereint es Herz und Sinn!" Die Verse sind zuerst 1820 gedruckt in Kunst und Alterthum, und in dieses Jahr gehören die drei letzten Zeilen, die sechs ersten aber passen gar nicht in diese Zeit, wol aber in die achtziger Jahre oder in die Weimarische Zeit überhaupt vor der italienischen Reise. Die Schlußzeilen sind ein Nachtrag bei Gelegenheit des Drucks, das Andere ist der ursprüngliche, um fast 40 Jahre ältere Bestand. Es ist gleich manchen anderen ähnlichen Sprüchen oder Liedchen aus jener Zeit wie ein Morgensegen des Dichters: wie glücklich macht mich die Freundin und der hohe Dichter als Vorbild, durch sie werde ich, was ich sein kann. Bemerken möchte ich noch, wie die Schlußzeilen auch an Kraft und Gehalt abstechen von dem Ursprünglichen, sie wiederholen eigentlich nur die letzte Zeile in erneuter Bekräftigung.

Diese hat allerdings ihren ganz eigenen Werth, indem der Dichter damit bei so spätem, freiem Rückblick auf sein Leben kräftig ausspricht, wie die weimarische Zeit vor Italien die Höhe seines Lebens darstelle, also nicht die dann folgende antike Epoche. Und einen eignen wehmüthig wohlthuenden Werth hat auch das so späte hohe Zeugniß vom Verdienst der Freundin um ihn, deren Erwähnung er in seinen Schriften, außer in den wenigen Liedern älterer Zeit, wo sie verdeckt als Lida erscheint, so sorgfältig aus dem Wege gieng. Und zwar gab er dies Zeugniß noch bei ihren Lebzeiten, sodaß es ihr gewiß auch noch zur Kenntniß kam und zu der schönen Versöhnung gehört, in der das merkwürdige Verhältniß Beider ausgieng, das ja von vornherein einen tragischen Keim enthielt.

Zur Überschrift möchte ich noch bemerken, daß der Gedanke darin, von dem Goethe öfter Gebrauch macht, im Grunde ein

Herderscher ist, ausgeführt z. B. in den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit im 6. Capitel des 5. Buches: „Der jetzige Zustand der Menschen ist wahrscheinlich das verbindende Mittelglied zweener Welten. Man weiß ja, wenn auch nicht so allgemein und weitgehend als recht wäre, wie tief Herders Gedankenwelt auf Goethes Denken wirkte, sodaß wir ihn uns geradezu neben Shakespeare und Frau von Stein mit gemeint denken könnten in den Worten: „euch verdank' ich, was ich bin".

5. Sesenheim, nicht Sessenheim.*)

Es ist ein wahrhaft verdrießliches Ding, daß für den lieben Dorfnamen im Elsaß, der jedem deutschen Herzen so theuer ist, neuerdings eine Unsicherheit in Bezug auf die Schreibung einreißen mußte, gerade in der Zeit, als das liebe Dorf wieder deutsch wurde.

Es war niemand anders als der Amtsnachfolger von Friderikens Vater, der Pfarrer Lucius, der zuerst in einem Aufsatze in der Gartenlaube 1871 Nr. 27 ff., nachher in einer besondern Schrift, Friederike Brion von Sessenheim, Straßb. 1877, der bei uns herkömmlichen Schreibung einen Stoß gab und Sessenheim verlangte. Das hat denn in der Literatur bald eifrige Nachfolge gefunden, an und für sich gar löblich und doch nicht richtig.

Der treffliche Pfarrer (der indeß verschieden ist) hatte allerdings auf seinem Standpunkt Recht, wie man ihm zugeben muß, wenn man seine Ausführung auf Seite 162 seiner Schrift nachlist. Denn „in den ältesten Urkunden des Dorfes, in seinen alten Bann- und Kirchenbüchern und officiellen Aktenstücken, wechselt — seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts — der Name nur zwischen Seßenheimb, Säßenheim und Sessenheim; in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts findet sich nur noch Sessenheim, und diese Schreibart ist denn auch die sämtlicher uns bekannten Documente der Brion'schen Familie. Goethe selbst — man übersieht es gewöhnlich — schreibt das einzige Mal, wo der Name des Dörfchens in seinen Briefen an Salzmann vorkommt, „Sessenheim" wie Jedermann im Jahre 1773: „Wenn Sie das Exemplar Berlichingen noch haben, so

*) Ebenda 4, 237 ff.

ſchicken Sies nach Seſſenheim unter Aufſchrift an Mſll.....", (Hirzels Junger Goethe 1, 385).

Aber die Form Seſenheim haben wir eben auch von Goethe aus Wahrheit und Dichtung im zehnten und elften Buch, zuerſt gedruckt 1812 und 1814, Aus meinem Leben, zweiter und dritter Theil, und die Form mit ihrer heutigen Ausſprache iſt bei Goethe weiter geſtützt durch eine Schreibung Seeſenheim vom Jahre 1823 (wiederholte Spiegelungen) in einem Briefe an Profeſſor Näke in Bonn. Da ſteht im erſten Druck, Ausgabe letzter Hand 49, 19, „um über die Nachrichten von Seeſenheim (die ihm Näke zugeſchickt hatte) meine Gedanken kürzlich auszuſprechen" u. ſ. w.

Ich äußerte mich damals, als die übrigens vortreffliche Schrift von Lucius erſchienen war, über die leidig auftauchende Frage in einem Aufſätzchen „Seſenheim oder Seſſenheim?" in Schnorrs Archiv für Literaturgeſchichte 8, 111 (1879). Ich kam damals zu dem Schluß, daß beide Formen richtig wären. Die erſte hat nämlich als Stütze die Schreibung im 16. Jahrhundert und rückwärts. Das Dorf erſcheint z. B. i. J. 1528 in einem ſog. Jahrſpruch der eilf Dörfer „im Ufriet" (d. i. oberen Riet), abgedruckt in J. Grimms Weisthümern 5, 492 ff. Da wird u. a. beſtimmt, man ſolle „das geſeige" der eilf Gemeinden, d. h. die Urmaße zum ſeigen oder eichen der Gemäße nach dem Gebrauch wieder gen Seſenheim in die Pfarrkirch legen (S. 498); und ſo öfter und immer nur in dieſer Form, S. 492—493, 494 (vergl. Truſenheim S. 496). Und noch weit älter iſt es glücklich einmal verzeichnet, im 8. Jahrh. in den von Zeuß herausgegebenen Traditiones Wizenburgenses 1. Bd. Nr. 55, und heißt da Sesinhaim, ſ. Förſtemanns Altd. Namenbuch 2, 1324.

So iſt denn **Seſenheim** ſicher das Alte und Richtige. Wenn ich auch Seſſenheim als daneben richtig dachte, ſo beruhte das auf der falſchen Annahme, daß es auch die Sprechform wäre. Das iſt es aber nicht, wie mir Pfarrer Lucius brieflich ſelbſt berichtigte. Ich hatte ihm nämlich von jenem Aufſätzchen einen Abzug geſchickt und in freundlich dankender Zuſchrift blieb er zwar ſachlich unberührt von meinen Ausführungen, machte aber die willkommene Angabe: „Die örtliche Ausſprache iſt jedoch nicht, wie Sie meinen, Seſſenheim, ſondern lang gedehnt **Säſem**, wie man hier zu Land ſagt Drüſem, Runtzem"; heißt doch auch Mannheim im Volks-

munde Mannem. Auch in der Straßburger Aussprache gilt die Länge, keine Kürze, sie ist **Sesene**, wie mir ein geborener Straßburger sagte. Damit ist aber die Frage philologisch entschieden, Sesinhaim im 8. Jahrh. und Sesenheim im 16. Jahrh. und Sæsem in der Gegenwart reichen sich ununterbrochen die Hand und Goethes Sesenheim tritt richtig in die Reihe ein. Er hat es auf alle Fälle so zuerst in Straßburg gehört, hat es selber so gesprochen, auch als er 1812 ff. und 1823 davon dictirte, so daß es seine Schreiber so hörten und wiedergaben. Wenn Goethe selber i. J. 1773 Sessenheim schrieb, so brauchte er da nicht die Sprechform, sondern die dem Auge und der Hand geläufige Canzleiform.

Denn aus der Canzlei stammt die Form, für die Lucius ficht, und steht im Gegensatz mit dem Leben wie so oft. Aber eigentlich auch nicht einmal das, denn die älteste Gestalt der Canzleiform, die er beibringt, Seßenheimb, meint gar nicht die Form Sessenheim, sondern eben Sesenheim. Man nahm in der Canzlei in der Zeit gern die Feder voll wie beim Sprechen (wenigstens im Schreibstil) den Mund; daher das breitspurige ß für das alte einfache s, das doch damit gemeint bleibt, wie auch das schwerfällige falsche -heimb, das doch sicher niemand gesprochen, wie es auch die Canzlei nicht fortgeführt hat. Es entspricht das auch ganz wol der Zeit, in der es nach Lucius zuerst auftritt, der Mitte des 17. Jahrh. Wenn nachher auch **Sessenheim** vorkommt, so ist damit immer noch nichts anderes als Sesenheim gemeint, denn es ist mit dem ss z. B. wie mit der Schreibung sassen für saßen, dermassen für dermaßen, was im 17. Jahrh. und noch im 18. zu finden ist.

Die deutsche Verwaltung hat also Recht gethan mit dem, was Lucius beklagte, daß sie mit dem Poststempel u. s. w. Goethes Sesenheim annahm, und auch die Literatur wird allein recht thun, wenn sie an dem Sesenheim des Lebens festhält oder dazu zurückkehrt.

6. Zu Klopstocks Ode: Der Hügel und der Hain.*)

In dieser Ode vom Jahre 1767 ist eine merkwürdige Stelle, die mehr Licht brauchen kann, als sie bisher hat. Der Dichter

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 4, 144.

als Vertreter der neueren Dichtung spricht mit dem Poeten, dem Vertreter der antiken Poesie und klagt schmerzlich um den Verlust der Sprache und der Dichtung der eigenen Vorfahren, die er Bardengesang nennt, wie die Vorfahren Celten. Aber er schließt da die Deutschen ein:

Auch meinem Vaterlande sangen Barden
Und ach! ihr Gesang ist nicht mehr!

Und da der Poet Zweifel an ihrem Werthe erhebt, erwidert der Dichter:

Die Helden kämpften! Ihr nanntet sie Götter und Titanen.
Wenn itzo die Aegis nicht klang, und die geworfenen Felsenlasten
Ruhten, und Jupiter der Gott mit dem Titan Enzeladus sprach,
So scholl in den Klüften des Pelion die Sprache des Bardengesangs!

Klopstock gibt zu den letzten Worten in den Anmerkungen zu den Oden in der Ausgabe letzter Hand vom Jahre 1798 die Erklärung „die celtische".

Was er aber eigentlich meinte, wäre uns deutlicher durch: die altgermanische oder urgermanische, denn Celtisch und Altgermanisch behandelten er und seine Zeit als im Grunde eins (aber i. J. 1798 vielleicht nicht mehr?), daher auch den Ossian als germanischen Homer, nur daß man dem Celtischen den Vorrang des Alters beilegte und darin eine Art Ursprache sah.

Das alles ist aber nicht phantastische Dichterei, sondern Wissenschaft, d. h. Wissenschaft der Zeit, ein Stück aus der Kindheit der deutschen und sprachvergleichenden Etymologie, die man in weiten Kreisen mit großem Ernst betrieb und die noch nicht genügend bekannt und erforscht ist, obwol sie es verdient, wie man sie denn hier in die Gedanken unserer Dichter eingreifen sieht. Was Klopstock eigentlich meinte, wird deutlicher z. B. aus Eckharts Geschichte der deutschen Etymologie vom Jahr 1711 oder wie sich das lateinische Buch nennt: J. G. Eccardi historia studii etymologici linguae germanicae hactenus impensi. Da ist im 2. Capitel, Seite 22, von dem Aufschwung aus alten Irrthümern die Rede, der durch die humanistischen Studien geschehen sei, wobei auch die nahe Verwandtschaft der deutschen

mit der griechiſchen Sprache erkannt wurde (von der z. B. Luther in den Tiſchreden mit Entſchiedenheit und Wärme ſpricht): et agnosci tum coepit arcta illa connexio Graeci et Germanici idiomatis, quae nos paulatim ad migrationes *Titanum* sive *Teutonum* in Graeciam antiquissimas deduxit.*)

Man war auf Schulen und Univerſitäten ſtolz auf dieſe Verwandtſchaft und fand in der Gleichſetzung von Titanen und Teutonen eine willkommene Stütze dafür. Auch Klopſtock wußte gewiß ſchon von Schulpforte her davon, und es mußte ihm beſonders werth ſein, da er bei ſeinem hohen Glauben an die Herrlichkeit der deutſchen Sprache und Dichtung nur in der griechiſchen eine gefährliche Nebenbuhlerin ſah.

Merkwürdig übrigens, daß man dabei der deutſchen Sprache vor der griechiſchen den Vorrang des Alters gab, ſie iſt die ältere Schweſter der griechiſchen Sprache.**) Daher bei **Voß** in der Weihe zur Ilias, V. 55 f., wo Homers Schatten den Dichter anſpricht und zu ſeinem Werke weiht:

Sohn der edleren Sprache Teutonia, die mit der jüngern
Schweſter Jonia gern auf thrakiſchen Bergen um Orpheus
Spielte, von einerlei Koſt der Nektartraube begeiſtert.

Klopſtock aber erſtreckt das auch auf die Dichtung, ſchon vor dem griechiſchen Geſang erklang herrlicher Bardenſang in deutſcher Sprache. In der gleich nach der oben angeführten folgenden Strophe ſagt der Dichter zum Poeten:

Ha du ſchwindelſt vor Stolz
An deinem jüngeren Lorbeer u. ſ. w.

Sehe man dem Trefflichen dieſe Selbſtüberhebung nach (die doch im Folgenden dort auch ihre tiefere Begründung erhält), wir hatten ja Jahrhunderte lang gar zu viel beſcheidene Selbſterniedrigung getrieben. Übrigens iſt Klopſtocks Meinung nicht einmal ganz ein Irrthum, ſeit dem 16. Jahrhundert hatte ſich vielmehr eine Ahnung herausgebildet, daß in verſunkener Vorzeit die deutſche Dichtung herrliche Blüthen getrieben habe, und die erwachende

*) Vergl. oben S. 17.

**) Bei Bödiker i. J. 1690 ſogar „eine Mutter der griechiſchen und lateiniſchen und aller europäiſchen Sprachen", ſ. oben S. 17.

deutsche Philologie, an der Klopstock eignen Antheil nahm, grub danach. Je weiter rückwärts es gelingt, Spuren der ältesten deutschen Dichtung zu finden, je mehr tritt uns da eine schöne Hoheit, eine kernige Erhabenheit, eine gediegene Einfalt entgegen, wie sie gerade Klopstocks eigenstes Ziel war. Ich kann mich wol auf den nicht lange erst gefundenen Spruch vom Brückenbau berufen, der in seinem Ursprung vielleicht noch dem 7. Jahrhundert angehört, und der in dem Aufsatz über Hola und den großen Christoph zur Sprache kam.

Ein nicht anerkannter Vers von Goethe.*)

In der Ilmenauer Landschaft, diesem schönen Stück deutscher Erde, das zugleich wie ein goethischer Lichtkreis geworden ist, in dem sein bestes Licht am reinsten leuchtet, lernte ich vor achtzehn Jahren einen goethischen Vers kennen, der nicht in den Werken steht. Da ist, Elgersburg näher als Ilmenau, ein kurzes, aber besonders schönes Bergthal, das Körnbachthal genannt, an dessen Mündung in die Aue auf einer Seite eine Felspartie ragt, zum Besteigen eingerichtet, von den Leuten dort als Goethefelsen bezeichnet, weil er ihn gern bestiegen habe, und auch in goldnen Buchstaben des Dichters Namen tragend, ihm gegenüber, auf der andern Seite der Thalmündung, eine malerische Mühle, eine sogenannte Massenmühle, worin Schwerspath zu Mehl vermahlen wird. Sie muß schon zur Zeit von Goethes letztem Besuche in Ilmenau im Jahre 1831 gestanden haben, denn in der von Mehlstaub bestiebten niedrigen Stube lag ein Fremdenbuch aus, das im Sommer 1831 mitten unter Besuchern aus Gotha, Rudolstadt u. dgl. den Namen Goethes zeigt, eigenhändig eingetragen, darunter sein Begleiter von Fritsch, mit dem Datum des 28. August.

Man fühlt sich da gleich in den Tagen, wo er vor der Unruhe seiner letzten Geburtstagsfeier in Weimar entwichen war in den Kreis hierher, der auch für ihn der schönste und reichste Lichtkreis seines Lebens war, um in diesem gleichsam in sich und

*) Grenzboten 1887 4, 80 ff.

für sich sein Testament zu machen, denn so etwas lag doch in seinen Gedanken, selbst als Grundgedanke. Man braucht nur, um ihm das nachzufühlen, an seinen Abschiedsbesuch auf dem Gickelhahn zu denken, wie er da vor der berühmten Bleistiftschrift in dem Bretterhäuschen deren Worte laut ablas unter quellenden Thränen und hinzufügte: „Ja, warte nur, balde ruhest du auch." Das ist am 27. August gewesen, also am Tage vorher, und hat gewiß in ihm nachgeklungen als Grundstimmung, die sich in ihm nach seiner Art weiter ausarbeiten und am Geburtstage selber, dem entscheidenden Tage, sich nach seiner Art aussprechen mußte, daß ers „los wurde".

Da ist nun in jener Mühle, die er am 28. August besuchte, neben dem Blatte mit jener Namenliste ein Blatt eingefügt, das nur die Verse trägt, freilich nicht von Goethes Hand, auch nicht von der seines Begleiters:

Lange hab ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach:
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.

Und so lang du das nicht hast,
Dieses Stirb und werde!
Bist du nur ein müder Gast
Auf der dunkeln Erde.

Ich war nicht wenig überrascht, hatte nie davon gehört oder gelesen, wie denn noch in Düntzers Leben Goethes, wo die sichern Data so sorgfältig gesammelt sind, von dem Besuch in dieser Mühle nichts steht. Verdrießlich war, daß das nicht auch in Goethes Hand dastand. Auf Befragen hörte man in der Mühle, das ursprüngliche Blatt mit des Dichters Handschrift sei einmal gestohlen worden, seitdem werde das Buch nicht mehr aus dem Hause hinausgegeben etwa auf den Rasen draußen, der zum Lagern so einladende Stellen hat, aber der vorige Besitzer der Mühle habe das Blatt so ersetzen lassen. Man sieht es der schönen Handschrift an, daß der Schreiber mit der allerbesten Mühe, mit vollem Gefühl der Wichtigkeit gearbeitet hat. Ein Fälscher hätte sich wol auch noch vollends die Mühe genommen, des Dichters Handschrift nachzuahmen.

Die Verse beschäftigten mich, zumal in der Muße der Sommerfrische, Tage lang nachher und ließen mich nicht los. Der zweite Vers kam mir nicht neu vor, er fand sich dann im Divan (in dem Gedichte „selige Sehnsucht" im ersten Buche), der erste aber klang mir durchaus neu. Aber echt wurde er mir mehr und mehr nach Gehalt und Fassung: das konnte nur aus Goethes Geiste kommen! Auch ein Freund urtheilte entschieden so, dem ich zuerst davon sagen konnte und der, zwar kein Gelehrter, doch berufsmäßig tief in Goethe lebt. Er wies auch auf das „gab ich", nicht „geb ich" hin als echt goethisch, es entspricht der Richtung, die sich in Goethes Denken etwa von seinem sechzigsten Jahre an geltend machte und immer entschiedener ausbildete, sich selbst, sein Wesen und Thun zugleich im geschichtlichen Gesichtspunkte zu fassen, um es rein zu übersehen. Als ich aber dann Gelegenheit hatte, im Bereich der Goethegemeinde deshalb an einer Thür anzuklopfen, wo man auf die beste Auskunft hoffen durfte, da kam ich gar nicht an damit, es fiel ein Wort von theologischer Fälschung, auch mit Berufung auf eine andere Stimme von gelehrtestem Klange. Doch hatte ich dabei den Eindruck, daß das nicht aus wirklicher Prüfung kam, sondern aus ganz flüchtiger Kenntniß bei abgeneigter Gesinnung gegen den Inhalt, der zu ungoethisch erschien. So lief die Frage auf das Verhältniß Goethes zu christlichen Gedanken hinaus, genauer zunächst darauf, was man in der sogenannten Goethegemeinde, die doch den Schatz goethischer Gedanken am reinsten und tiefsten heben und verwalten soll, darüber dachte, und gerade das beschäftigte mich ohnehin schon auf das Lebhafteste.

Da kam eine neue Wendung hinein, als ich einem theologischen Freunde, einem feinen Goethekenner, davon sagte, der die Verse gar wol kannte, zwar nicht aus jener Mühle, aber aus zwei theologischen Werken. Sie stehen schon in den dreißiger Jahren gedruckt bei K. A. Rütenick, der christliche Glaube u. s. w. (Berlin, 1834), S. 197, und bei Leonhard Usteri, Entwicklung des paulinischen Lehrbegriffes, vierte Auflage (Zürich, 1832), S. 227, leider ohne Angabe einer Quelle, als wären sie wohlbekannt, aber nur beiläufig, ganz ohne besonders darauf gelegtes Gewicht, in einer Anmerkung beigebracht. Aus jenem Fremdenbuche können sie nicht wol stammen, weil der zweite Vers eine

Abweichung zeigt, für „müder Gast" dort heißt es hier „trüber Gast", d. h. wie im Divan. Volle Verlegenheit vom philologischen Standpunkte, für die ich auch keinen Rath weiß, wenn man sich nicht in den Nebel leicht ausgeklügelter Möglichkeiten wagen mag.

Aber die Fälschungsfrage. Da muß man doch den Möglichkeiten nachgehen, um, da Sicherheit abgeht, der Wahrscheinlichkeit näher zu kommen. Können die Theologen die Fälscher sein oder doch Usteri? Doch nicht auch für das Fremdenbuch? Man müßte da wol gar zwei Fälscher annehmen, die so wunderbar überein getroffen wären, oder der im Fremdenbuch müßte Usteris Fälschung nur unsicher im Gedächtniß gehabt haben, aber in der Hauptsache, dem ersten Verse, doch wieder so sicher. Aber es schwindelt einem schon in diesem Nebel, wo Alles verfließt, es ist höchstens eine nützliche Schulübung, um die Phantasie einmal frei spazieren gehen zu lassen. Aber das ist in dem Nebel doch wol jeder Phantasie zugänglich: welch wunderlicher Kauz müßte der Fälscher gewesen sein, der sich für seine kleine oder große Teufelei jene versteckte Stelle ausgesucht hätte, wo sie denn auch hübsch versteckt geblieben ist für die Wissenschaft, auf die sie berechnet war! Und anderseits was für ein Genie, das so in Goethes Art zu denken und zu dichten vermochte, und wieder was für ein wirklich infamer Schlaukopf, der einen echten Vers glücklich zur Hand hatte und damit seinen gefälschten so zusammenschweißte, um diesen unter der echten Flagge in die goethische Weltanschauung einzuschmuggeln, auf das Gerathewol hin, daß doch einmal ein Goetheforscher ihn da entdeckte, sich leimen ließe und dem gebildeten Bewußtsein einverleibte, wozu? um dieses um ein klein wenig religiöser zu färben durch Goethes Einfluß! Wer aus diesem Nebel nicht unwillig oder lachend umkehrt, den beneide ich um seine — Gläubigkeit, sein Selbstvertrauen. Und dabei müßte der Fälscher die Leute in der Mühle so künstlich gestempelt oder bestochen haben, daß sie verschwiegen, was sie merken mußten, und dafür die Mähr von dem Raube annahmen.

Und jener letzte Zweck der Fälschung, doch wol der einzig denkbare, wie wunderlich verfehlt wäre er, wie unnütz und gedankenlos der Versuch bei allem Geiste, der da spricht, da der dazu geschweißte echte Vers um vieles mehr dem anzunehmenden

Zwecke entspricht. Dieser Vers mit dem „Stirb und werde!“ war dafür gerade genug, wenn es darauf ankam, Goethen so heimlich zu einem Christen zu machen, um damit das deutsche Christenthum selbst aufzubessern, d. h. wenn er selbst auch unecht wäre. Aber christlich gedacht im engern Sinne ist das Ganze auch gar nicht, der erste Vers am wenigsten; der kommt aus naturwissenschaftlichem oder naturphilosophischem Denken, oder wie man Goethes Naturdenken sonst bezeichnen will. Und wenn der Gedanke mit einem paulinischen in der Hauptsache zusammenfällt: „Ob unser äußerlicher Mensch verwesет, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert“ (2. Kor. 4, 16), und Goethe eben auch daran dachte, so nähme das seiner Äußerung nichts von ihrer Selbständigkeit. Für ihn war es nun etwas Selbsterfahrenes, Selbsterlebtes, Selbstempfundenes und damit erst als gewiß gegeben.

Jenen Möglichkeiten aber, die aus Nebel in nichtige Finsterniß führen, steht eine gegenüber, die wol als Lichtschein gelten kann. Die Inschrift auf dem Gickelhahn ist einmal einem Raubanfalle ausgesetzt gewesen. Davon zeugte ein tiefer Messerschnitt in das Brett, dicht über den Versen, den man noch auf der Photographie sehen kann, die nun von dem dem Feuer verfallenen kostbaren Denkmal allein übrig ist. Der Thäter — wird in der Gegend erzählt — wäre von einem Forstmanne ertappt und auch gleich mit Fäusten gehörig ausgezahlt worden. Da hat man denn einen solchen Sammler mit tigerartiger Sammelwuth in der Gegend, der den goethischen Lebenskreis dort doch wol ordentlich abgegrast hat und das Blatt in der Mühle ohne Schläge erworben haben kann, wo ja von dem Raub erzählt wird.

Und auch für das Erscheinen des Verses bei den genannten Theologen dämmert eine Möglichkeit der Erklärung. Wenn der alte Hofgärtner Sckell auf Dornburg von Goethe erzählte, den er im Jahre 1828 dort Wochen lang bedient und gepflegt hatte, erwähnte er auch wiederholten Besuch von Studenten, darunter auch ausdrücklich von mehreren Theologen, die einmal stundenlang bei dem Dichter gewesen wären. Es war die Blüthezeit der Stammbücher, die man auch auf Reisen mitnahm, besonders auch Studenten. Hätte etwa Goethe, der damals mit Stammbüchern genug heimgesucht wurde, bei solcher Gelegenheit einem

Theologen die Verse zum Denkmal eingeschrieben? Usteris Buch ist Schleiermacher gewidmet, er hat also wol in Berlin studirt und kann die Verse dort in Theologenkreisen erfahren haben, denen das Bekenntniß des Dichters begreiflich von besonderem Werthe sein mußte.

Gerade in die Dornburger Zeit würde der erste Vers seiner Stimmung nach ganz gut passen, denn der Dichter war dorthin entwichen, um sich mit dem plötzlichen Verluste seines Karl August innerlich abzufinden, sich in seiner Erschütterung zurecht zu finden. Sckells schlichte und ungefärbte Erzählungen ließen deutlich sehen und fühlen, wie er da neben den zur Beruhigung getriebenen Naturstudien mit seinem Denken und Empfinden auch in das Jenseits hinübergriff und sein Weiterleben mit Sicherheit dorthin verlegte, wenn er z. B. beim Abschiede den ihm liebgewordenen Mann fragte, ob sie sich denn nicht bald in Weimar einmal wiedersähen, und als Sckell das für unwahrscheinlich erklärte, mit gelüfteter Mütze nach oben blickend gesagt hat: Nun also da oben! Aber der Vers kann älter sein, schon im Divan zeigt sich ein Gedankenkreis, in dem er Platz fände. Steht doch dort der Vers mit dem „Stirb und werde", der mit seiner düstern Färbung weit eher dem Verdachte der Fälschung verfallen müßte, wenn es möglich wäre. Und dort steht auch, unter der Überschrift Talismane im ersten Buche, ein Spruch:

Ob ich Ird'sches denk' und sinne,
Das gereicht zu höherem Gewinne.
Mit dem Staube nicht der Geist zerstoben,
Dringet in sich selbst gedrängt nach oben.

Goethe sich vor sich selbst rechtfertigend darum, daß er Irdisches dachte und sann, wie ungoethisch! wenn man z. B. nur an die römischen Elegien denkt, um anderes in dieser Richtung Gehendes nicht zu erwähnen, mit dessen Aufgeben gar Manche den rechten Goethe oder wenigstens ein Stück seines Centrums zu verlieren meinen würden. Und das Irdische ist sicher im Gegensatz zum Oben gedacht, beide wie entgegengesetzte Enden ein und derselben Bewegung, der Bewegung des Ichs zu seinem Ziele. Das Irdische ist dem Zerstieben preisgegeben, was in der Hauptsache eins ist mit dem Zerstäuben dort, im Anschluß an das längst

geläufige Stäubchen für Atom oder Staubkorn, wie Herder sagt (Ideen 2, S. 172). Im zweiten Gliede des Verses aber ist das Irdische von der Anwendung auf das Äußere, Weltliche deutlich herübergenommen auf das irdische Nächste, Eigne, auf sein Leibliches, vom Makrokosmus auf den Mikrokosmus, er dachte schon dabei zugleich an sein Sterben, nicht bloß an das höhere Streben im Leben selber. Denn der Geist „in sich gedrängt" ist eigentlich gemeint, wie in der von Goethe angeführten Äußerung der Madame Roland, die zum Tode gieng (Sprüche in Prosa Nr. 341), der „gefaßte" Geist, d. h. der in sich selbst gefaßte, vom Leibe gelöst oder sich eben lösend. Hier ist er aber zugleich deutlicher in ein Bild gefaßt, wie es Goethe auch für abstracte Dinge brauchte, aus seinem naturphilosophischen Denken heraus d. h. als Flamme, die zugespitzt nach oben dringt aus der Zerstörung heraus.

So also schon im Divan, in den zwanziger Jahren, wie soll da der Vers von 1831 ungoethisch sein können oder müssen? Er muß aber, wie gesagt, älter sein. Die zwei letzten Verse des Gedichtes „Selige Sehnsucht" sind, wie schon bemerkt, Nachträge zu den drei ersten, als solche erkennbar an dem jedesmal andern Strophenbau, und unser Vers ist ein dritter Nachtrag, den er einmal dem mit dem „Stirb und werde!" als andere, näher liegende Unterlage vorausschickte, wieder mit anderm Bau, während als solche im Divan ein Vers vom Schmetterlinge dient, der die Flamme sucht, wobei eine Art Sprung des Gedankens wol auffallen kann. Das Divangedicht wuchs so in seinen Gedanken weiter, von verschiedenen Gelegenheiten seiner inneren Erfahrung veranlaßt.

Wenn sich Niemand den Goethe des Lebens wird rauben lassen wollen, der im Gegensatz zu der vorherigen Weltflucht (von der er doch auch noch genug angewandelt wurde) sich mit festen Füßen auf diese Erde stellt, um sie aus dem alten Jammerthal in ein Lebensthal umsetzen zu helfen, so darf man doch darüber den weiter strebenden Goethe nicht wegwerfen wollen, der schon früh aus diesem Thal mit seiner sauern Arbeit von Zeit zu Zeit auf die Höhen stieg, um da in großem Überblick über das Ganze einmal sich selbst und Gott und der ewigen Idee der Menschheit näher zu sein, als es in dem Ringen hienieden

möglich ist. Und wenn er sich in alten Jahren immer mehr diese Höhen des heiteren Überblickes noch weiter erhöhte bis in den Äther hinein, so spricht auch da aus ihm der Goethe der eigensten Erfahrung, der zuletzt nur sich selbst und dem eignen Erleben vertraute. Auch das ist keine Lebensflucht, ja keine Weltflucht, wenn man nur die Welt höher faßt, er suchte aber auch im Sterben das Leben, ein höheres, helleres, größeres, das dem erhöhten Ich nun Bedürfniß wurde. Ihm waren das Diesseits und das Jenseits auch nicht auseinander gerissene verschiedene Welten, nur eine Schwelle zwischen beiden, der Tod als Übergang. Aber auch diesen Übergang strebte er in seinem Fühlen schon früh los zu werden, z. B. in dem Leipziger Gedichte „Wahrer Genuß", der da noch ganz in der Liebe gesucht wird, am Schlusse:

Der Tod führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und du fühlst keinen Übergang.*)

Deutsche Prophezeiungen über sieben Jahrhunderte hin.**)

Prophezeien, Prophetenthum, Dinge, ohne die in alter Zeit die Völker für ihr höheres Leben gar nicht auskommen konnten, nun aber auch vom Lichte der Aufklärung in die Rumpelkammer verwiesen, obwol mehr scheinbar als wirklich. Auch unsere Geschichte ist voll von Prophezeien, das oft zugleich, wie bei den Propheten des alten Testaments, die Form des Strafens und Mahnens annimmt, um die Geister und Herzen auf die rechte Bahn zu lenken, zu treiben oder zu locken. Und immer handelt

*) Inzwischen ist der fragliche Vers nun doch über die Schwelle in Goethes Schriften hinüber genommen worden, wenigstens als fraglich, in Burdachs Ausgabe des Divan im 6. Bande der Weimarischen Goetheausgabe in den Anmerkungen S. 373, vgl. 353, zugleich mit Ergänzung und Berichtigung der Angaben, die mir zu Gebote standen.

**) Grenzboten 1888 3, 13 ff.

sichs dabei wesentlich um den einen Punkt, von dem wir heute sagen dürfen, daß er erreicht ist, denn der Kern des alten Prophezeiens ist doch nun eingetroffen. Es reizte mich, Einiges zusammenzustellen, das ich eben zur Hand habe und das gerade reichen wird, diese fröhliche Thatsache ermuthigend ins Licht zu rücken.

Der schwache Punkt im Gefüge des Reiches, um den sichs im Grunde im Laufe der langen Jahrhunderte hinter uns gehandelt hat, wird schon früh im dreizehnten Jahrhundert mit aller Klarheit und Schärfe bezeichnet, mit bangem Vorausſagen der zerstörenden Wirkung, in einem Spruche **Freidanks** (73, 8):

der vürsten ebenhêre
stœrt noch des rîches êre;

d. h. daß die Fürsten einander, auch den Kaiser eingerechnet, eben hêr, gleich hochgestellt sind oder zu sein in Anspruch nehmen. Ich weiß noch, wie mir zu Muthe wurde, als ich den Spruch zuerst las, nach dem traurig fehlgeschlagenen Frankfurter Versuche, die Kaisergewalt wieder herzustellen als Schutzdach für das Reich in neuem Aufbau oder Ausbau: wie weh wurde einem bei diesem prophetischen Blicke, der, über 600 Jahre alt, nun vor uns so bewährt erschien! Und wie anders, wie ruhig liſt man die Worte jetzt! Es ist ja eigentlich der altgermanische Grundgedanke von der Stellung des Königs unter seinen Fürsten, daß er primus inter pares sei, was sich im alten Frankreich ausgesprochen fortsetzte in den pairs, in England noch jetzt in den peers. Aber wie viel guten Willen, welch gesunden Sinn, welche hingebende Treue setzte dieß scharf zugespitzte Verhältniß voraus: Gleiche, die wol Einen als Ersten anerkennen, weil ihnen der allein ihre Gemeinschaft und Einheit sichert, der aber selbst doch auch zugleich noch ihnen gleich sein soll! In Frankreich trug von den Begriffen, die da in so überkünstlichem Gleichgewicht gaukeln, das primus den Sieg davon, bei uns das pares, und damit kam das Ganze auf den Weg der Auflösung, wie mans also schon im dreizehnten Jahrhundert sah und gewiß unter den Leuten besprach. Das Ende der Richtung war die sogenannte Souveränität der Fürsten, von der nach 1850 wieder so viel und nachdrücklich die Rede war, daß einem dabei um das

alte liebe große ganze eine Vaterland, das uns endlich einmal vor den Händen hingeschwebt war, wie ein Schmetterling, nach dem der Knabe hascht, nun doppelt angst und bange wurde. Jetzt, seit 1870, hört man eignerweise nicht mehr reden von dem französischen Begriff und Wort, und wer verliert dabei? Ist es doch, als wäre das uralte primus inter pares mit seinem guten und gesunden Kern nun auch glücklich hergestellt zum Heile des Ganzen und der Einzelnen.

Unsern Vätern aber ist über ein halbes Jahrtausend lang auferlegt gewesen, das Reich verfallen zu sehen, wie es dort Freidank schon voraussagte. Wie hundert Jahre nach ihm der prophetische Blick in die deutsche Gegenwart und Zukunft sah, zeigt ein Gedicht aus den zwanziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts, dann oft erweitert und erneuert, später auch gedruckt; es nennt sich **Sibyllen Weissagung**, eine literarische Form des Prophetenthums, die aus dem Alterthum ins Mittelalter herüber wirkte.*) Die alte Sibylle wird da vorgestellt als dem Kaiser Augustus, also am Anfang des römischen Reiches, dessen Geschicke vorhersagend bis ans Ende, das man sich in der Beklommenheit der Zeiten recht nahe dachte, in Anknüpfung an die biblische Voraussage des jüngsten Gerichts, das tausend Jahre nach Christo kommen sollte, und als es da doch nicht kam, nur hinausgeschoben, aber nahe bevorstehend gedacht wurde. So führt die Sibylle auch die letzten Kaiser und Könige vor, die der Zeit des Dichters im Bewußtsein waren, mit der Angabe, unter ihnen würde rœmesch rich geswecht von jar zu jar: man sah es ja so vor sich, das römische Reich aber war aus alter Zeit her, aus Karls des Großen Zeit her gedacht als die Grundlage, das Grundgefüge aller Ordnung in der Christenheit, d. h. zugleich der Culturwelt, der Welt überhaupt. So düster sah es da aus in den Geistern, die sich zu einem Überblick auf das Ganze erhoben! Und die große Zeit des zwölften Jahrhunderts, wenigstens eine Zeit mächtigen Aufstrebens, um die alte Idee des Reiches kräftig zu verwirklichen, war noch deutlich genug im Gefühl, wenn auch im geschichtlichen Bewußtsein seltsam getrübt, denn an Stelle

*) Genaueres bei Fr. Vogt, über Sibyllen Weissagung, in Paul und Braunes Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 4, 48 ff.

unserer Geschichte stand damals noch wesentlich die Sage von Mund zu Mund, wie sie jetzt noch z. B. bei unseren Bauern auch waltet.

Aus der großen Zeit war dem höheren Bewußtsein oder Gefühl ein Name als Stern geblieben, der gleichsam am Gedankenhimmel stehen blieb und da aus einem Stern der Vergangenheit von selbst nun ein Stern der Zukunft ward, der Leitstern im Wogensturme der Zeit: der Name Friedrich, mit seinem Klang und Gehalt zugleich auf das deutend, wonach die Zeit des furchtbar kämpfenden Wirrwarrs am heißesten lechzte, auf Frieden, und dabei mit biblischem Hintergrunde in dem Friedefürsten, princeps pacis Jes. 9, 6. Aber nicht, in klarer Bestimmtheit, Friedrich der Rothbart, der in unserer Kyffhäusersage erst in der neueren, gleichfalls prophetischen Dichtung so bestimmt eingesetzt worden ist, sondern eine Gestalt, die sich aus Friedrich dem Ersten und dem Zweiten im Volksbewußtsein von selbst gebildet hatte, ein Friedrich schlechthin als Stern der Hoffnung, als Held von höchster Kraft und Weisheit, der wiederkommen müsse und werde, als deutscher Held schlechthin. In einer lateinischen prophecia Sibyllae aus der Zeit Karls des Vierten (bei Vogt a. a. O. S. 86) heißt es von Friedrich, in dem aber schon da die beiden Friedriche vermischt erscheinen: hic divitiis et gloria praeeminet et similis sui non erit diu, seines Gleichen an Macht und Glanz wird lange nicht wiederkommen. Aber wenn er einmal möglich gewesen ist, muß er auch wieder möglich sein, das mußte der Gedanke sein. Dazu kam der alte Glaube, daß rechte Helden, wie sie die Völker brauchen, nicht sterben, wie andere Sterbliche, sondern nur der Alltagswelt entrückt werden, um wiederzukehren als Retter, wenn ihre Zeit gekommen ist. Also auch der unentbehrliche Friedrich konnte, mußte wiederkommen.

Und welche Aufgabe wurde ihm dafür gestellt! Nicht bloß, wie wirs aus der Kyffhäusersage kennen, Deutschland in Ordnung zu bringen, sondern die ganze Christenheit, die ganze Welt. Er sollte nach der Weissagung der Sibylle der letzte Kaiser sein vor dem Weltende oder der neuen Weltordnung, sollte mit gewaltiger Heeresmacht ausziehen, endlich das heilige Grab zu gewinnen, denn das nur konnte der Mittelpunkt der vollendeten Christenwelt sein. Dort sollte er großes Gericht halten (denn das war

aus alter Zeit her der Kern der Königsgewalt), Gericht als eine Art Vorspiel des jüngsten Gerichts. Das aber erscheint vorgestellt in altgermanischer Form, er würde, hieß es, seinen Schild an einen dürren Baum henken, d. h. den altgermanischen Gerichtsbaum, der zugleich heilig war als Wohnstätte der Gottheit und heiliger Mittelpunkt des Volksgebietes, der denn auch hier zugleich in eins gesetzt wurde mit dem Baume, an dem Christus hatte den Tod für die Menschheit erleiden müssen, und mit dem Baume im Paradiese, der zum Sündenfall den Anlaß gab. Dann aber sollte der Baum wieder grünen, als Zeichen eines neuen, großen Lebens gedacht, und alles sollte gut werden auf Erden: eine wunderbar überschwängliche Vorstellungsmasse, aber mit einer großartigen, tiefsinnigen Einheit, gerade so, wie sie die aufgeregte, ja angstgequälte Geisteswelt, wie sie damals war, eben brauchte, um ihr aus der Zukunfts- und Ideenwelt Ruhe und Muth zu geben. Der wunderbare Baum liegt uns ja noch nahe in der Sage vom Birnbaum auf dem Walferfelde am Untersberg, der ein heimischer Ableger jenes Weltgerichtsbaumes ist, einer Sage, die auch in unserer kritischen Zeit doch durchaus noch mit Achtung angesehen wird, wie die Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser auch; sie prägen sich in der Jugend mit so reicher, schöner, tiefer Ahnung ein, daß sie auch im Mannesalter noch im Gemüthe Stand halten vor dem nüchtern kritischen Denken oder Spotten.

Solch ein Ungeheures erwartete man also, und nicht in Deutschland bloß, von dem deutschen Helden der Zukunft, von dem Friedrich. Frieden und Einheit unter den Völkern sollte er herstellen, dabei einen Glauben über die Welt, im Christenthum aber auch Versöhnung zwischen Klerus und Laien, die so nöthig war nach den schlimmen Störungen durch die langen, erbitterten Kämpfe zwischen Kaiser und Papst. Es weht einen eigen an, wenn man in der Weissagung folgendes liest und dabei unwillkürlich an heutige Verhältnisse denkt:

die pfaffen, die da sint vertriben
und sint bliben (bis) uf die zit leben,
den wirt ir wirdikeit wider geben,
das volk gewinnet si aber (wieder) lieb und wert,
ieder man ir leren und ir bredigen begert.

So rettete die Prophezeiung die Geister aus schwerster Beklemmung durch ein kühnes Aufschwingen hoch über das Elend des Augenblickes hinaus; ein Vorschauen von innen heraus zeigte der Zeit das Bild der Welt, wie sie sein sollte, werden mußte, gleichsam in die Wolken gemalt mit Gold und Silber und Morgenroth. Das Nachwirken dieser Prophezeiung aus dem vierzehnten Jahrhundert ist bis ins siebzehnte zu erkennen, wo sie die Böhmen auf sich und ihren König Friedrich von der Pfalz, den sogenannten Winterkönig, anwandten, um sie in ihm erfüllt zu sehen (s. E. Weller, die Lieder des dreißigjährigen Krieges S. 34, 47, 104); wie vielen Tausenden sonst mag sie in schwerer Lage den sinkenden Muth, die erlahmende Kraft wiedergegeben haben, wie uns manchmal, zuweilen gerade in schlimmster Lage, ein schöner Traum ermuthigt und auch durch einen schweren Tag begleitet mit seiner Nachwirkung. Träume sind nicht bloß Schäume, sie können auch unser Bestes aus der Tiefe herauf holen, besser oft, als es das wache Bewußtsein fertig bringt. Und es gibt auch nationale Träume solcher Art, im Leben der Völker nicht zu missen. Propheten, Weise, Dichter malen oder legen sie aus, Staatsmänner, Fürsten, Helden führen sie aus, wenn die Zeit dazu kommt. Wir haben es ja erlebt im größten Stile an zwei Völkern in Europa, wir selbst darunter, und können nun wol auch auf alte Prophetenträume, wie dieser, der sich um den Namen Friedrich bildete, mit aller Achtung und Freude, ja Erbauung zurückblicken.

Um ein Jahrhundert später erscheinen Prophetenträume in anderer Form, der harten Wirklichkeit nüchtern näher, doch auch mit großem Ziel und Aufschwung. Die alte Gährung der Geister und der Verhältnisse in Reich und Kirche war zu einer Stärke gediehen, daß Alles nach einer tiefgreifenden Reform, einer reformatio, einer Neubildung rief oder schrie. In Kaiser Sigismund (richtiger Sigmund) fand die Bewegung einen Mann, der sie, an der rechten Stelle stehend, zu lenken beschloß, wenn er auch später davon zurückkam, und man kam ihm dabei mit einer Begeisterung entgegen, die das Beste versprach.

Auf dem Costnitzer Concil, wo er dem Kirchenschisma ein Ende machte, wurde er als der berufene Verjünger der alternden Welt, als neuer Moses gefeiert (F. von Bezold in den Göttinger

Gelehrten Anzeigen 1876 2, 1230). Und sofort rückte er damit in den Rahmen der über diesen Hoffnungen schwebenden, glänzenden Friedrichsgestalt ein, eine Kölner Chronik vom Jahre 1499 gibt geradezu an, er habe bei der Kaiserkrönung den Namen Friedrich erhalten (daselbst), auch die Gewinnung des heiligen Grabes prophezeite man ihm. Daß er dabei selbst an Sibyllen Weissagung dachte, wie alle Welt, und an seine Stellung dazu, ist bezeugt durch die merkwürdige Äußerung, er selbst zwar sei kein Friedrich, aber es werde ihm bald ein Kaiser Friedrich nachfolgen. Er meinte aber einen bestimmten Mann, einen Fürsten, den er schon in seine Nähe gezogen und mitten in die Reichsangelegenheiten versetzt hatte, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, aus dem Hohenzollernstamm, dem er die Brandenburger Mark mit der Kurwürde übergeben hatte, er erwartete von ihm die Vollendung des begonnenen Werkes der Neubildung des Reiches.*) So prophezeite der Kaiser selbst, auf den man die Prophezeiung bezog, über sich hinaus, aber auch in großer Zeitnähe. Eintreffen sollte es erst Jahrhunderte später, wirklich durch Friedriche aus dem Brandenburger Hause.

Die mit Sigmunds Auftreten aufgeregten Hoffnungen und Forderungen nahmen scharf ausgeprägte Gestalt an in einer Flugschrift, die geradezu unter dem Namen **Reformation des Kaisers Sigmund** geht, den man ihr schon im fünfzehnten Jahrhundert gab, obschon nicht der Verfasser selbst.**) Sie ist geschrieben vermuthlich im Jahre 1438 gleich nach des Kaisers Tode (Bezold a. a. O. 1226) und scheint gedacht als sein Testament an die Zeit, daß die großen Pläne zur Ausführung kämen. Er selbst tritt darin auf und berichtet von einem wachen Traum, den er zwischen Nacht und Morgen gehabt, wie eine Stimme ihn zu dem Werke berufen habe, der göttlichen Ordnung einen Weg zu bereiten, aber doch nur als „wegberaiter des, der nach dir komen sol" (S. 242). Dieser aber ist ein Priester, der Friedrich von Lantnaw genannt wird, d. h. Niemand als der

*) J. G. Droysen, Eberhard Windeck, in den Abhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 3, 172.

**) S. W. Böhm, Friedrich Reisers Reformation des Kaisers Sigmund. Leipzig, 1876, S. 159; die Schrift ist da gründlich behandelt, neu abgedruckt in kritischer Herstellung, auch der Verfasser ermittelt.

Verfasser selbst, Friedrich Reiser mit Namen, also auch ein Friedrich, wie der neue Markgraf von Brandenburg, aber ein Mann aus dem Volke. Er gibt aber an, der Kaiser habe mit ihm geredet, und zwar in Basel (S. 244), doch wol auf dem Concil, nennt sich auch seinen Rath (S. 171), und so viel Phantasterei in der Schrift des aufgeregten Geistes mit unterläuft, wäre das doch nicht anders, als wie man von Kaiser Maximilian weiß, daß er gelegentlich bedeutende Männer zu sich beschied, z. B. Kaisersberg, Murner, um ihre Meinung über die Zeitfragen zu hören. In Friedrich Reisers Schrift spricht neben aller Schwärmerei die Noth der Zeit, wie sie durch herangewachsene Mißverhältnisse, besonders auch den Mißbrauch der Gewalt von oben, fast allen Ständen auferlegt war. Die Prophezeiung nimmt zugleich die Form der Forderung an, der selbst die Drohung mit dem Schwert nicht fehlt, und greift so tief und umfassend in die Wirklichkeit herunter, daß z. B. außer gründlicher Änderung in dem Elend des Zoll-, Münz- und Geleitswesens auch die Herstellung guter Straßen für den Handel, die Bestellung wenigstens eines studirten Arztes in jeder Reichsstadt, die Aufhebung des Zunftwesens und der Leibeigenschaft gefordert werden. Man fühlt recht, wie es Zeit war, daß das Prophezeien aus den Wolken der Zukunft auf den verwüsteten Boden der Wirklichkeit herunterstieg, daß es aus tröstendem Vorschauen in Zugreifen und harte Arbeit übergieng. Freilich eine Arbeit von Jahrhunderten, mit der wir noch zu thun haben, so viel schon aufgeräumt ist und neu gebaut und gepflanzt wird.

Neben dieser Stimme aus dem Volke, aus dem gährenden Drange der Lage von unten erklingt in derselben Zeit in wesentlich gleicher Richtung eine Stimme aus der reinen Höhe des Geistes, aber aus großem Sinn und Herzen, auch von einem Priester, in der Schrift des **Nicolaus Cusanus**, d. h. von Cues (an der Mosel) de concordantia catholica vom Jahre 1433, d. h. von der gottgewollten und wiederherzustellenden allgemeinen Harmonie (er braucht auch das Wort harmonia) in und zwischen Kirche und Reich, von der alles Heil im Ganzen und Einzelnen abhänge. Die Schrift ist an den Kaiser gerichtet und an das zu Basel versammelte Concil, auf dem das Heilmittel für die aufs Höchste gestiegene Noth gefunden werden sollte; im dritten

der drei Bücher, das vom Reiche handelt, zeichnet der Verfasser, wie Bezold a. a. O. S. 1219 es ausdrückt, „großartig und prophetisch das Idealbild eines einheitlich organisirten, von Rom unabhängigen Deutschland, in dem sich eine starke Centralgewalt und eine ausgebildete Vertretung der Einzelstände das Gleichgewicht halten": von Rom unabhängig, denn der hochgestellte Priester, nachher auch Cardinal, ist zugleich ein ganzer, rechter Deutscher, dabei Gelehrter und Philosoph recht im guten, neuen Sinne, eine Leuchte seiner Zeit und des deutschen Geistes überhaupt, mit großem Blick auf das Ganze und scharfem Auge für das Einzelne. So übersieht er auch klar die verkommenen Zustände der Zeit, sieht aber mit demselben Blick darüber hinaus in einen Zustand, wie er sein könnte und werden müßte, und zeichnet sein Bild davon, groß wie ein rechter Philosoph und zugleich ins Einzelne hinein wie ein geübter Staatsmann und Geschäftsmann, man wird an Leibniz erinnert. Was er aber vor sich sah, wenn es weiter gienge wie bisher, erfährt man im 32. Capitel: Mortalis morbus imperium Germanicum invasit, cui nisi subito salutari antidoto subveniatur, mors indubie sequetur, et quaeretur imperium in Germania et non invenietur ibi et per consequens alieni capient loca nostra et dividentur inter nos, et sic alteri nationi subjiciemur. Dabei muß an die Franzosen gedacht sein, es ist, als wäre vorausgesehen, was durch Napoleon wahr werden sollte eine Zeit lang: das deutsche Reich (wohlbemerkt nicht das römische) dicht vor dem Untergange, wenn nicht ganz rasch Hülfe gefunden wird, ein anderes Volk wird uns unterwerfen, die Reichsgewalten an sich nehmen und sich herrschend unter uns vertheilen. Und noch ein anderer düsterer Vorblick im 30. Capitel, das von der reichsvergessenen Selbstsucht der Fürsten handelt, die die Kraft des Reiches zerpflücken (also wie bei Freidank oben im dreizehnten Jahrhundert) und unter einander hadernd auch sich selbst und die Glieder lähmen: Curantibus omnibus sua augmentare, imperio ad nihil tendente, quid sequitur nisi universorum destructio? Es fehlt dem Ganzen in der zunehmenden allgemeinen Reibung und Zersplitterung die potentia major conservativa et pacativa imperii, also „conservativ" schon hier, vielleicht neu; merkwürdig übrigens, was damals der Weise für das Reich verlangte und vermißte,

das ist nunmehr, fünftehalb Jahrhunderte später, das neue Reich, dem wir angehören, für Europa, die potentia conservativa et pacativa. Am Ende des Capitels aber klingt es dort düster prophezeiend für die Fürsten: Sicut principes imperium devorant, ita populares devorabunt principes, der gemeine Mann wird die Fürsten verschlingen, wie diese dem Reiche thun, also wie es dann in den Stürmen von unten durch den sogenannten Armen Konrad und die Bauernkriege wahr werden wollte, deren Sturmgeist man schon in der Schrift des Priesters Friedrich wehen fühlt. Aber die Bauern forderten ja auch eine Erneuerung und Wiederherstellung der zerstörten Reichsordnung und Reichsgewalt, eine gleiche Münze, gleiches Maß und Gewicht durch das Reich u. s. w.

Im sechszehnten Jahrhundert erhielt der Gang oder besser Stand der Dinge eine neue Wendung, die stockende Gährung fand eine bestimmte Richtung, in der die Kräfte sich zusammenfassen konnten zu nahem, hohem Ziele. Es weht eine Frühlingsluft durch die ersten Zeiten der Bewegung, mit der ein deutscher Mann, ein Mönch, nun fertig zu bringen schien, was die Concilien mit Kaisern und Päpsten nicht vermocht hatten, die Reformation, ein deutsches Christenthum, verjüngt aus der reinen Quelle des Evangeliums und der Wirkung des erweckten Gewissens. Und in derselben Zeit war auch ein Augenblick, wo die Reichsfrage gleichfalls auf neuen Fuß gestellt zu werden schien, indem man nach Maximilians Abscheiden die Reichsgewalt nach dem Lande verlegen wollte, das schon seit dem zur Neige gehenden Mittelalter sich wie zu einem neuen Kraft- und Schwerpunkte für die Zukunft des Reiches herausgebildet hatte, demselben Lande, von dem die religiöse Reformation ausgieng ins Reich. Es mußte wol dem Volke, vielleicht den Kurfürsten selbst nicht als Zufall erscheinen, daß es ein Friedrich war, dem sie im Jahre 1519 die Krone des Reiches anbieten konnten.

Luther selbst setzte den Namen seines Kurfürsten in Beziehung zu der alten Prophezeiung, obwol nur im religiösen Sinne, in der Schrift vom Mißbrauche der Messe vom Jahre 1522 (Jenaer Ausgabe der Schriften 2, 45b): „Ich hab oft in diesen Landen, als ich ein Kind war, ein Prophecey gehort, Kaiser Friderich würde das heilige Grab erlösen, und wie denn der

Propheceien art und natur ist, das sie ehe erfüllet, denn verstanden werden, so sehen sie allzeit anderswo hin, denn die wort für der Welt lauten. Also deucht mich auch, das diese Prophecey in diesem unserm Fürsten Friderichen zu Sachsen erfüllet sey. Denn was kunnen wir für ein ander heilig Grab verstehen, denn die heilige Schrift, darinnen die warheit Christi durch die Papisten getödtet, begraben gelegen u. s. w. Denn nach dem Grab, da der Herr in gelegen hat, welchs die Saracen inne haben, fragt Gott gleich so viel, als nach allen Küen von Schweiz." Der Fürst, heißt es weiter, sei doch in Frankfurt von den Kurfürsten einträchtiglich als Kaiser gewählt worden und wäre es, wenn er gewollt hätte; sich selbst aber denkt er, fragweise hingeworfen, als Engel bei dem Grabe, also als gottbestellten Hüter der evangelischen Wahrheit. Der Gedanke wurde in einem Liede verarbeitet, das sich „ein neuer Bergreye von der Sibilla weissagung" nennt (Uhlands Volkslieder Nr 353). Aber auch Luther selbst wurde als der rettende Friedrich aufgefaßt, man deutete den in Sigmunds Reformation prophezeiten Priester Friedrich auf ihn (Bezold a. a. O. S. 1221). Es hat etwas tief Rührendes, dies Festhalten an einem Hoffnungsfaden, einem Faden in einer Spinnewebe gleich, aber fortgesponnen in den Geistern an einem Namen, der alle Noth überleuchtete. Und die Hoffnung sollte ja nicht täuschen, wenn auch die Noth sich noch lange mit fortspann in wirrem Gewebe.

Von Luther selbst ist über Deutschlands politischen Stand eine Außerung glücklich aufgezeichnet, die gar nicht mittelalterlich mehr, sondern recht modern klingt, in seinen Tischreden (Frankfurt 1571 395b, Förstemanns Ausgabe 4, 662, auch in der Auswahl von Friedr. v. Schmidt, Leipzig, Reclam, S. 371): „Teutschland ist wie ein schöner weidlicher Hengst, der Futter und alles genug hat, was er bedarf, es fehlet ihm aber an einem Reuter. Gleich nun wie ein stark Pferd on einen Reuter, der es regiert, hin und wider in die irre lauft, also ist auch Teutschland mechtig genug von Sterke und Leuten, es mangelt ihm aber an einem guten Haupt und Regenten." Anwendung auf das, was wir nun über dreihundert Jahre später erlebt haben, ist auszusprechen nicht nöthig. Mir wars aber, als müßte Bismarck auf alle Fälle von Luthers Worten wissen, so hab ich mir denn einmal erlaubt, sie

ihm als Neujahrsgruß zuzuschicken. Von ihm selbst weiß man ein anklingendes Wort, in dem er aber, man könnte sagen bescheiden, Deutschland selber zum Reiter macht: „Setzen wir nur Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können."

Auch im siebzehnten Jahrhundert, in der Zeit des größten deutschen Elends, konnte das Prophezeien nicht fehlen; mitten in der entsetzlichen Ernüchterung gegenüber der Blüthezeit des vorherigen Jahrhunderts glich es mehr als je dem Brete, an das sich der Ertrinkende klammert, um über Wasser zu bleiben. Wenn es im sechszehnten Jahrhundert auf bestem Wege war, daß sich ganz Deutschland um die Stimme des Propheten sammelte, um zunächst die religiöse Reformation durchzusetzen, so gab eben diese nun den Anstoß dazu, daß die politischen Kräfte gegen und durch einander giengen in einem Kampfe der Vernichtung und Verwüstung, daß die altersehnte Reformation unter Mitwirkung des Auslandes zu einer allgemeinen Zerstörung zu werden drohte. Und doch blühte in derselben Zeit in der Literatur eine neue Geisteswelt auf, auch eine Reformation, die dann für die Gesamtreformation selbst die Führung übernehmen sollte.

Das patriotische Prophezeien erscheint groß und eigenartig bei Christoph von **Grimmelshausen**, mit eigenthümlicher Mischung von Ideen, die der Vergangenheit, und solchen, die der Zukunft zugekehrt sind, dabei in dem köstlichen Tone, der dem merkwürdigen Manne zu Gebote steht, jener Mischung von großem, ganzem Ernste, wie ihn die Zeite nährte, und freiem Humor, wie sie ihn in gesunden Geistern gerade auch wach rief, einem heiter in sich selbst ruhenden Sinne, der über die Greuel und Ängste der Zeit frei hinweg schwamm.

Diesen Ton zeigen gerade auch die beiden Capitel des Simplicissimus, die von dem deutschen Helden der Zukunft handeln, das vierte und fünfte des dritten Buches. Grimmelshausen braucht das feine Kunstmittel, das Traumbild von einem halb Irren ausgehen zu lassen, der sich für einen Gott hält, auf die Welt heruntergekommen, um nach ihrem Elende und der Abhilfe zu sehen. Simplex trifft ihn im Walde, mit sich selbst redend: „Ich will einmal die Welt strafen, es wolle mirs dann das große Numen

nicht zugeben"; er erkennt in ihm „einen Erzphantaſten, der ſich überſtudiret und ſonderlich in der Poeterey gewaltig verſtiegen (d. h. bis in den Olymp hinauf), dann da er bei mir ein wenig erwarmete, gab er ſich vor den Gott Jupiter aus." Es geht einen ſchwer an, die köſtliche Ausführung der Verhandlung zwiſchen beiden zuſammenzuſchneiden, die fortwährend zwiſchen tiefem Ernſte und heiterer Laune ſpielt. Jupiter verkündet: „Ich will einen Teutſchen Held erwecken, der ſoll alles mit der Schärfe des Schwertes vollenden; er wird alle verruchte Menſchen umbringen und die fromme erhalten und erhöhen": mit der Schärfe des Schwertes, das lag ja der blutigen Zeit nahe genug. Der Held erſcheint aber zugleich noch als der in Sibyllen Weiſſagung Verheißene, der das jüngſte Gericht einleiten oder vollziehen ſollte und damit die Erneuerung der Welt mit allgemeinem Frieden und Einigung im Glauben. Er heißt zwar nicht mehr Friedrich, wie auch vom heiligen Lande und dem wunderbaren Gerichtsbaume nun nicht mehr die Rede iſt, aber er iſt im Kern immer noch der Friedrich der alten Prophetenträume. Reif für das jüngſte Gericht wäre dieſe Welt, das iſt als Grimmelshauſens Stimmung hindurch erkennbar (kommen doch bei Goethe ähnliche Gedanken vor). Auf die Einwendung des Simplex, daß ja das wieder nur Krieg gebe, deſſen Greuel man genug habe, heißt es: „Ich will einen ſolchen Held ſchicken, der keinen Soldaten bedarf und doch die ganze Welt reformiren ſoll," reformiren, das Wort aus dem fünfzehnten Jahrhundert her. Der Held wird dann lange geſchildert als eine außen und innen glänzende Erſcheinung, als ein Gewaltiger an leiblichen und geiſtigen Gaben, daß einem wohl wird, ihn auch nur in Gedanken vor ſich zu ſehen. Er iſt auch mit einem wunderbaren Schwerte ausgerüſtet, das ihm Vulcan ſchmiedet und das ihm alle Beihilfe weiterer Gewalt überflüſſig macht, Jupiters Donnerkeil ähnlich, eine Erfindung, würdig der Romantiker oder der Propheten des vierzehnten Jahrhunderts. „Zu letzt wird er den größten Potentaten in der Welt befehlen und die Regierung über Meer und Erden ſo löblich anſtellen, daß beides, Götter und Menſchen, ein Wohlgefallen darob haben ſollen."

Denn auch das alte Bild vom römiſchen Weltreich in deutſcher Hand liegt noch dem Ganzen zu Grunde, es konnte nicht ſo bald

sterben, so groß war es. Es heißt ausdrücklich, da Simplex auf den Widerstand der gegebenen Verhältnisse verweist: „Die Könige in Engelland, Schweden und Dennemark werden, weil sie Teutschen Geblüts und Herkommens, der in Hispania, Frankreich und Portugall aber, weil die alte Teutschen selbige Länder hiebevor auch eingenommen und regieret haben, ihre Kronen von der Teutschen Nation aus freien Stücken zu Lehen empfangen, und alsdann wird wie zu Augusti Zeiten ein ewiger beständiger Friede zwischen allen Völkern in der ganzen Welt sein": ein wundersames Traumbild, zumal mit dem grausigen großen Kriege als Hintergrund, aber eben dieser trieb als Gegensatz dieß Traumbild heraus als Trost in den Wolken erscheinend. Daß auch in dem geträumten Verhältniß von Europa zu Deutschland ein ernster Kern enthalten ist, wird durch den Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit erkennbar. Man weidete sich damals, im Beginn des sprachvergleichenden geschichtlichen Denkens, an der Einheit der Sprachen und des Geblüts der germanischen Völker, man stärkte sich daran in dem mitten in allem Jammer neu aufsteigenden deutschen Selbstbewußtsein, und hier leuchtet aus der neuen Erkenntniß ein ahnender Gedanke auf: wenn diese Einheit das Ursprüngliche ist, muß sie wol auch wiederkommen in der Zeit der Vollendung, wo die deutsche Nation (denn diese ist gemeint, nicht das Kaiserthum) als Lehnsherrin von Europa Allen den ewigen Frieden verbürgen wird.

Der närrische Jupiter denkt aber auch an die harte Gegenwart und greift mit großen Zukunftsgedanken ein. Nach dem großen Gericht wird der teutsche Held „von jeder Stadt durch ganz Teutschland zween von den klügsten und gelehrtesten Männern zu sich nehmen, aus denselben ein Parlament machen, die Städte miteinander auf ewig vereinigen (von den Fürsten ist keine Rede), die Leibeigenschaften samt allen Zöllen, Accisen, Zinsen u. s. w. aufheben und solche Anstalten (Einrichtungen) machen, daß man von ... keiner Beschwerung beim Volk mehr wissen, sondern viel seliger als in den Elysischen Feldern leben wird." Ja Jupiter selbst will dann mit dem ganzen Chorus der Götter zu den Deutschen heruntersteigen, „mich unter ihren Weinstöcken und Feigenbäumen zu ergötzen", biblisch traumhaft gedacht. Auch an die Bewegung denkt er, in der damals und noch auf lange hin

die Geister ihren nächsten Hoffnungsstern glänzen sahen, an die durch Opitz angeregte. Da einmal die Götter in Deutschland sich ansiedeln werden (von denen ja die Dichter und Redner so viel sangen und redeten, die Maler malten u. s. w.), will er auch den Helicon nach Deutschland versetzen und die Musen von neuem darauf pflanzen, ein traumhafter Ausdruck für das Ziel, das man sich im Wetteifer mit den Italienern, Franzosen u. s. w. als höchstes gesteckt hatte: aus Deutschland ein neues Kunst-Griechenland zu machen, ein Ziel, das ja treibend und lockend gewirkt hat eigentlich bis es durch die Romantiker von einem andern abgelöst wurde.*) Köstlich ist zwischen Ernst und Spiel schwebend und gibt dem Gedanken doch seine beste Kraft, wenn Jupiter zusagt: „Die Griechische Sprache werde ich alsdann verschwören und nur Teutsch reden, und mit einem Wort mich so gut Teutsch erzeigen, daß ich ihnen auch endlich, wie vor diesem den Römern, die Beherrschung über die ganze Welt werde ankommen lassen", also Deutschland in der verjüngten seligen Welt als Griechenland und Rom in einem gedacht, die Königin an Bildung und Macht, alles Beste und Höchste, was die Welt gesehen, in ihm gesammelt und vertreten. Auch darin steckt mehr Ernst, als zunächst scheinen mag, war das doch auch das stille Strebeziel in Frankreich und auch in Italien. Ganzer Ernst aber steht hinter Jupiters Zusage, dann nur deutsch zu reden, das fließt aus dem Selbstgefühl, zu dem man sich, eben mitten in der Zeit, als die deutsche Sprache im Munde der alamodisch Gesinnten zu einem buntscheckigen Bettlersmantel wurde, an ihrem nähern Studium in der Studierstube erhöht hatte; der Fund oder Gedanke war ein Hauptanhalt für die beklemmten patriotischen Geister, daß die deutsche Sprache von allen lebenden Sprachen die herrlichste sei. Die Franzosen sonnten sich an dem Gedanken, auf ihre Sprache angewandt, und

*) Dieser Gedankenkreis gibt, beiläufig zu sagen, auch noch den Ilm-Athen, Pleiß-Athen, Isar-Athen, Gleim-Anakreon, Goethe-Apoll u. s. w., die uns nun doch bestaubt aussehen, ihren Hintergrund und rechte Beleuchtung. Im siebzehnten Jahrhundert wimmelt es von solchen Gleichsetzungen von Griechischem und Deutschem, mit einem Ernst behandelt, z. B. bis in die Literatur der Kochbücher hinein, der für uns ins Widerliche oder Spaßhafte übergeht, damals aber der Träger eines hebenden unentbehrlichen Gedankens war, ausgegangen von den Humanisten.

halb Europa ſtimmte bei, die Deutſchen rafften kämpfend und ringend daran ihren Muth auf für eine beſſere, große Zukunft. „Die deutſche Haupt- und Heldenſprache" war das ſtolze Stichwort der Zeit.

Simplex ſagt nichts zu der Verſetzung des Helicon in die deutſchen Grenzen, ſcheint alſo damit einverſtanden, wirft aber eine nüchterne politiſche Zwiſchenfrage ein: „Höchſter Jupiter, was werden aber Fürſten und Herren dazu ſagen, wann ſich der künftige Held unterſtehet, ihnen das Ihrige ſo unrechtmäßiger Weis abzunehmen und den Städten zu unterwerfen?" Damit iſt aber Jupiter raſch fertig. Darum wird ſich der Held wenig bekümmern; er wird die ſchlechten vertilgen, den andern die Wahl geben, im Lande zu bleiben oder nicht, aber „was bleibet und ſein Vaterland liebet, die werden leben müſſen, wie andre gemeine Leute" u. ſ. w. Alſo ein Aufräumen mit allen Fürſten und Herren, glücklich nur einem Narren in den Kopf und Mund gelegt, aber mit einem tiefernſten Hintergrunde, der ſchon im fünfzehnten Jahrhundert in jener Reformation des Kaiſers Sigmund, ja bei Nicolaus Cuſanus zu erkennen iſt. Vom deutſchen Kaiſer auch iſt gar nicht die Rede, der deutſche Held ſteht an ſeiner Stelle, wohl aber vom römiſchen, im alten Sinne. Der deutſche Held wird nämlich „Conſtantinopel in einem Tage einnehmen und allen Türken, die ſich nicht bekehren oder gehorſamen werden, die Köpfe vor den Hindern legen; daſelbſt wird er das Römiſche Kaiſertum wieder aufrichten und ſich dann wieder in Teutſchland begeben" u. ſ. w., alſo der römiſche Kaiſer nun aus Deutſchland hinaus und wieder nach Konſtantinopel geſetzt, um von da aus ſein von den Türken abgebrochenes Amt als chriſtliche Vormacht des Morgenlandes wieder anzutreten, ein Amt, das denn nunmehr der ruſſiſche Zar übernehmen will oder ſoll, während bei Grimmelshauſen von Rußland gar nicht die Rede iſt, das lag da noch über den europäiſchen Gedankenkreis hinaus.

Aber noch eins fehlt in dem Zukunftsbilde, das Wichtigſte, die Religionsfrage. Ihr iſt das fünfte Capitel gewidmet, ſie erfordert noch mehr traumhaften Aufſchwung, als das vierte Capitel brauchte, und wird eignerweiſe eingeleitet durch einen ſtarken Anlauf von Humor, ſelbſt bis in Derbheit hinein, als wollte ſich der Verfaſſer vor dem Leſer und ſich ſelbſt ſicher ſtellen, daß er

ſich des Träumens gar wohl bewußt war. Simplex rückt mit der Frage heraus: „Wie wird aber Teutſchland bei ſo unterſchiedlichen Religionen einen ſo langwierigen Frieden haben können? werden ſo unterſchiedliche Pfaffen nicht die Ihrige hetzen und wegen ihres Glaubens wiederum einen neuen Krieg über den andern anſpinnen?“ „O nein!“ ſagt Jupiter, „mein Held wird dieſer Sorge weislich vorkommen und vor allen Dingen alle Chriſtliche Religionen in der ganzen Welt mit einander vereinigen.“ Und da der Frager an das Wunder nicht glauben will, entwickelt Jupiter ſeinen Plan. Sein Held werde die nach dem Univerſalfrieden verſammelten geiſtlichen und weltlichen Häupter der chriſtlichen Völker und Kirchen durch einen „ſehr beweglichen Sermon“ dahin zu bringen wiſſen, „daß ſie von ſich ſelbſt eine allgemeine Vereinigung wünſchen“ und ſeiner „hohen Vernunft“ die Leitung des Werkes übergeben werden. Dann wird er „die allergeiſtreichſte, gelährteſte und frömmſte Theologos“ von allen Religionen zuſammenbringen, daß ſie in frei behaglichſter Lage die ſtreitigen Fragen behandeln und beilegen und „mit rechter Einhelligkeit die rechte, wahre, heilige und Chriſtliche Religion, der heiligen Schrift, der uralten Tradition und der probirten heiligen Väter Meinung gemäß ſchriftlich verfaſſen ſollen.“ Freilich wird ſich der Teufel (er heißt Pluto) dabei gewaltig hintern Ohren kratzen und ſeine ganze Macht dagegen loslaſſen, aber der Held wird, „ſo lang dieſes Concilium währet, in der ganzen Chriſtenheit alle Glocken läuten und das Chriſtliche Volk zum Gebet an das höchſte Numen unabläſſig anmahnen und um Sendung des Geiſtes der Wahrheit bitten laſſen.“ Alſo ſo ſpät noch einmal der alte Gedanke der Concilien, auch in der zu erzielenden Einhelligkeit, die allein die Wahrheit durch den heiligen Geiſt, der ja nur einer iſt, verbürgen kann, herzuſtellen auf Grundlage der heiligen Schrift und der echten Tradition, alſo mit verſöhnender Vereinigung der lutheriſchen und katholiſchen Grundſätze (vom Papſt iſt nicht die Rede), wie ſie dann im vollen Ernſt z. B. Leibniz anſtrebte. Ja aber eben dieſe Einhelligkeit! Der Held wird ſie im Nothfall erzwingen, ſie muß ja werden. „Wann er merken würde, daß ſich einer oder ander vom Plutone einnehmen läßt, ſo wird er die ganze Congregation wie in einem Conclave [d. h. bei der Papſtwahl] mit Hunger

quälen, und wann sie noch nicht daran wollen, ein so hohes Werk zu befördern, so wird er ihnen allen vom Hängen predigen oder ihnen sein wunderbarlich Schwert weisen" u. s. w. Mag man über den Einfall, der noch nach dem aufgeregten und erbitterten Geiste des Priesters im fünfzehnten Jahrhundert schmeckt, lachen oder sich ärgern, auf alle Fälle durfte ein Narr im siebzehnten Jahrhundert unter der Angst der Zeit und der Bitterkeit der Stimmung so träumen und damit mehr als Narr sein, der Kern des Traumes ist weder zum Lachen noch zum Ärgern, er war und bleibt wol träumenswerth. Was hier von dem Zwange des gottgesandten Helden erwartet wird, das kam im achtzehnten Jahrhundert doch in Gang durch den Zwang der Bildung und Sinneserhöhung und Ausweitung, die, darin zugleich echt christlich, allgemeine Menschenliebe als höchstes Wort leuchtend an den Gedankenhimmel setzte. Wie es jetzt auch damit anders steht, wo es für so viele wol noch eine Gedankenwelt, auch eine reichere als früher, aber keinen Gedankenhimmel drüber mehr gibt, man wird darauf doch zurückkommen, man wird eben auch müssen.

Neben Grimmelshausen muß aber auch **Leibniz** vorgeführt werden, der neben oder über ihm steht, wie im fünfzehnten Jahrhundert Nicolaus von Cues über Friedrich Reiser. Es ist wirklich, als ob sich das Verhältniß zwischen diesen beiden im siebzehnten Jahrhundert in jenen beiden wiederholte: der Mann aus dem Volke, der die schwere Noth der Zeit mitten aus ihr selbst heraus mit der Phantasie bezwingt, und der Mann des hohen Geistes, der die Noth aber auch mit großem Herzen voll empfindet und von der Höhe des Lebens rathend, mahnend, anweisend eingreift oder dazu thut, was er kann. War Nicolaus ein Priester durch die Weihe der Kirche, so erscheint Leibniz in seinem Thun und Denken als ein rechter Priester durch die Weihe des Geistes, dabei im Vaterlande wurzelnd mit allen Sinnen, wie der Coblenzer Priester. Das ist erst recht ans Licht gestellt worden durch das köstliche Buch von Edmund Pfleiderer, G. W. Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger, ein Lichtpunkt in Deutschlands trübster Zeit, Leipzig, 1870 (auf dem Titel könnte noch mit stehen: als Mensch). Wie Nicolaus in jener Denkschrift an das Baseler Concil, so arbeitet

Leibniz in Denkschriften, Briefen und sonst mit allen Mitteln an der Noth des Vaterlandes und der Zeit, ja an allen europäischen Fragen überhaupt, und zwar sein Leben lang, fast ein halbes Jahrhundert hindurch; es ist, als schwebte er über dem Chaos wie ein schaffender Geist, alles sehend, tief ins Einzelne eindringend mit scharfem Blick und zugleich aus der Höhe, aus der Idee und aus der Geschichte genommen das leuchtende Bild zeigend, wie Deutschland sein und wieder werden müßte. Prophezeit er auch nicht eigentlich, so arbeitet er doch als Prophet, immer aus dem Bilde der Zukunft und der Geschichte heraus, dabei im Namen Gottes, dessen Nachahmung auf Erden er früh und spät als höchste Menschenleistung bezeichnet. Merkwürdig ist dabei, wie auch in diesem modernen Geiste noch die alte Reichsidee lebendig nachwirkt, durch seine philosophische Weltanschauung vertieft und verklärt: das heilige römische Reich, dem alle Fürsten der Erde eine gewisse Achtung und Ehrfurcht schulden, ist ihm der Idee nach das Abbild des allumfassenden, vollkommen harmonischen besten Gottesstaates, vor andern bestimmt, die Ehre Gottes und seines Namens zu wahren und auszubreiten, daher auch sein großes Vertrauen, daß es nicht untergehen könne (Pfleiderer S. 19). Das wirkliche Reich freilich sah er in seinem Baue nur noch mit einem seidenen oder strohernen Faden zusammenhängend und unter dem Druck der Feinde von Westen und Osten mit dem Einsturz bedroht (S. 297). Das wäre denn die volle Tragödie in dieser deutschesten Seele, wie sie so viele deutsche Seelen in den langen Jahrhunderten in sich haben abspielen müssen. Aber man sieht ihn nie ohne Muth, immer neu strebend, hoffend, glaubend, planend, immer neue Hebel ansetzend, wenn einer versagte, eben aus der Kraft einer rechten Prophetennatur heraus. Freilich sieht er auch, wenn der um sich greifenden Zersplitterung alles Gemeinsinns durch wachsende Selbstsucht nicht Einhalt geschehe durch neue Vaterlandsliebe, eine allgemeine Umwälzung (révolution) voraus, von der Europa bedroht ist; aber auch darüber blickt er muthig hinaus, denn damit wird die Vorsehung die Menschen zu heilen wissen (Pfleiderer S. 7, Nouveaux Essais IV, 16), also eigentlich das jüngste Gericht der alten Prophezeiungen in verjüngter Gestalt. Leibniz, der große Philosoph, der große Mathematiker, der große Allgelehrte gehört

zugleich, wie einer, zu den prophetischen Vorkämpfern unsrer neuen Zeit, zu unsern Rettern.*)

Aber auf dem politischen Boden war zunächst die Rettung nicht möglich, das Reich gieng wirklich seiner Auflösung entgegen. Doch nach andrer Seite, nach oben, that sich ein Weg neuen Lebens auf. Wie im sechszehnten Jahrhundert die Führung des Aufwärtsstrebens an die religiöse Bewegung übergieng, so nun seit dem siebzehnten Jahrhundert an die durch Opitz angeregte literarische Bewegung, eine Fortsetzung der Arbeit der Humanisten in deutscher Form und Vorbereitung der Arbeit auch in deutschem Geiste von Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller u. s. w., die zunächst freilich aus der wirklichen Welt und ihrem Elend hinausführte in Gedankenhöhe, ja Traumwelt, das gieng nicht anders und war im Grunde auch Prophetenarbeit, die dann aber doch von der gewonnenen Höhe rückwärts eingreifen sollte in die verkommene Wirklichkeit zu neuer Gestaltung oder der Arbeit daran.

Schon der Einfall von Grimmelshausens närrischem Jupiter oben, den griechischen Helicon nun in Deutschlands Grenzen zu setzen, kann zeigen, mit welchem Muthe man in diese Bewegung eintrat. Auch Leibniz sah sie mit muthigster Hoffnung an, arbeitete auch selbst, wie überall, mit Rathschlägen an ihrem Gedeihen, wie er denn einmal für ein deutsches Epos oder Heldengedicht, wie man damals besser sagte, einen Plan gezeichnet hat, von dem Klopstocks Messias als theilweise Ausführung erscheint. Auch bittere Enttäuschungen lähmten den neuen Muth nicht, wie die an dem Lohensteinschen Geschmack erfahrene, den man ziemlich lange als auf der Höhe des Helicon angelangt, ja darüber weit hinaus sah, bis man gewahrte, daß es ein Sumpf war, das Ende alles Weges. Als man dann ganz aufs neue geduldig auf die Suche gieng, nun mit Natur, Vernunft und Geschmack als Wegweisern, kam auch bald der muthige Aufblick wieder. Gellert z. B. in seinen letzten Jahren, in der Rede von den Ursachen des Vorzugs der Alten vor den Neueren in den schönen Wissenschaften vom Jahre 1767, vor dem jungen Kurfürsten auf dessen

*) Vgl. im zweiten Aufsatz oben über seine lebenslangen Bemühungen für deutsche Sprache und Wissenschaft und unten S. 303.

Wunsch gehalten, weist am Schlusse einer Untersuchung, was der Dichter aus den classischen Vorbildern und was er aus sich selbst nehmen könne, d. h. was Gegenwart und Zukunft werth seien dem glänzenden Alterthume gegenüber, die Dichter ermuthigend an: „Es giebt in dem Reiche der schönen Wissenschaften, wie auf der Erdkugel, unangebaute, auch ganz unentdeckte Gegenden, und kein großes Genie darf verzagen, daß es nichts Neues werde unternehmen können," d. h. noch gar nicht Dageweseues in aller Zeit: Genie, das Wort, das sich durch Gellerts Einfluß bei uns einbürgerte und in der Gedankenbewegung nach oben die Führung überkam, mit einem Begriff, dem man Wunder zutraute, auch das Wunder des deutschen Sieges in der Welt des Schönen, in der wir vorher nur demüthige Schüler der andern Völker gewesen waren, nun aber Meister werden sollten; damit nahm der deutsche Muth seit der Mitte des Jahrhunderts einen Aufschwung, einem großen Ruck nach oben gleich, in derselben Zeit, wo an dem politisch wirr bewölkten Himmel sich eine Lichtstelle aufthat, durch welche die Sonne der Zukunft hervorbrach. Freilich kümmerte sich der große Friedrich nicht um die deutsche Geistesbewegung, wandte ihr vielmehr den Rücken zu und erschien der Nation als Franzose von Geist, während unsere Bewegung wesentlich mit das Ziel hatte, sich aus der Umklammerung durch den französischen Geist loszuwinden; aber man arbeitete in allem Schmerz darüber auch ohne ihn muthig weiter. Es folgten sich ja an der Arbeit ein Genie nach dem andern in wunderbar raschem Aufsteigen. **Bodmer**, einer von den treuesten Vorbereitern, jubelt im Jahre 1748 selbstentsagend über Klopstocks Auftreten und über Kleist, in einem Briefe an Lange: „Wir stehen vorn an [dicht vor] dem goldnen Alter. Ich habe in dem Isthmus gelebt, der von dem eisernen Alter zu dem goldnen hinüber geht" (Briefe der Schweizer ꝛc., Zürich 1804, S. 84).

Wenn aber da das goldne Alter nur in dem alten Schulsinne gebraucht ist, nach dem goldnen Zeitalter der römischen Literatur, so gieng man in dem neuen Muthe auch darüber hinaus und verstand es vom Lebensglück, wie es die goldnen Zeiten des Paradieses aus Kinderjahren her der Phantasie zeigten. Das Genie sollte nicht bloß schöne Verse zu Wege bringen, mit denen der Deutsche nun vor Aristoteles, Horaz,

Boileau u. s. w. als die Lehrer hintreten könnte, um auch endlich einmal die erste Censur zu erhalten: es sollte in und mit ihnen Leben schaffen, ein neues Leben, das des Wortes werth wäre, und alle unsere großen Dichter des vorigen Jahrhunderts und nicht nur die großen haben dafür als ihr letztes Ziel gearbeitet. **Haller** fand das goldene Zeitalter in den Alpen wieder, in der Einfachheit des Gebirgslebens, noch im Schoße der Natur: „Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güldne Zeiten," und nun sucht sich jeder gebildete Städter, jeder Schüler der Cultur jährlich einmal einen Abschein davon, Sommerfrische genannt, im Gebirge, auf dem Lande, findet da auch paradiesische Thäler u. s. w. Aber die goldne Zeit sollte auch in der Stadt selbst wieder einkehren, mitten in der Cultur und Übercultur, so hoch stieg der ahnende Muth der jungen Bewegung. Man hatte das Herz gleichsam wieder entdeckt als ewige Quelle alles guten und schönen Lebens, die Kunst und das Schöne in ihrer Wirkung auf Herz und Sinn mußten nun auch im Leben draußen ein neues schönes Leben herstellen, wie es von Haus aus von Gott und Natur gemeint war. In diesem Sinne ist gerade in der Frühlingszeit unsrer großen Literaturbewegung von der Wiederkehr des goldnen Zeitalters entschieden die Rede, recht im Gegensatz zu dem politischen Jammer, dessen Empfindung aber gerade jenen Aufschwung des Gemüthes verstärkte. Ein begeisterter Schüler Gellerts prophezeit sie in einer entzückten Stunde für das folgende Jahrhundert als Wirkung seines Meisters, der zu früh verstorbene J. W. von **Brawe** in einem Briefe von 1757 eben an Gellert selbst, in dem er seine Vision ausmalt, darin: „Seine Gedichte halfen das goldne Weltalter wieder herstellen" (A. Sauer, J. W. von Brawe, Straßburg 1878, S. 14). Und wenn uns solches jetzt recht kindlich anweht und zum Lächeln oder Spötteln reizt, so haben wir doch nicht ganz recht damit, wir sind solchen Gedanken gegenüber gar zu nüchtern geworden. Es ist damit wie mit der Sonne, die wir, wie sie ist, auch nicht brauchen könnten im Zimmer oder Garten, aber ihre Wirkung brauchen wir. Uns fehlt eigentlich eine solche Sonne am Gedankenhimmel, der uns recht verwölkt ist, eine Sonne, die alles Leben nach oben zieht und alles Einzelne, Vereinzelte mit ihrem Licht und ihrer Wärme umfangend zu einem Ganzen macht.

Das treue Arbeiten unſerer Dichter und Philoſophen, die dabei als Helfer nicht zu vergeſſen ſind, leuchtete bald mit glänzenden Erfolgen, auch über die Grenzen hinaus, nach Oſten und Norden, ſelbſt nach Weſten, wo uns wiederholt das Genie zur Kunſt abgeſprochen worden war. Im Jahre 1770 ſchon las man im Leipziger Almanach der deutſchen Muſen eine begeiſterte Auslaſſung über die Leiſtungen unſerer Dichter von einem Franzoſen, **Dorat**, in einer idée de la poésie allemande, als Einleitung zu einer frei überſetzten Schrift von Wieland, darin: „O Deutſchland, unſre guten Tage ſind dahin, die deinigen brechen an! Du trägſt in deinem Buſen alles, was eine Nation über die andern erheben kann, Sitten, Talente und Tugenden" u. ſ. w. (S. 132), er findet bei uns noch den wahren Enthuſiasmus, nicht eine Philoſophie, die das Herz verſchließt, die Phantaſie austrocknet u. ſ. w., wie in ſeinem Vaterlande (S. 131). Und im Jahre 1782 las man im Almanach der Belletriſten: „Abbé **Raynal** ſagte erſt neuerlich zu einem teutſchen Gelehrten: Ihre Literatur ſteigt, unſere ſinkt. Sie bekamen den Geſchmack von uns, nun werden wir ihn von Ihnen wiederholen müſſen" (S. 79). Und im Jahre 1786 erlebte man auch die Freude, daß ſich **Friedrich der Große** endlich am Abend ſeines Lebens vor der Nation ausſprach über die Erfolge und Hoffnungen ihrer Literatur, in dem Schriftchen: De la littérature allemande. Da erfuhr man denn, wie der große König ihren Gang doch auch im Auge gehabt hatte, wenn auch aus hoher Ferne, aber mit einer Liebe und einem Glauben an ihre Zukunft, die alle Erwartungen übertreffen mußte. Er enthüllte ſich da in franzöſiſcher Sprache mit einer deutſchen Geſinnung, die tiefer und größer gar nicht ſein konnte. Er, der klare, ſcharfe Geiſt, damals den Menſchen gegenüber ſo furchtbar ernüchtert, ſpricht hier im vollen Prophetentone von der heureuse révolution (Umſchwung), que nous attendons (S. 17), mit Ausführung der glücklich erarbeiteten Vorbedingungen, auch im Volksleben (tiers-état), zu einem großen geiſtigen Aufſchwung, mit dem les Muses nous introduiront à notre tour dans le Temple de la gloire. Und am Schluſſe ſtellt er ſo Großes in Ausſicht, daß es ins Überſchwängliche übergeht: Des Augustes feront des Virgiles. Nous aurons nos auteurs classiques, nos voisins apprendront l'alle-

mand, les cours le parleront avec délice, et il pourra arriver que notre langue polie et perfectionnée s'étende en faveur de nos bons écrivains d'un bout de l'Europe à l'autre. Dieſe ſchönen Tage unſerer Literatur ſeien zwar noch nicht da, mais ils approchent, je vous les annonce, ils vont paraître. Er ſelbſt freilich werde ſie nicht mehr ſehen, aber er ſei wie Moſes, der das gelobte Land von ferne ſehe, ohne es ſelbſt zu betreten. Eine muthigere und kühnere Prophezeiung, wenn man zumal ermißt, was der König von unſern Dichtern wußte und nicht wußte, iſt ſelten ausgeſprochen worden. Es iſt, als hätte er alles, was er vom Deutſchen an ſich hatte vermiſſen laſſen, nun am Ende bei ſeiner Nation recht gründlich wieder gut machen wollen, indem er das Deutſche, Sprache und Literatur, im Geiſte im voraus in die europäiſche Ehrenſtelle einſetzte, in der er ſelber das Franzöſiſche fand, doch gewiß nicht gegen ſeine Überzeugung, daran iſt bei dieſem Geiſte nicht zu denken. Deuten doch die Äußerungen der Franzoſen Dorat und Raynal vorhin auf daſſelbe hin, hochherzig auf Koſten ihrer Nation gethan.

Allein, ſo glücklich und raſch dieſer geiſtige Neubau gedieh, es blieb doch dem Kerne nach nur eine Traumwelt, im grellen Widerſpruch mit der wirklichen, die einem einſtmals ſtolzen, nun elend verfallenden Schloßbau glich. Man kann nicht auf die Länge in einem ſolchen Bau ruhig weiter wohnen und ſich die zerbröckelnden Mauern und Dächer gutmüthig nur ganz träumen und in dem alten Schmuck. Das Ahnen und Sehnen nach einem Neubau des Reiches war nicht zu erſticken. Das legten uns gerade die Franzoſen nahe genug, als ſie im ſiebzehnten Jahrhundert ſtraflos verwüſtend und raubend in das Reich einbrachen. Daher denn mahnende, ſpornende Stimmen, wie in einem Gedichte von **Abſchatz** (Eiſenhütel überſchrieben) mit Bezug auf das Unerhörte, was da in der Pfalz, in Schwaben, im Elſaß geſchah:

Wollt ihr [Deutſche] euch überwinden,
Zu thun, was ſich gebührt,
Ein Hermann wird ſich finden,
Der euch an Reihen führt.

Ein Hermann, wie man sich den Namen Arminius schon seit dem sechszehnten Jahrhundert deutsch zurecht machte. Der große Cheruskerfürst, der einst die römische Fluth zuerst zum Stauen und Rückfluß gebracht hatte, als sie nach Verschlingung Galliens nun auch Germanien verschlingen wollte, war erst im sechszehnten Jahrhundert wieder aufgetaucht aus der Tiefe der Vergessenheit, in die er für das deutsche Bewußtsein lange Jahrhunderte versunken war. Die Humanisten haben ihn aus römischer Quelle wieder erweckt, er trat nun im gelehrten Bewußtsein auf als wunderbar glänzende Gestalt, kam von da nachher auch ins Volksbewußtsein und trat eigentlich an die Stelle des Friedrich der nationalen Weissagungen und Hoffnungen, den die Gelehrten schon seit dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert dem Volke überließen wie ein Kindermärchen. Nun ward der Cherusker der deutsche Held, an dem sich der Glaube an deutsche Kraft und Größe und Zukunft anklammerte, für die Heldengestalt aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert trat eine um mehr als ein Jahrtausend ältere aus dem ersten Jahrhundert ein, eine gewaltige Ausweitung des geschichtlichen Selbstbewußtseins, und der Held hatte es ja mit Rom, der Weltherrin, auf der Höhe ihrer Macht siegreich aufgenommen, was auch der Römer Tacitus mit bewundernden Worten ausspricht, und hatte dazu das Wunder vollbracht, die deutschen Stämme aus ihrer herkömmlichen Zwietracht einmal zu gemeinsamer Kraftwirkung zusammenzufassen; sein tragisches Ende aber, auch so recht deutsch, indem er eben an dem Versuche, die deutschen Kräfte auch beisammen zu halten, zu Grunde gieng, gab der Heldengestalt eine Weihe des Schmerzes von höchster Poesie und mahnender Lehre zugleich. So lebte er, sechszehn oder siebzehn Jahrhunderte nach seinem wirklichen Leben, wieder auf im deutschen Geiste als Mahner und Ermuthiger mit lebendig wirkender Kraft, wie ihn die zwischen fortschreitendem Verfall und frischem Aufschwung, zwischen großer Angst und großer Hoffnung kämpfende Zeit gerade brauchte.

So nimmt ihn das achtzehnte Jahrhundert gerade in der Zeit seines Aufstrebens. Wir müssen uns die Begeisterung wieder heraufrufen, mit der wir als Knaben an Hermann den Deutschen dachten, um den Ernst nachzufühlen, mit dem ihn da auch der

Mann in der Seele trug als Anhalt des Glaubens in der vaterländischen Noth und mit ihr in Beziehung setzte. **Uz** z. B. in einem Gedichte „das bedrängte Deutschland", mit dem Anfang:

Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?

spricht in heiligem Zorn von dem politischen Elende, dem „der Adler entschlafen zusieht", von der höllischen Zwietracht:

Ihr Natternheer zischt uns ums Ohr,
Die deutschen Herzen zu vergiften,
Und wird, kömmt ihr kein Hermann vor,
In Hermanns Vaterland ein schmählich Denkmal stiften.

Schönaich widmet seinen „Hermann oder das befreyte Deutschland", ein Gedicht, das viel besser ist als sein Gottschedischer Ruf, dem kommenden neuen Hermann:

Hermann! Dich will ich erheben: und dem sey mein Lied geweiht,
Der einst Deutschlands Unterdrücker, Galliens Geschlecht, zerstreut,
Der, dem ersten Hermann gleich, unser schnödes Joch zerschläget
Und der stolzen Lilgen Pracht vor dem Adler niederleget.

Am Schlusse der Ruf an den Himmel:

Ach! wo lebt nun wol ein Hermann? holder Himmel! schaff ihn doch!
Deutschland heget ja wol Helden, aber keinen Hermann noch.
Ist es möglich, o! so laß meinen heißen Wunsch gelingen,
Und du, Muse! sollst alsdann mit erhabnerm Tone singen!

Das klingt, als hätte er, der junge Mann, ihn selbst noch zu sehen gedacht, um ihn selbst noch höher zu besingen. Wo sollte er aber herkommen? Die Hoffnungen auf Österreich, die man so lange und treu festhielt auch in Norddeutschland, erlahmten ja immer mehr. Und doch war er vielleicht schon da!

J. A. Cramer, Gellerts und Klopstocks Freund, feiert Hermann im Jahre 1744 in den Belustigungen des Verstandes und Witzes in einer sogenannten pindarischen Ode, die Deutschlands Verfall in tiefstem Schmerze ausmalt, er sieht die Deutschen in Sittenverderbniß und in Knechtschaft vor dem Auslande (beides von Frankreich ausgehend):

Doch stets wird es nicht knechtisch bleiben,
Ein Held wird ihren Feind vertreiben.
Wer wird Germanien befrein?
Er: denn er wird wie Hermann sein!

Er, also ein bestimmter, nur nicht genannter, aber zu erkennender Er, wer ist das? Jul. Riffert in einem trefflichen Aufsatze in Herrigs Archiv 63, 288, „die Hermannsschlacht in der deutschen Literatur", sieht Friedrich den Großen darin, und es kann gar nicht anders sein; daß Cramer als Sachse nicht deutlicher wird, läßt sich begreifen aus Rücksicht nach oben. Auch von Klopstock weiß man nun (s. Riffert S. 294, Strauß kleine Schriften, 1866, S. 132 ff.), daß in der Jugendode: Heinrich der Vogler ursprünglich Friedrich gemeint und gefeiert war als künftiger Befreier Deutschlands. Der Gedanke könnte in dem Leipziger studentischen Freundeskreise, dem Klopstock und Cramer angehörten, als ein Punkt, ein Kernpunkt der neuen deutschen Welt, die sie kühn in sich ausbrüteten, gar wohl mit aufgetaucht und ausgebildet sein. Wenn man Klopstock seine spätere Abwendung von Friedrich jetzt als patriotische Lücke auf die Rechnung oder in sein Bild setzt, so denkt man sichs zu rasch vom heutigen Standpunkte aus und vergißt, was in Klopstocks deutschem Welt- und Fürstenbilde bewußtes Deutschthum und Christenthum war, die er bei dem großen König schmerzlich vermißte, vermissen mußte. Cramer, der Theolog, hat daran freilich keinen Anstoß genommen, er feiert noch später Friedrich in hochgehendster Begeisterung als den rechten Mann Gottes, z. B. in den Sämmtlichen Gedichten 1783 3, 326 ff. 374 ff.

Das Denken an Friedrich fand aber auch schon einen ältern Hintergrund vor. War doch schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts der deutsche Gedankenheld geradezu nach Berlin versetzt worden, in **Lohensteins** Roman Arminius, den erst nach des Verfassers Tode sein Bruder Hans Casper herausgab, „von andrer Hand" vollendet. Es war im Jahre 1689, das Werk hatte ursprünglich dem großen Kurfürst gewidmet werden sollen, nun wurde Friedrich der Dritte für ihn eingesetzt. Aus der ersten Fassung ist aber stehen geblieben, im Anschluß an die Erfindung des Dichters, daß Armin von einem Brandenburger Fürsten treue Hilfe erfährt: „Was Wunder, daß er [Armin] sich

mit seinen Sieghaften zu dem großen Europäischen Friedrich Wilhelm zu wenden begehret?" d. h. der Armin im Buche zugleich als lebende Gestalt, als Vertreter des deutschen Gedankens vorgestellt. Und dann geradezu: „Arminius bleibt nun zweifels ohne in dem berühmten Berlin, dessen Verherrlichung [herrliches Aufsteigen] einen August zum Beherrscher andeutet", mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß Friedrich der Dritte der Hermann Deutschlands sein werde, als Nachfolger des großen Kurfürsten (Riffert S. 252). Wobei nicht zu übersehen, daß Lohensteins Heimat, Schlesien und Breslau, damals noch österreichisch war.

Dem großen König selbst wird bei seinem allumfassenden und scharf eindringenden Denken auch dieser Gedankenkreis nicht fremd geblieben sein. Er muß in dem Gespräche Friedrichs mit Gellert im Jahre 1760, das uns leider nur mit Lücken bekannt ist, gestreift worden sein, da der König auch die Frage aufwirft: „Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?" worauf Gellert ausweichend antwortet, er kümmere sich nicht um die Politik. Die Kleinstaaterei mit ihrem unaussprechlichen Elende nach allen Seiten, von dem wir Alten noch einen schwachen Nachgeschmack kennen, wurde ausdrücklich mit dem Hermannsgedanken in Verbindung gesetzt, z. B. von **Schönaich** im ersten Buche seines Hermann, im Munde eines weisen Römers:

O wie glücklich sind die Völker, die ein einzig Haupt regiert,
Wo man kein getheiltes Herrschen, keine fremde Macht verspürt.

Und **Möser** in seinem Drama Arminius, einem Jugendwerke vom Jahre 1749, das durchaus als Spiegel der Gegenwart gearbeitet ist, wie Kleists Hermannsschlacht, denkt dabei unverkennbar an Friedrich (Riffert S. 275):

Glückselig ist das Land, das nur ein Fürst regiert,
Der bloß um wohl zu thun der Gottheit Scepter führt u. s. w.

Hätte man von dem Friedrichsglauben der alten Weissagungen noch gewußt, der bei den Gebildeten so versunken war, wie bis ins sechszehnte Jahrhundert die Gestalt des Cheruskerhelden, die Dichter hätten sich sicher den wirksamen Zug nicht entgehen lassen: da will ja die alte Prophezeiung in Erfüllung gehen! und gerade so, wie sie Kaiser Sigismund einst ausgelegt hatte, vom

Hause Brandenburg aus! Und es war nicht einmal ein blinder bloßer Zufall, denn der Name Friedrich, im Hause der Hohenzollern so treulich fortgeführt bis auf heutigen Tag, geht bis in ihre schwäbische Zeit zurück und hat gewiß Zusammenhang mit den hohenstaufischen Friedrichen, als Ausdruck treuen Vasallenverhältnisses und naher Zugehörigkeit. Und wenn im Titel der Kaiser schon lange vor den Staufern der Ehrenname pacificus erscheint (Waitz, deutsche Verfassungsgeschichte 6, 114), noch nicht als leere Titelfüllung, sondern als bedeutsame Bezeichnung vom Wesen des Kaiserthums in seiner Stellung nach innen und außen (vgl. Nicolaus Cusanus oben), so fand man das in dem staufischen Friedrich, d. h. eigentlich Friedenskönig, gewiß mit ausgesprochen, und heutzutage wird unser Kaiser als Friedensfürst in Europa herum gepriesen. Und da muß doch auch erwähnt werden, daß von mehrern Forschern schon, unabhängig von einander (zuletzt von dem gelehrten und scharfsinnigen Isländer Vigfusson, mir fast überzeugend) die Vermuthung aufgestellt worden ist, Arminius habe vor seiner römischen Umtaufe mit heimischem Namen Siegfried geheißen und lebe im Siegfried der Nibelungensage verdunkelt fort. Siegfried, der schönste Name für einen Volkshelden, der denkbar ist: Sieg und Friede in und mit einem Manne, durch großen Sieg zu großem Frieden. Haben wir das nicht erlebt? sind nicht unsre Hohenzollernhelden rechte Siegfriede? und das deutsche Reich und Volk will und soll es auch sein. Wie sich aber da in Arminius, Siegfried, Friedrich unsere Nationalhelden so verschiedener Zeiten, der ältesten, der mittlern und der neuern und neuesten, in Namen und Wesen die Hand reichen, oder in einen leuchtenden Punkt über achtzehn Jahrhunderte hinweg zusammentreten, das wäre ein brauchbarer Gedanke gewesen für die prophetischen Dichter und kann es wol auch für uns andern sein in Sonntagsstimmung.

Um aber auf den geschichtlichen Faden zurückzukommen: bald nach Friedrichs des Großen Tode kam eine wunderbare Wendung in die Geschicke Deutschlands und Europas. Auf der Scheide des achtzehnten und unsers Jahrhunderts standen auch die deutschen Dinge auf einer entscheidenden Kippe. Das Reich in sich an seinem Ende, von außen dem Einbruche der französischen Kräfte ausgesetzt gefährlicher als im siebzehnten Jahrhundert, es drängte

von dort vor wie aus einem Vulcane, unter Führung eines Mannes, der an Caesar und Alexander erinnerte und selbst an sie als Vorbilder dachte. Das neue geistige Reich aber in Dichtung und Philosophie auf eine Höhe gediehen, wie sie die Geschichte der Menschheit noch nicht höher gesehen hatte, ein wundersamer Widerspruch, und in beiden Erscheinungen doch nur die Vollendung einer seit Jahrhunderten begonnenen Doppelbewegung.

In Weimar, der Hauptstadt des neuen Reiches, gedachte man den Wechsel des Jahrhunderts festlich zu begehen. **Schiller** war erwärmt dafür, fand aber beim Herzog und bei Goethe nicht den nöthigen Anklang, weshalb das Fest unterblieb. Er hatte wenige Jahre vorher in den Xenien (Nr. 96) das trostlose Wort ausgegeben, das doch eigentlich als Trost gemeint war (es soll aber von Goethe sein):

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens,
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus,

eine harte Nuß, an der noch wir vom alten Geschlecht die Zähne zu üben Gelegenheit gehabt haben. Das Fest aber sollte zugleich ein deutsches Siegesfest werden, Schiller fühlte oder sah sich mit Goethe und den andern seltenen Kräften, die in dem Kreise wirkend waren, auf der Höhe angelangt, nach der der deutsche Geist neben und über dem politischen Verfall lange so unermüdet emporgearbeitet hatte, er wollte die Nation ins neue Jahrhundert als in eine neue große Zeit hinübergeleiten, rückschauend, umschauend und vorschauend wie von heiliger Bergeshöhe. Man erfuhr das deutlich erst aus den Vorarbeiten zu einem Festgedicht, die im elften Bande von Goedekes großer Ausgabe aus dem Nachlaß bekannt gemacht wurde, gerade im Jahre 1871, in dem das selbst wie eine nachträgliche oder vorläufige Feier der nun erlebten großen Dinge erschien. Da heißt es in hochprophetischem Tone z. B.: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des deutschen ist die Ärnte der ganzen Zeit“ (S. 410), d. h. indem er, das Beste von allen Völkern und Zeiten sich aneignend, die Idee der Menschheit in sich rein vollendet und darstellt (der Gedanke der Weltliteratur); „er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ewigen

Bau der Menschenbildung zu arbeiten", er „verkehrt auch mit dem Geist der Welten" (ein Blick auf die Philosophie der Zeit), ist „der Kern der Menschheit", die andern Völker Blüthe und Blatt. Den Muth zu solch hohem Glauben schöpft er auch aus der Sprache (wie man im siebzehnten Jahrhundert that und dann auch Fichte in den Reden an die Nation): „Die Sprache ist der Spiegel einer Nation, wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen" (S. 412). Bis zu geahnter Herrschaft steigt der prophetische Blick: „Unsere Sprache wird die Welt beherrschen", und: „Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden, wenn anders die Welt einen Plan hat; am Ende muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt [des Stoffes] der Form [Idee] erliegen." Also Herrschaft einstmals, wenn auch nur geistige; schleicht sich aber da nicht das Politische von selbst mit ein? Es wird doch förmlich abgelehnt: „Der Deutsche wohnt in einem alten, sturzdrohenden Haus, aber er selbst ist ein edler Bewohner, und indem das politische Reich schwankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet" (S. 414), denn „deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge", und:

Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn (S. 413).

Wunderbar, Untergang von außen, und Größe von innen! wie gesagt, das Ende der Doppelbewegung aus Jahrhunderten her, in dem doch die Berichtigung durch die Zukunft von selbst schon begrifflich gegeben war. Deutsches Reich und deutsche Nation zweierlei, das war wol damals gut als Trost, aber auf die Länge? unmöglich! Schon um fünfzig Jahre früher hatte der junge **Cronegk**, Schüler Gellerts (er starb leider jung), den Muth dieses Gedankens, vor dem Schiller, der muthige, hier Halt macht, in dem Gedichte „Einsamkeiten" im zweiten Gesang, wo er auf diese Gedankengänge kommt, die ja in der Luft lagen (Schriften 1766 2, 72):

Aber ich sehe den Schutzgeist, der Deutschland zu schützen
bestimmt ist ...

Klage nicht, sprach er mit himmlischer Stimme, bei dem, was du siehest.
Auch den Unsterblichen ist es verborgen, was ewige Vorsicht
Über das zitternde Deutschland beschlossen. Vielleicht zu der Freiheit
Oder vielleicht zu der niedrigsten Knechtschaft bestimmt sie dein Deutschland.
Doch ein Weiser ist niemals ein Knecht, erhabene Seelen
Bleiben bei jeder Veränderung groß. Der Ewige winket,
Und ein Reich geht unter: er winkt, und ein neues entstehet.

Auch Schiller hätte seinen Gedankenfaden oben so weiter spinnen können mit eignen Gedanken aus seinem Wallenstein, und wir könnens noch für ihn thun. Im Anschluß an die Deutschen als „Kern der Menschheit", im Pflanzenbilde, mit Wallensteins Worten (Wallensteins Tod 3, 13):

Da steh ich, ein entlaubter Stamm; doch innen
Im Marke lebt die schaffende Gewalt,
Die sprossend eine Welt aus sich geboren.

Und als Motto über die ganze neuere deutsche Geschichte passen wie geschaffen Wallensteins Worte ebenda:

Noch fühl' ich mich denselben, der ich war!
Es ist der Geist, der sich den Körper baut.

Die hohen Prophetenworte Schillers, die uns ans Überschwängliche streifen, wie die Friedrichs des Großen, klingen doch noch nüchtern gegen das, was aus den Kreisen der Jugend erschallte in wahrem Prophetenrausch; sie hatte ihn doch von dem Trank, der von Goethe, Schiller, Herder, Kant, Lessing nüchtern gebraut war, hatte sich aber daran einen Muth getrunken, der eine ganz neue Welt von Deutschland aus ins Leben rufen wollte, wie zwanzig Jahre früher Zimmermann von den Genies der siebziger Jahre sagte (Einsamkeit 2, 9), sie wollten „ganz Deutschland umstimmen und dann, unter ihrer stolzen Führung, durch die deutsche Nation alle Nationen um sich her". Die Romantik brach hervor, wirklich zugleich eine fortsetzende Wiederaufnahme der Genieperiode, brach aus wie ein Weltfrühling, dessen neuer Lebenshauch in der That nachher rings um Deutschland herum so wirken sollte, wie Zimmermann da mehr spöttelnd von den

Genies sagte. Der Umschwung der ästhetisch-philosophischen Welt, den Franzosen wie Dorat, Raynal vorausgesagt hatten und der Deutschland zunächst auf diesem Boden wieder zur Mitte Europas machte, fällt wirklich wesentlich mit dem Wechsel des Jahrhunderts zusammen. Die Französin, die im Anfang des Jahrhunderts beim deutschen Geiste Trost suchte für das Unglück ihres Vaterlandes, wie sie die Schicksale Frankreichs unter Napoleon empfand, die **Staël-Holstein**, witterte die neue Lebensluft in Weimar. L'Allemagne, par sa situation géographique, peut être considérée comme le cœur de l'Europe, sagt sie in ihrem Buche de l'Allemagne, Paris 1810, London 1813 1, 13, und fügt, an Napoleon denkend, politisch prophetisch hinzu: et la grande association continentale (Europa als eine Gemeinschaft gedacht) ne sauroit retrouver son indépendance que par celle de ce pays; denn l'indépendance de l'âme, die sie in Deutschland sah (la patrie de la pensée), fondera celle des états (1, XVI), also im Grunde wie Schillers „Geist, der sich den Körper baut"; vom Herzen muß die Neubelebung des Ganzen ausgehen, das ist der Gedanke der Französin, der zugleich an den Grundgedanken der mittelalterlichen Anschauung erinnert, wie er noch bei Grimmelshausen erscheint: Deutschland als Hort des Friedens und Glückes von Europa, das wird uns da von französischem Geiste zugeschrieben. Sie sah sonst düster in die Zukunft Europas und seiner Cultur, sah Verfall vor sich: il se peut .. que la jeunesse du genre humain soit passée pour toujours, es scheint abgelebt, dem Altern verfallen, aber: cependant on croit sentir dans les écrits des Allemands une jeunesse nouvelle (3, 136, im 9. Kapitel des 3. Buches), eine neue Jugend für die Menschheit in der deutschen Literatur, mit wahrhaft geistreich philosophischer Ausführung und Begründung, die ich ungern bei Seite lasse. Der Grundgedanke, hier von philosophischer Beobachtung einfach, ruhig und klar ausgesprochen, ist doch derselbe, wie er im Folgenden etwas verworren und unruhig aus gährendem Jugendgeiste einherbraust.

Friedrich Schlegel feierte für sich den Wechsel des Jahrhunderts mit einem langen Gedicht „An die Deutschen", gedruckt im Athenäum 3, 165 ff. (in den Gedichten 1809 S. 239 ff. mit sinnzerstörenden Fehlern), als Vertreter des Kreises der jugend-

lichen kühnen Weltverbesserer oder Weltvollender, die in der Zeitschrift predigend und orakelnd philosophirten. Er hebt zürnend an:

Vergaßt auf ewig Ihr der hohen Ahnen,
Ihr uneins all, an Stumpfheit alle gleich,
Gelehrte, Layen, Herrn und Unterthanen!

Die Herrlichkeit und Kraft der Vorzeit, bis zu Arminius zurück, wird mahnend ausgemalt, auf politisches Thun zwar verzichtet, aber aus Kunst, Wissenschaft, Religion, Philosophie ein neuer Weltbau aufgeführt, der eben jetzt im deutschen Geist erstehe. Als „Meister" erscheint Goethe, als „Priester der Natur", der zur „Hierarchie der Kunst" sein Werde spreche. Gezürnt wird mit den Stumpfen, die noch nicht merken, „daß sich der Nacht ein Weltall neu entrissen". Wem aber die Augen geöffnet sind, der „muß im Mittelpunkt den Erdgeist fassen", der sieht „des Menschengeistes kühnen Weltenbau", auch eine Wunderpflanze genannt, in die aller bisher erworbenen Bildung Mark strömt, auch ein Tempel, eine Kirche:

Wohl seid Ihr taub, sonst hörtet Ihr mein Rufen!
Der Tempel grünt in euch, in euch noch leben
Die Kräfte, so das Alterthum erschufen.
Dringt, Jüngling', ein! Ernennt durch tapfres Streben
Euch selbst zu Herrn und Fürsten jeder Kunst,
So wird die Kirche sichtbar sich erheben...
Entflammt die ganze Welt zu einer Brunst u. s. w.
Europas Geist erlosch, in Deutschland fließt
Der Quell der neuen Zeit u. s. w.,

also immer noch das Ziel von Opitz her, aber nun in höchster, ungeahnter Vollendung, Erhöhung und Ausweitung, nahe vor den Händen schwebend oder erreicht, und der deutsche Geist nun nicht mehr bloß Europa ebenbürtig, sondern sein Lehrer und Führer zurück oder vorwärts zum goldnen Alter, denn dieser Gedanke aus dem Anfang des neuen Aufschwunges wirkt auch noch darin. Am Schluß:

Bleibt jung, gedenkt der Ahnen, das Fantom
Der trägen todten Meng' ist nur ein Splitter,
So dämmen will der Zeiten Riesenstrom.
Des Geistes heil'gen Krieg kämpft treu wie Ritter.

Also Krieg angesagt, ein heiliger Krieg, aber nur Geisteskrieg (Eichendorff schrieb ein Spiel „Krieg den Philistern"), ohne sichtbare Ahnung der nahen Zeit, wo wirklicher Krieg furchtbar blutig nöthig wurde, auch ein heiliger Krieg, für den **Th. Körner** das Stichwort der jungen Kunstwelt aussprach, wie mit seinem Blute geschrieben: „Laßt mich der Kunst ein Vaterland erfechten!"

Noch mehr wie ein weltentrücktes Träumen, wie der Traum einer geistberauschenden Sommernacht im Walde, klingt dasselbe, eben auch im Jahre 1800, bei **Novalis** im Heinrich von Ofterdingen, in einem Gedichte, das den zweiten Theil (Erfüllung genannt) eröffnet. Darin z. B.:

Es bricht die neue Welt herein
Und verdunkelt den hellsten [bisherigen] Sonnenschein.
Man sieht nun aus bemoosten Trümmern [der alten Welt]
Eine wunderseltsame Zukunft schimmern u. s. w.

Was sollten aber solche Träumer aus Wolkenkukuksheim, so glänzend sie es ausmalten, unten in der deutschen Welt, wie sie nun wirklich war? In die Sterne gucken, während ihnen die Bergspitze, auf der sie guckten, von unten her abgegraben wurde? Man begreift da völlig, wie Napoleon, der unsäglich nüchterne (und selbst doch gewaltiger Träumer) von den Deutschen als Ideologen sprechen und denken konnte. Nun der Ideenheld, als die Zeit kam, war doch auch gleich wieder der alte deutsche helt ze sînen handen, das sollte Napoleon im Jahre 1813 erfahren, wie sein Neffe im Jahre 1870 wieder. Im Jahre 1805 tröstet sich **Arnim** prophetisch ahnend in der Abhandlung von Volksliedern, als Anhang zum ersten Bande des Wunderhorns: „Ob sich die (deutsche) Welt ausruht zum Außerordentlichen? Das Speculiren, das so ernsthaft genommen wird, macht es wahrscheinlich, denn dieß ist der Traum der Thätigkeit, nur der Morgenträume sind wir uns bewußt" (Wunderhorn 1845 1, 461). Und so kam es, es waren Morgenträume auf einen neuen Welttag gewesen. In den Heeren von 1813 kämpfte und lenkte nun der Geist mit, der eben aus jenem Gedankenhimmel herunter kam, gerade auch der romantische, durch den ja auch das deutsche Selbstgefühl aus der Vorzeit her wieder zu ganzer Kraft erweckt, der deutsche Geist in der eignen Heimat wieder heimisch geworden

war. Die Träumer hatten dort oben doch die rechten Lichter aufgesteckt oder wieder entdeckt, die die rechten Wege auch hienieden wiesen und beim Zugreifen an der da gebotenen sauern Arbeit leuchteten.

Wie sich gerade in der Zeit und dem Geiste der Romantik der Umschwung, der nun nöthig war, entschieden meldete, die Rückkehr vom Träumen zum Eingreifen in die gegebene Welt, vorbereitet allerdings schon in der Genieperiode, das läßt sich z. B. in **Hölderlins** Seele sehen, der den Weg vom Hellenismus her zur deutschen Zukunft durch die Romantik hindurch suchte. So wenn er im November 1794, also schon vor dem eigentlichen Drang und Zwang der politischen Noth aus Jena in die Heimat an Neuffer von der ästhetischen Welt schreibt, die ihm nun in ihrem Aufsteigen abgeschlossen vorkommen will, zugleich unter dem mächtigen Einfluß von **Fichtes** Vorlesungen: „Wenns sein muß, so zerbrechen wir unsere unglücklichen Saitenspiele und thun, was die Künstler träumten. Das ist mein Trost.“ (Werke 1846 2, 106.) Und im Hyperion hat er das gethan, so weit es mit der Feder in der Hand in der Stube möglich ist, der Roman ist bei aller seligen Seelenträumerei, bei allem Rausch von Phantasie und Naturfühlen doch zugleich voller Prophetie auf ein großes Thatleben der Zukunft hin, zu dem eben der Traumrausch hindrängt für eine Neugestaltung und Wiedergeburt der Welt selber nach dem Maße der Traumwelt, auch politisch, wie religiös. Den Wendepunkt in der Richtung der jungen Geister, allerdings eben wacker vorbereitet mitten in der ästhetischen und philosophischen Ideenwelt, bezeichnet auch sein goldenes Wort „leben die Bücher bald?“ das wol noch auf Jahrhunderte hin als mahnendes Motto hoch über all unserer Gedankenarbeit dienlich oder nöthig wäre, in einer Ode „an die Deutschen“:

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch' und Sporn
Auf dem Rosse von Holz muthig und groß sich dünkt.
Denn ihr Deutsche, auch ihr seid
Thatenarm und gedankenvoll.
Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?
O ihr Lieben, so nehmt mich,
Daß ich büße die Lästerung!

Und so geschah es, die That kam aus den wolkigen Gedanken, wie der Strahl aus des Himmels Wolken, als die Zeit erfüllet war. Die ganze deutsche Dichterwelt, die unserer großen Philosophen und Tondichter nicht zu vergessen, war doch wie eine große Prophetie für ein neues Leben, nicht für uns bloß, sondern für die Welt, wie auch das Ausland rings herum immer mehr empfindet und anerkennt. Zunächst aber für uns, für ein neues Leben, welches den Namen Leben verdiente und ohne welches auch das höhere Leben fest und dauernd nicht möglich ist.

Aber es drängt mich zum Ende, auch über die Zeit hinweg, die nach jenen Träumen von 1800 in so furchtbarem Widerspruche folgen sollte, über das verzweifelte Wanken und Schwanken unserer äußeren und inneren Zustände hinweg, wo eintraf, was Leibniz und schon Nicolaus von Cues voraus gefürchtet hatten, daß Deutschland zusammenbrach und Alles durcheinander purzelte unter den Schlägen und Fußtritten des westlichen Nachbarn, der seit Jahrhunderten auf den Augenblick gelauert und ihn, an uns von außen und innen nagend, unter Mitwirkung der Vaterlandsverräther vorbereitet hatte. Gab es doch Deutsche, die in der verzweifelten Lage in Napoleon selbst den Gotteshelden sehen wollten, der die Welt, auch die deutsche, verjüngen sollte, als wäre er der deutsche Held der alten Prophezeiung, der Erfüller von dem, was der große Friedrich begonnen hatte. Gerade auf Friedrichs Schöpfung drückte der Corse, sein vermeintlicher Nachfolger, am stärksten, um den letzten Widerstand los zu werden, traf aber da die Stelle, in der sich der deutsche Geist die größte Schnellkraft gesammelt hatte, die sich dann, wie einst die Kraft der Cherusker gegen die Römer, gegen den vernichtenden Druck aufschnellte.

Auch die edeln Sänger der Befreiungskriege müssen übergangen werden, Körner, Schenkendorf, Arndt, Fouqué, Rückert, Kleist ꝛc. (auch Fr. Schlegel erschien nun unter ihnen), die, wie der Philosoph Fichte in seinen Reden an die Nation, zugleich als echte Propheten wirkten, nicht in ferne Höhe schauend, sondern unmittelbar in die Geister und Willen gewaltig eingreifend als Lenker, Sporner und Ermuthiger, zum Theil selbst mit dem Schwerte in der Hand. Nur von **Goethe** muß noch die Rede

sein. Man fragt ja unwillkürlich nach ihm, wie man damals that, was er zu den unerhörten Kämpfen und Nöthen seines Vaterlandes dachte, wollte und that, er, der sich so oft und früh schon selbst als Propheten gefühlt und bezeichnet hat. Er war ja allein übrig von den Führern der großen Zeit, an sich der größte von ihnen, während es Schillern wie Herdern, auch Klopstock und Kant eben noch erspart worden war, das längst geahnte tiefste Elend ihres Volkes im Alter mit anzusehen.

Goethe war, kann man sagen, ganz Grieche geworden, d. h. auf dem von Opitz eingeschlagenen Rettungswege bis ans Ende geschritten; er sah vom alten Helikon auf die Barbarei der Zeit herab und auf die wilde Brandung der culturzerstörenden Wogen der Politik, wie er es ansah, um dort auf heiliger Kunsthöhe in sich ruhig bleiben zu können; flüchtete er sich doch nachher, merkwürdig genug zu einer Zeit, wo es gar nicht mehr nöthig war, noch weiter hinaus in den „reinen Osten", um da „Patriarchenluft zu kosten" und bei seinem reinen Binnenleben zu bleiben, ein rechter Vertreter der deutschen Ideologie. Auch andere verwandte Geister hatten in Hellas ihre ästhetische Rettung aus der deutschen Noth gesucht, waren aber auch ins Vaterland zurückgekehrt, z. B. Schiller im Tell. Auch Goethe that das endlich, versuchsweise schon in Hermann und Dorothea, aber es wurde ihm schwer, und erst die wachsenden Erfolge der romantischen Schule im Auslande brachten bei ihm das Gefühl zum Durchbruch, wie es dem Hellenismus gegenüber nöthig und einzig natürlich sei, wieder „Zeitgenosse seiner selbst" zu werden, also den Riß, die Kluft im eigenen Innern aufzuheben. Eine solche Kluft zwischen sich und den Deutschen spricht aus vielen seiner Aussprüche über die Deutschen; ich weiß noch, welches Weh sie mir vor Jahren erweckten, wenn das oft klang, als rede er von ihnen wie aus dem Monde herunter, als giengen sie ihn nichts weiter an, außer wo es zu schelten, ja zu schimpfen galt. Aber auch darin war er ein Kind seiner schlimmen Zeit. Es ist noch nicht lange her, daß es förmlich guter Ton war, von den Deutschen, den „guten Deutschen" so zu reden, daß man sich außer ihnen hinaus, möglichst hoch über sie stellte, um sich selbst sicher als etwas Rechtes für sich zu fühlen; wer die Erscheinung nachträglich studiren wollte, würde wol finden, daß auch das erst seit 1870

langsam aus der Mode gekommen ist. Wie es früher entwickelt war, kann man z. B. an einer brieflichen Äußerung Knebels an Goethe vom 12. März 1814 empfinden, die doch auch die Umkehr zeigt: „Die Deutschen geben sich jetzt Mühe, wie es scheint, ihre Nation zu einer Nation zu bilden", wohlbemerkt noch im März 1814 nur „wie es scheint"! und „die Deutschen", so als ob er durchaus draußen stünde, fern und hoch wie ein unbetheiligter kühler Gelehrter, der für eine Geschichte Notizen sammelt. Allerdings heißt es dann, mit Umkehr: „Dahin sollten alle Hände oder vielmehr Köpfe gerichtet sein" und: „den braven guten Willen, den gegenwärtig die Nation zeigt, hätte man auch kaum erwarten können". Hätten aber alle berufenen Geister so gedacht und sich so kühl fern gehalten, bis allenfalls solche Stöße an sie kamen, wie damals bis ins Jahr 1806 zurück, hätten z. B. auch Leibniz, Fichte, Schleiermacher, Stein und die Tapfern alle so gedacht und geredet und gewirkt, was wäre aus uns geworden? Da dachte die Französin, durch deren Schrift de l'Allemagne die Äußerung Knebels veranlaßt war, anders von uns als die deutschen Weimaraner; in der Vorrede vom 1. October 1813, also vor der Leipziger Schlacht, schreibt sie: J'ai dit que les Allemands n'étoient pas une nation, mais certes ils donnent au monde maintenant d'héroïques démentis à cette crainte, spricht dann auch von der Schande der deutschen Landsleute, die ihren Unterdrückern beistehen, au mépris de leurs alliés mêmes, les Français, sie mag ihre Namen gar nicht nennen. So hatte die Fremde die gesunde Empfindung für uns, die bei uns so gebrochen war! Den einzigen Trost dabei gibt die Geschichte um ein paar Jahrhunderte rückwärts, wo klar wird, wie auch dieser Schandzustand lange vorbereitet und aus den jammervollen deutschen Reichsverhältnissen erwachsen war.

Was Goethe in den entsetzlichen Jahren in sich doch gelitten hat als Deutscher und als Mensch, davon wäre viel zu sagen, er war geübt, dergleichen in sich zu verbergen und still zu verdauen, wenn ers nicht als Dichter verarbeiten konnte. Nur als Probe die merkwürdige Auslassung gegen den Kanzler von Müller vom 14. December 1808: „Ich studiere jetzt die ältere französische Litteratur ganz gründlich wieder, um ein ernstes Wort mit den Franzosen sprechen zu können", in welchem Sinne, wird leider

nicht klar, es scheint, um ihnen zeigen zu können, wie die deutsche Cultur, obschon weit jünger, doch der ihren nun ebenbürtig, Achtung und Schonung fordern könne. Denn politisch ist es gar nicht gemeint, es heißt dann vielmehr geradezu: „Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel, und doch bilden sich Letztere gerade das Umgekehrte ein", wunderlicher, schroffster Widerspruch gegen die, die noch an Deutschland glaubten und es eben damit retteten, und doch zugleich wunderbarer Umschlag von der Geringschätzung ins gerade Gegentheil. Dann aber als sein Trost und seine Hoffnung: „Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in alle Welt müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heil aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt". Wie die Juden! ihm kam also die Lage Deutschlands selbst vor, wie die des Judenstaates nach der Zerstörung von Jerusalem. So stand es da in einem Geiste, wie Goethes, der so hoch und weit über die Weite der Welt hinblickte. Er suchte sich eben auch den Trost in der Weite, daß die Deutschen doch einen Werth für die Welt behielten — als Völkerdünger, wie man das nachher genannt hat. Denn es war in der Geschichte schon einmal dagewesen, am Ende des verrottenden Alterthums, als Beginn der deutschen Geschichte, und sollte nun ihr Ende werden! Wir aus der Zeit vor 1848 haben an dem Gedanken noch oft kauen müssen, so lag er in der Luft (Goethes Äußerung ist erst 1870 bekannt geworden), wenn auch nun mehr mit Zorn oder Spott behandelt. Wir dachten zum letzten Trost an die alten Griechen, die am Ende ihrer nationalen Geschichte so der Culturdünger der Welt wurden, wie wir uns auch für das Misverhältniß zwischen Preußen und Österreich Trost suchten bei dem Verhältniß zwischen Athen und Sparta. Was übrigens Goethe da meinte als Trost beim Verzichte auf ein Vaterland, das geschieht ja nun doch wirklich in alle Weite, wie es nach dem Osten schon seit dem Mittelalter im Gange war, aber es geschieht neben der Wiederherstellung des Mutterlandes, und beide Arbeiten fördern einander wechselseitig, die in der weiten Welt und die in der Heimat. Wie aber Goethe später, nach der vorläufigen Wiederherstellung durch die Freiheitskriege, von den Deutschen ganz anders dachte, davon auch eine Probe aus den Sprüchen in Prosa (Nr. 512): „Der Deutsche läuft keine größere

Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern. Es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, deswegen es ihr zum größten Vortheil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm", also die Deutschen, nun auch als Nation anerkannt, ganz auf sich selbst gestellt, sich selbst genug für alle Entwickelung der Zukunft, während in jener Äußerung von 1808 ihr Heil und Werth im zersplitternden Aufgehen in den andern Völkern gesucht wurde. Es ist freilich von Literatur und Kunst gemeint, aber ein muthiges hohes Prophetenwort, das wir nun auch politisch anzuwenden allen Anlaß haben, wie es wissenschaftlich genommen auch längst im besten Gange ist.

Als die bösen Zeiten, die bösesten unserer Geschichte, durchgelitten und durchgekämpft waren, wobei Brandenburg-Preußen der ihm von der alten Prophezeiung des Kaisers Sigmund zugewiesenen Aufgabe genug gethan hatte, und ein neuer Tag mit ahnungsvollem Morgenroth aufstieg nach der langen, bangen, öden, kalten Nacht, die man sich ja um Jahrhunderte zurück ausdehnen kann, da kam Goethen die Gelegenheit in die Hand, sich vor der Nation darüber auszusprechen. Als Aufforderung dazu konnte er schon im Jahre 1809 die Worte in J. Pauls „Dämmerungen für Deutschland" (unsicher, ob Abend- oder Morgendämmerung) in der Vorrede ansehen: „Mit den deutschen Wunden sind zugleich auch die deutschen Ohren offen, daher rede Heilsames, wer es vermag, und möchten nur Männer, die es am besten vermöchten, jetzo nicht schweigen!" Schon im Jahre 1793 mahnte ihn die Fürstin Gallitzin: „ach Lieber, Sie sollen darauf denken, unsere schläfrige Nation etwas aufzuwecken über ihre jetzige Lage" (Goethe-Jahrbuch 3, 285). Er hatte sich ja auch ausgesprochen über die politisch-nationalen Dinge von damals, in dem Mährchen vom Jahre 1795, aber so im Tone des Mährchenräthsels, daß es bis heute noch nicht eigentlich gelöst ist, was konnte der romantische „Spaß" im furchtbaren Ernst und Drang der Zeit helfen? Nun kam aber im Mai 1814 von Berlin aus Iffland an ihn: „Seit Luthers Reformation ist kein so hohes Werk, dünkt mich, geschehen, als die jetzige Befreiung von Deutschland. Begeisterung hat alle Menschen ergriffen. Es gibt keine höhere Feier als die, daß der erste Mann der Nation über diese hohe Begebenheit schreibt." Und Iffland sprach im Sinne Tausender.

Wer nun aufathmend aufsah und sich umsah nach einem, der für die Nation und zu ihr das Segenswort zu reden hätte, der sah Goethen in dieser Stelle, nachdem Schiller zu früh abberufen war. Er war eben mehr für sein Volk als bloß Dichter, oder der Begriff Dichter rückte nun in der Erregung der Zeit von selbst wieder in das alte Licht und die Würde ein, wie z. B. zu den Zeiten Walthers von der Vogelweide, daß er zugleich der höchste nationale Berather und Prophet zu sein habe. Las man doch noch 1839 im Vorwort der Ausgabe von Goethes Briefen an die Gräfin Auguste zu Stolberg das merkwürdige Wort, aber recht deutsch nach altem Begriffe: „Goethe ist, so lange die Deutschen keinen öffentlichen politischen Charakter haben, der öffentlichste Charakter. Die Dankbarkeit, Verehrung und Liebe, die wir alle in unserm Herzen aufgespart haben für einen großen deutschen Mann, sind wir geneigt [einstweilen] zu übertragen auf einen großen deutschen Dichter." Also, können wir fünfzig Jahre später nun sagen, Goethe als Abschlagszahlung des deutschen Genius auf Bismarck genommen, die Dichterwelt als Prophetie auf eine neue wirkliche Welt, für die sich dann auch eine neue politische Form des Ganzen von selbst verstand. So tröstete sich und seine Deutschen J. Paul im Jahre 1809 in den Dämmerungen und mahnte in Prophetenhaltung: „Ist das vaterländische Feuer erloschen und haben die Vestalen nicht gewacht, so holet es, wie der Römer seines von der Sonne wieder, vom himmlischen Musengott" (Werke 1827 33, 148). Und so kam es, war schon längst still im Gange.

Nun war denn das vaterländische Feuer in tausenden von Herzen wie auf seinem heiligen Herde wieder entfacht zur vollen Flamme und leuchtete auch aus großen Thaten und Erfolgen in die Welt hinaus, wie es seit Jahrhunderten nicht mehr geschehen war, leuchtete als ahnungsvolles Morgenroth eines neuen vaterländischen Tages. Und Goethe, der selbst den Funken des Prometheus dazu vom Himmel geholt hatte, wenn auch mehr für die Menschheit als für das Deutschthum, sollte dazu treten und es als Priester segnen. Das hat er denn gethan in „des Epimenides Erwachen", für die Berliner Bühne geschrieben. Er war noch nicht genug wieder Deutscher geworden, um es anders thun zu können als in griechischer Maske. Das Stück, mit der

Spannung der wunderbar gehobenen Zeitstimmung erwartet, begegnete vieler Enttäuschung. Man brauchte unmittelbare Wirkung in dem unmittelbaren Leben, das man wieder schmeckte, und sollte sie sich durch Gelehrsamkeit vermittelt zusammensuchen, sodaß die Nichtgelehrten von vornherein davon ausgeschlossen waren. Ja hätte Schiller noch zehn Jahre länger leben und das Stück schreiben können, wie hätte er seine hohen Prophetenworte vom Jahre 1800 nun nach der politischen Seite, für die er den höchsten Sinn hatte, ergänzt vortragen können! Goethe mußte dazu sich gleichsam selbst überspringen, um ein Jahrzehnt oder mehr über sich selbst hinaus und voraus springen, denn bei Eckermann später findet man ihn in Stimmungen (z. B. am 14. März 1830), die für die Aufgabe die brauchbaren gewesen wären.

Er hat aber das Überspringen seiner selbst, das Schwerste, was einem aufgegeben werden kann, doch auch tapfer geleistet. Er hat als Epimenides die düstere Nacht der furchtbaren Zeit verschlafen und verträumt und sieht nun beim Erwachen auf einmal die ungeheure Wandlung, sieht, was vollbracht ist ohne sein Zuthun, und — erklärt vor seinem Volke (auch der Hof war anwesend gedacht) geradezu ein pater peccavi, sieht es nun über sich, nicht mehr unter sich (2. Aufzug, 9. Auftritt):

Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin.

Man muß, um das zu begreifen, in den Erinnerungen der Malerin Louise Seidler nachlesen, wie ihn Professor Kieser bei einem Besuche am 12. December 1813 fand (2. Auflage S. 104), nämlich erschüttert bis in die Grundfesten seines Wesens, weil die Brandung der neuen Begeisterung nun auch in Weimar selbst an ihn kam und ihn unentrinnbar umfieng, daß es ihm über den Werth der Nation und die wahre Bedeutung des Geschehenden recht eigentlich wie Schuppen von den Augen fiel; er beichtete in einer unerhörten Aufregung vor Kiefern wie vor einem Vertreter der von ihm gekränkten Nation, und entwickelte einen großen Plan, wie er selbst nun eingreifen wolle, den Kieser leider als Geheimniß behandelt und dem Briefe nicht anvertrauen mag.

Jenes Bekenntniß und Ehrenerklärung des Epimenides stammt aus dem Gedankenkreise, den Kieser da leider nur andeutet, und wenn man in der Goethegemeinde allermeist nicht daran will, daß da in der altgriechischen Maske der Dichter selber von sich selber von der Bühne herab zur Nation so rede, so geschieht das wol nur, weil er ihnen mit der Selbsterniedrigung zu klein würde; ich sehe ihn nirgends größer als da.

Aus der Stimmung jener Stunde begreift sichs auch, wenn er sich nun zu dem alten vox populi vox dei versteht, das zugleich so tief ist und so flach sein kann, für ihn gleichfalls eine wahre Selbstüberwindung, eine Selbstüberspringung. Im siebenten Auftritt singt der Chor:

Brüder, auf! die Welt zu befreien!
Kometen winken, die Stund' ist groß u. s. w.
So erschallt nun Gottes Stimme,
Denn des Volkes Stimme sie erschallt,
Und, entflammt von heilgem Grimme,
Folgt des Blitzes Allgewalt.

Gewalt, Blitz, Grimm, alles sonst so unbrauchbar in Goethes Denk- und Empfindungswelt, und hier, im Licht aus heiliger Höhe gefaßt, unentbehrlich. Er war eben über sich selbst erhöht durch die Gewalt der Ereignisse und der nationalen Erhebung: erhöht, wenn das der Goethegemeinde nicht munden will, kann man auch sagen, aus seiner Ätherhöhe heruntergeholt in die drangvolle Wirklichkeit, in der eben allein sich alles Leben bewegt, das doch sonst sein rechtes Stichwort ist, und hier fand sich doch erst die rechte Höhe für ihn, an der Spitze seines Volkes. Auch die Volksstimme, mit der er sich selbst hier vorgreift, ward ihm noch zu einem unentbehrlichen Begriffe, als er sich nachher immer mehr darein fand, doch mit der Entwickelung des neuen Zeitgeistes zu gehen, so weit er konnte; hatte er doch das Gesunde darin selbst halb unbewußt mit pflanzen und pflegen helfen. So in dem erwähnten Gespräche mit Eckermann im Jahre 1830 (3, 215), wo von Beranger die Rede ist, von dem er nicht ohne neidische Regung äußert, „daß der Dichter fast immer als große Volksstimme vernommen wird. Bei uns in Deutschland ist dergleichen nicht möglich. Wir haben keine Stadt [wie Paris], ja

wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten: hier ist Deutschland! Bloß vor sechzehn Jahren, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, da war Deutschland überall" u. s. w. (folgt noch Bedeutsames genug): „Deutschland überall" im Jahre 1814 auf so kurze Zeit, dann eigentlich keins mehr, das wissen ja wir Alten noch aus bitterm wurmenden Weh, und nun doch „Deutschland überall" auf immer, oder wir müßten nicht wollen, auch ohne ein deutsches Paris, das alles Leben in sich auffaugen will, und das wir gar nicht brauchen können.

Auch als Epimenides, dessen er da nicht gedenkt (er dachte offenbar später nicht gern daran zurück), sprach er doch endlich zugleich, aus der griechischen Rolle fallend, als große Volksstimme, auch wie mit dröhnendem Posaunentone, z. B.:

Und wir sind alle neugeboren,
Das große Sehnen ist gestillt.
Bei Friedrichs Asche wards geschworen
Und ist auf ewig nun erfüllt —

auf ewig! ja so dachte, fühlte man damals, man sah durch die Befreiung vom napoleonischen Joche für alles geholfen, wofür doch noch Arbeit, Streit und Leid genug übrig blieb und bleibt, und doch sind die Worte wie schon für die hohen Stunden von 1870 und wie für unsre nähere Zukunft geschrieben. Ebenso im Munde des Epimenides:

Ich sehe nun mein frommes Hoffen
Nach Wunderthaten eingetroffen u. s. w.

Und im Liede des Chors am Ende:

Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß u. s. w.
Zusammenhaltet euren Werth,
Und euch ist niemand gleich.

Damit ist zugleich über den Augenblick hinaus in die Zukunft geblickt, stand er doch mit den Zeitgenossen nun auch wie auf heiliger Bergeshöhe, wie Schiller damals im Jahre 1800, und doch nun auch ganz anders. Wenn Schiller die Höhe ganz aus sich selbst und dem deutschen Innern hatte nehmen und sein

prophetisches Ausschauen auf das Innere beschränken müssen, so war oder wurde nun, wie Hölderlin zwanzig Jahre vorher geahnt hatte, die Wasserscheide vom bloßen Innenleben zu neuem wirklichen Leben überschritten, und man sah vor sich und hinter sich in das Land der deutschen Geschichte mit ganz verschiedenem Anblick. Auf Wasserscheiden stehen an der Straße gern Capellen zur Andacht, zu der die Höhe mit ihrem Weitblick den Wanderer ohnehin leicht einladet. Auch auf dieser Höhe war der deutsche Geist zur Andacht erhöht, von Gott und dem Heiligen voll. Es gieng eine hohe Sonntagsstimmung durch die Lande, zugleich Frühlingsstimmung, Osterstimmung, wie Schenkendorf in die Geschichte zurückblickend jubelnd ausbrach (Frühlingsgruß 1814):

Vaterland! in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum.

Auch Epimenides blickt so andächtig hoch gestimmt ins Weite von der noch nicht erlebten Höhe. Schon im Eingange thut es die Muse für ihn, um voraus den Grundaccord anzuschlagen (am Schluß der Ansprache):

So ging es mir [Goethen], mög es Euch so ergehen,
Daß aller Haß sich [nun] augenblicks entfernte ...
Und alle Welt von uns die Eintracht lernte.
Und so genießt das höchste Glück hienieden,
Nach hartem äußern Kampf den innern Frieden.

Frieden, Eintracht: wie reicht das zugleich dem Schlußbilde der alten Prophezeiungen die Hand, in der des Jupiter im Simplicissimus, wie in Sibyllen Weissagung aus dem vierzehnten Jahrhundert. Und wenn Goethe die Welt die Eintracht von uns lernend wünscht (das Gefühl, daß man ein ganz neues Leben zu beginnen habe, gieng ja durch ganz Europa), wie fällt das in der Sache zusammen mit dem alten Zuge in der Idee des deutschen Kaisers, der sich in dem Titel pacificus ausdrückt, bei Walther von der Vogelweide in der Mahnung an Kaiser Otto IV. als an seine höchste, letzte Aufgabe, nachdem er in Deutschland Frieden gemacht: und süenet al die kristenheit (12, 22 Lachmann). Die hohe Idee war eben wie von selbst nicht nur an die Kaiseridee, auch an unsere Mittellage in Europa gebunden, die Leibniz so nachdrücklich betonte. Völlig, als wäre er mit den alten Weis-

sagungen bekannt, schrieb am 3. November 1814 Cornelius aus Rom an Görres in einem Briefe, in dem er seine Stimmung jugendlich ausschüttete, u. a.: „Ich glaube, Gott will sich aller herrlichen Keime, die in der deutschen Nation liegen, bedienen, um von ihr aus ein neues Leben, ein neues Reich seiner Kraft und Herrlichkeit über die Erde zu verbreiten" (Görres Schriften 8, 435).

Aber Eintracht bei den Deutschen! und der Dichter dachte sie sich offenbar auch wie nun dauernd, als Muster für Europa. Ja damals war sie da, rein und groß, eine hübsche Zeit lang, wie lange nicht in unserer Geschichte, von einer jugendlichen Begeisterung getragen, wie man sie seit den Kreuzzügen nicht wieder gesehen hatte. An die dachte man denn auch, wie Cornelius in dem erwähnten Briefe, wie Schenkendorf öfter, wie Körner: „Es ist ein Kreuzzug, ist ein heilger Krieg", und auch das als Kriegszeichen gestiftete eiserne Kreuz faßte man so auf.

Ein wichtiges, mehr nüchternes, und doch auch ein Prophetenwort fällt noch am Schlusse des Stückes. Epimenides erklärt:

Er [der Höchste] lehrte mich das Gegenwärtge kennen,
Nun aber soll mein Geist entbrennen,
In fremde Zeiten auszuschaun.

Das ist zunächst wieder ein bloß persönliches Bekenntniß: ich hatte mir die Gegenwart (in seinem eigenthümlichen gedrungenen Sinne genommen) als Ziel und Umkreis meines Erkennens gesetzt, das Sinnengegebene, die Natur, nun aber erkenne ich, daß das nicht ausreicht und die Geschichte zur Ergänzung braucht; man kennt sein Geständniß in Wahrheit und Dichtung, daß er der Weltgeschichte nie etwas habe abgewinnen können. Jetzt aber war er mit ergriffen von dem Drang, die ungeheuern Dinge aus der Geschichte begreifend zu überwinden, sie hatten ihn auch darin über sich selbst erhöht. Er läßt es dann den Priester aussprechen, wie im Namen der Nation:

Und nun soll Geist und Herz entbrennen,
Vergangnes fühlen, Zukunft schaun:

fühlen, sein altes Wort für gründlich erfassen, bis ins Innerste verstehen, also: die Vergangenheit gründlich erforschen, um von da aus einen Blick in die Zukunft zu gewinnen.

Auch das stand schon mit im Programm der Romantik (zuletzt doch auch aus Herders Ideenmasse abgeleitet), schon im Jahre 1798 von Friedrich Schlegel in das knappe Wort gefaßt, das ein geflügeltes geworden ist: „Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet" (Athenäum 1, 2, 20), von H. Heine auf Schiller angewandt (die romantische Schule S. 85). Auf Deutschland in seiner verzweifelten Lage im Jahre 1808 angewandt von Arnim, er schreibt da: „Dadurch, daß wir erkennten, wie wir geworden, könnten wir zu einem tiefern Bewußtsein unsrer selbst und zu einem festeren Vertrauen auf die Natur unsers Vaterlandes gelangen. Wenn es lange Zeit und gut war, daß Deutschland sich in ruhiger Bewußtlosigkeit entwickelte, so machen die Andränge von außen, die jetzt geschehen, es nöthig, daß es in seinem Selbst sich zum Beschluß seiner Bestimmung unter den Völkern sammle" (W. Scherer, J. Grimm S. 42). Der Gedanke lag eben für denkende Geister, die in der Höhe Trost suchten, in der Luft der deutschen Verhältnisse. Hatte ihn doch auch schon Leibniz gehabt, der deshalb Jahre lang beim kaiserlichen Hofe für Gründung einer historischen Reichscommission wirkte, an deren Spitze er sich selbst dachte; das war in Wien freilich vergebliche Mühe, schon den jesuitischen Einflüssen dort gegenüber, ebenso wie seine langjährige Bemühung für Gründung einer deutschen Akademie, d. h. einer „deutschgesinnten" Gesellschaft der Wissenschaften, die ihm dann in Berlin gelang und in seinem Sinne durchaus die zusammenfassende Hebung des deutschen Geistes und Lebens zum Zweck und Kern hatte, sein Leben lang der Mittelpunkt in seinem großen Denken für die Erneuerung und Rettung des Vaterlandes. Der Gedanke an die Neubegründung vaterländischer Geschichtsforschung in diesem Sinne ist nur ein Stück aus dem ganzen Plane und tauchte dann in der Zeit der letzten Kämpfe um das Dasein und der ersten Erfolge von selbst wieder auf, man konnte ihn aus der Zeit nehmen und brauchte ihn nicht erst zu entlehnen. So ist er wol unentlehnt selbständig bei Arnim, bei Goethe, bei Stein. Denn die Monumenta Germaniae historica als Hauptarbeit der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" sind eine Schöpfung Steins, womit Leibnizens und Goethes Gedanke zur schönsten Ausführung kommt. Stein hat selbst mit Goethe darüber verhandelt im Sommer 1815, um ihn für den

Plan zu erwärmen; wie wenig ihm aber das gelang und wie kalt, um nicht mehr zu sagen, sich Goethe nun dagegen verhielt, daß er seinen eignen hohen Gedanken, d. h. die Höhe der vaterländischen Stimmung, aus der er stammte, sobald nachher wieder ganz verloren hatte, das kann man im neuesten Goethe-Jahrbuch (1888) S. 90 finden, s. besonders den Brief an Voigt vom 26. August 1816; die „Verblendung", von der er da spricht, war doch wirklich auf seiner eignen Seite, dieselbe, aus der man ihn im December 1813 in Kiesers Bericht herausgerissen sah. Wie gut wieder, daß nicht alle so dachten und empfanden, nachdem der erste Morgentraum verrauscht war und die harte Tagesarbeit begann.

Die Geschichte eine rückwärts gekehrte Prophetie, das ist eigentlich die Seele unserer seitdem verjüngten Geschichtsforschung und Geschichtschreibung geworden. So ausgesprochen in dem Vorwort zu dem ersten großen Unternehmen der Art von Perthes, Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert 1. Band S. IV: „Damit man sehe, wie im Laufe der Zeit jeder Staat das geworden ist, was er ist, damit die Gegenwart richtig verstanden und der Blick in die Zukunft, so viel möglich, weniger unsicher werde". Und in der Einleitung zur Geschichte der Teutschen von dem trefflichen schwäbischen Pfarrer Pfister, die das Unternehmen eröffnete, im 1. Band S. IX: „Sehr ernste Fragen hat unser Jahrhundert zur Sprache gebracht. Zu ihrer Lösung soll die Geschichte als Einleitung dienen, und sie wird es, dafür bürgt der Eifer und die ausgebreitete Thätigkeit, wozu sich eben jetzt so viele vereinigen". Das ist im Jahre 1829 geschrieben, kurz vor den Stürmen von 1830, denen nachher die von 1848 folgten u. s. w., d. h. die ernsten öffentlichen allgemeinen Fragen, von denen Pfister 1829 sprach, häuften sich und steigerten sich und rückten uns, jedem Einzelnen, immer näher auf den Leib, daß einer nach dem andern in die Drehung der gewaltigen Bewegung hereingezogen wurde: recht eigentlich unsere Lebensfrage, bis ins alltäglichste Erwerbs- und Geschäftsleben herunter, wie bis in das höchste Geistesleben hinauf, eigentlich die eine Frage: können wir uns als Volk, als lebendiges Ganzes verjüngen aus dem einst alternden, absterbenden Zustande heraus? und nun auch aus den eingetretenen wirren Gährungen heraus zu einer

festen Neugestaltung kommen? Welche Arbeit für die Geschichte nach allen Seiten, daß sie als Prophetin aus den Wegen und Irrwegen der Vergangenheit heraus den rechten Weg für die Zukunft weise!

So war und ist nun das Amt des Prophezeiens, das doch nicht leer bleiben kann, an die Wissenschaft übergegangen, ist aus einem begeisterten Träumen oder Schwärmen zu einem ernsten Arbeiten geworden, die Wissenschaft aber damit geadelt, indem sie mit ihrer sauern, nüchternen Arbeit zugleich doch das alte Amt des Sehers und Priesters übernimmt und damit nicht mehr nur, wie in der vorigen Zeit der bloßen Gelehrsamkeit, über das Geschehene wie über ein Abgeschlossenes aus ferner kühler Höhe Buch führt für das bloße Wissen der Schule, sondern bei aller reinen Höhe doch dem Leben so nahe rückt, daß sie nicht nur dessen Pulsschlag theilt, sondern auch in sein Werden und Geschehen von oben eingreifen lernt oder lehrt, daß es die gottgewollten Wege finde. Und das alles zugleich ein fröhliches und sicheres Zeichen, wie keines sonst, daß die große, ja ungeheure Aufgabe gelingt, an der die Besten bei allen Völkern seit Jahrhunderten arbeiten: die Menschheit aus der Gefahr des Alterns und Verrottens, der das classische Alterthum nicht hat entgehen können, heraus zu holen zu einem neuen Leben; ja, „es ist der Geist, der sich (neu) den Körper baut".

Für uns Deutsche aber wurden seit dem Morgen unseres neuen Lebens, der auf den Abend des alten gefolgt ist, die Fragen, wie sie aus dem gründlich rajolten Boden wuchsen, alte und neue, als Kraut oder Unkraut, alle doch von einer umspannt: von der nach Kaiser und Reich. Es war ja auch die alte erste Frage, von allem Anfang her, die Frage nach dem Zaun oder der Mauer, die einen Garten umhegen muß, damit dann in ihnen sicher wachsen und werden könne, was soll oder will, was Menschen-Bedarf oder Willkür und was des Himmels Luft und Licht aus dem gegebenen Boden und seinen Keimkräften gewinnen mag.

Solche Namen haben, wie Blumen, einen Duft um sich, weit waltend und allbestimmend und belebend, so lange sie die Träger von Lebensmächten sind; der Duft kann sich aber auch verlieren, wie bei den Blumen, und in sein Gegentheil umschlagen,

wenn das Leben davon weicht. So war es mit „Kaiſer und Reich“ gegangen. Für das letztere braucht man nur an die Reichstruppen zu denken, um zu wiſſen, wie übelriechend der alte edle Begriff geworden war. Und ich weiß noch aus meiner Kindheit, wie da „draußen im Reich“ unter den Leuten in Gebrauch war, wohlgemerkt, „draußen“, von Sachſen, Preußen, Öſterreich aus geſagt, wo man längſt mit Genugthuung empfand, daß man nicht mehr „drin“ war. Sang man doch ſchon im ſechszehnten Jahrhundert vom ſterbenden Reiche, d. h. die damals gar ſtolzen Buchdrucker ſangen in einem Preisliede ihrer „Geſellſchaft“ von ſich ſelbſt, um der Sicherheit ihrer Fröhlichkeit kräftigen Ausdruck zu geben, auch wie propheiend (Fiſcharts Gargantua Cap. 8, Uhlands Volkslieder Nr. 265):

Sie hat gar kleine Sorgen
Wol umb das Römiſch Reich,
Es ſterb heut oder morgen,
So gilt es ihnen gleich.

Alſo ſchon wie bei Goethes Studenten in Auerbachs Keller, Froſch:

Das liebe heilge Römſche Reich,
Wie hälts nur noch zuſammen?

Aber Brander, dem das doch eine peinliche Gedankenreihe erweckt, unterbricht ihn gleich:

Ein garſtig Lied! Pfui! ein politiſch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht fürs Römſche Reich zu ſorgen!
Ich halt' es wenigſtens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiſer oder Kanzler bin.

Schon im dreizehnten Jahrhundert, in Zeiten, wo die ſo nahe dahinter liegende Herrlichkeit zuerſt in bedenkliche Zerrüttung gerieth, äußerte Freidank (73, 20), wenn auch zugleich die Schwierigkeit des Kaiſeramtes überhaupt gemeint iſt:

möht ich mînen willen hân,
ich woltem keiser 'z rîche lân.

Wie ſchmählich aber zuletzt der Kaiſerbegriff heruntergekommen war, das hört man am ſchärfſten aus Kindermunde, wenn z. B. aus Schwaben bei E. Meier, Deutſche Kinderreime und Kinder-

ſpiele aus Schwaben, Tübingen 1851, S. 39 in einem Auszählſpruch als Schluß geſagt wurde:

Zipperle zipperle bump,
Der Kaiſer iſt e Lump,
Er reitet über Feld
Und bringt e Sack voll Geld;

und noch einmal in einem Spiele S. 136: „Birle birle bump, der Kaiſer iſt ein Lump". Es gibt ein ganzes Bild: der Kaiſer allein daher reitend mit einem Sack voll Geld in der Hand, wie auf einem Bilderbogen, als „Lump", d. h. als ob er ſich das Geld eben in einer Reichsſtadt geborgt hätte, der Witz könnte z. B. aus Ulm oder Augsburg ſtammen, bei den Kindern nur haften geblieben. Erſcheint doch der alte Fritz in ſeinen Geldnöthen in Kindermund, freilich nicht als Lump, ſondern als Held, in einem Auszählſpruch aus Schierſtedt:

Friederich der große Held
Hat Soldaten und kein Geld.

Überhaupt klingt oft genug politiſche Wahrheit ſo als klarer ſcharfer Niederſchlag in Volks- und Kindermunde, z. B. das unfindbare Deutſchland von ehedem, von dem Goethe oben bei Eckermann ſpricht, in einem Kinderſpruch im Wunderhorn (1845 3, 432), „wenn die Kinder auf der Erde herum rutſchen", in einer Faſſung, wie ſie bei Frankfurt von Handwerksburſchen gehört worden iſt (ihr Wanderleben wie jenes Herumrutſchen gedacht):

Suche vorne, ſuche hinten,
Such alleweil herum,
Kann Deutſchland nicht finden,
Rutſch alleweil drauf rum!

So ſangen ſogar die Kinder dem alten Deutſchland und dem alten Kaiſer wie ein Grablied mit Schimpf und Hohn! Man kann aber daran auch wie kaum an etwas anderm den Umſchwung ermeſſen, der ſich bei unſern Lebzeiten vollzogen hat, gar mancher von den kleinen Spottſängern wird dann dazu geholfen haben. Gerade in den Knabenſeelen wurzelten und hafteten am tiefſten mit wunderbarem Ahnen die ermuthigenden Worte, die von Dichtern ausgegeben wurden, z. B. Schillers Wort von der

„kaiserlosen, der schrecklichen Zeit" in der Ballade vom Grafen von Habsburg (v. J. 1803), das mir als Knaben wie einen Stoß gab, der eine Lücke im tiefsten Gefühl eröffnete, die Ausfüllung verlangte. Und was Rückerts volksmäßig gehaltenes Lied vom alten Barbarossa, dem Kaiser Friederich im Kyffhäuser (vom Jahre 1814) im stillen Seelengrunde von tausend und abertausend Kindern für Wirkung gethan und vorbereitet hat, das ist nicht zu ermessen: ein romantischer Traum, ja! aber ein prophetischer, einer von denen, die doch dann für die Tagesarbeit auch Kraft und Saft in Sinn und Glieder geben.

Diese Arbeit, die nach den Freiheitskriegen der Nation aufgegeben war, erschien oder war schwerer als je eine, hoffnungslos den widerstrebenden Mächten und Verhältnissen gegenüber. Aber die Kräfte der Nation sammelten sich auch unter dem Druck stetiger und sicherer als je, von allen Seiten auf die eine wunde Stelle drängend, die schon im dreizehnten Jahrhundert Freidank scharf bezeichnet hatte, um sie nun zu heilen. Wie die ästhetische Stubenarbeit endlich in Drang nach wirklicher Arbeit ausgelaufen war, am schärfsten ausgesprochen in Hölderlins „wir [Jungen] wollen thun, was die Künstler träumten", ebenso gieng es nun, noch merkwürdiger, mit der philosophischen Stubenarbeit. Schon in Fichte ballte sich Kants reine Denkkraft wie zu Thatenkraft zusammen, wie es Arnim tröstend geahnt hatte, und das System, in dem der reine Gedanke, die Idee ihren höchsten Flug nahm und im Äther zu verschweben schien, das Hegelthum, schlug doch am Ende auch geradezu in drängende Thatkraft um, die Idee griff nun nach unten und umfaßte die ganzen Nöthe der Zeit und des Vaterlandes mit dem in der Höhe gelernten gewaltigen Umspannen, und das Umfassen gieng von selbst in ein Erfassen, das Begreifen in ein Eingreifen über. Dazu halfen die Dichter den Philosophen, wie in der großen Zeit des achtzehnten Jahrhunderts, der Zeit der ahnenden Vorarbeit, so nun bei der Arbeit des Zugreifens; das sogenannte junge Deutschland und das junge Hegelthum giengen ans Werk in stillem und offenem Bunde, alles lang und tief geschulte Denken und Empfinden, Träumen und Ahnen ward aus sich selbst heraus zu einem Wollen. Auch die bildende Kunst wie die Geschichtsforschung, nicht anders die junge deutsche Philologie, eigentlich alle Geistesarbeit der dreißiger,

vierziger Jahre hatte mehr oder weniger bewußt nur ein Ziel, auf das alle neu erweckten Kräfte in einer Richtung hinstrebten, wie Strahlen nach ihrem einen Ausgangspunkte, während die umgekehrte Richtung in der deutschen Geschichte das Herkömmliche war. Die zerstreut arbeitenden Kräfte wurden damit zu einer unwiderstehlichen Kraft, die in sich ihres Erfolges sicher war. Die Luft war voll von einer deutlich geahnten, heiß ersehnten nöthigen großen deutschen That, die wie mit einem großen Ruck alles Zerfahrene auf einen neuen festen Fuß und Stand setzen mußte.

Aus dem Kreise der bewußten Arbeiter und Dränger sei nur einer benutzt, **P. A. Pfizer** und sein „Briefwechsel zweier Deutschen", Stuttgart und Tübingen, bei Cotta, 1831, während ich daneben gern auch Wienbargs Ästhetische Feldzüge, Hamburg, 1834, das eigentliche Stiftungsbuch des jungen Deutschlands, zuzöge. Beide Bücher sind rechte Prophetenarbeit. Pfizer, der junge Schwabe, steht in Hegels Welt, die ja, selbst aus schwäbischem Geiste, damals in Berlin die Herrschaft hatte. Man sieht da das wunderbare Gähren der überhohen Ideenwelt, wie sie durch Hegel aufgeregt war, sieht aber auch die Abgründe, die sich darunter aufthaten (wie bei Wienbarg auch) und durch den ätherischen oder auch grauen Nebel hindurch, der doch schon Risse hat, das ganze Elend des Vaterlandes mit einer Schärfe als Schmach vor Europa empfunden, wie kaum je vorher. Aber eben aus der Idee blitzt auch kühne Hoffnung und Thatkraft, z. B. in dem Schlußworte eines Briefes von Friederich an Wilhelm (so heißen die beiden briefwechselnden Deutschen), das zugleich an Schillers Gedanken vom Jahre 1800 anknüpft, ohne davon zu wissen (S. 263): „Möge einstweilen immerhin das stolze England alle Meere beherrschen, möge Frankreich die Welt zum zweiten male erobern (!) oder Rußland seine gewaltigen Arme noch weiter über Asien und Europa strecken, die wahre Geistesbildung wird ihren Sitz und Mittelpunkt in Deutschland doch behalten und immer fester begründen; ja die Zeit wird kommen, wo die Schutzgöttin der Deutschen, die Philosophie, aufhört, eine bloße Schulmeisterin zu sein, die auf Kathedern thront, die Zeit wird kommen, wo sie handelt und vollbringt, wo sie zur That wird und die Welt beherrscht." Was im Hintergrunde von alle

dem als bestimmender Punkt in des Philosophen Seele stand, wie bei Tausenden, zeigt ein Gedicht „der künftige Messias" S. 354, wo er, in romantischer, religiöser Haltung, von einem Klausner dichtet (er bekennt sich zuletzt selbst als ihn), der sich aus dem Volke, „das mit Unwerth prahlt und sich der Schande freut", in des Waldes Einsamkeit geflüchtet hat, aber als Prediger in der Wüste „von dem Reiche, das kommen soll", redet,

Von des Heilands Feuertaufe, vom Erlöser, der erscheint,
Wenn der Stern aus Morgen wieder blinkt, das irre Volk
vereint u. s. w.

Woher aber der Messias kommen sollte? Die Antwort war schon seit dem siebzehnten Jahrhundert gleichsam herangewachsen. Wie Lohenstein seinen Arminius in dem Berlin des großen Kurfürsten dauernd ansiedeln wollte, wie im achtzehnten Jahrhundert der große Friedrich die alten deutschen Messiashoffnungen wach rief, so war durch die mit stillem und hellem Lichte leuchtenden Thaten der Befreiungskriege der preußische Staat die Stelle der Hoffnungsstrahlen im düstern Gewölk für den, der über das wirre Durcheinander der Verhältnisse, Strebungen und Meinungen hinausblickte in die Höhe der gegebenen Thatsachen und Kräfte. Was freilich nun für uns und das ganze Erdenrund weltgeschichtliche Thatsache ist, dazu gehörte damals noch ein großer kühner Glaube, ein rechter Prophetenmuth, denn die Schwierigkeiten waren von innen und außen unendlich viel größer, als unser jüngeres Geschlecht weiß und ahnt. Aber Pfizer, der Schwabe, sprach es im Jahre 1831 aus, so gewagt es war gerade in Württemberg (vgl. ihn selber in Fr. Perthes Leben 3, 367); sein Wilhelm schreibt z. B.: „Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist Preußen auf das Protectorat über Deutschland durch dasselbe Verhängniß angewiesen, das ihm einen Friedrich den Großen gab" u. s. w. (S. 201); „wenn Preußen seinen ehrenden Beruf in großartigem Sinne würdig auffaßt und die beschränkte preußische Nationaleitelkeit zu einem deutschen Nationalgefühle erweitert, wenn es bedenkt, daß sein Übergewicht an materiellen Kräften weniger sein Verdienst, als eine Gunst des Himmels, ein Fingerzeig für seine künftige Bestimmung ist" u. s. w. (S. 227), es ist „der gottgegebene Retter in der Noth" (S. 239), während Frie-

derich, der andre Briefsteller (es ist im Grunde Friedrich Notter, ein Freund Pfizers, der erst im Jahre 1884 starb) scharf Widerpart hält, Preußens damalige Mängel oft beißend hervorhebt und das ganze politisch vorausgeschrittene Selbstgefühl des Südwestdeutschen ausspricht: man wittert da die Gefahr einer Dreitheilung, die bis 1866 uns ängstigte, und die der Mainlinie, die auch nach 1866 uns noch ohne Noth geängstigt hat. Pfizers eigenste Gedanken läßt wieder ein Gedicht sehen, „Einst und Jetzt" S. 301; da schweift der Geistesblick vom heimischen Hohenstaufen hin zu Kaiser Rothbart, der nur schlummert, rückwärts zu Kaiser Karl dem Großen, bis zum „heiligsten der Schatten, Hermann, der als Opfer fiel", aber auch vorwärts zu den Zollern, die ja auch einst von Schwaben aus ihre deutsche Bahn antraten:

Gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufens Nachbar und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entlegnen Ostmeers trug.

So ist für das vaterländische Gefühl des Schwaben die Einheit des innersten Lebensfadens gewonnen zwischen alter und neuer Zeit, aber wir andern freuen uns ja auch an dieser Einheit, an der alten Nachbarschaft des Hohenstaufen und Hohenzollern. Schade, daß auch Pfizer für den Schluß seiner Vision von dem Friedrich in Sibyllen Weissagung und Kaiser Sigismund Ausdeutung auf den Brandenburger Friedrich nichts wußte:

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlaßnen, Heimatlosen
Mit der goldnen Schwinge zu u. s. w.

Was da die Stimme aus dem freien Süden hochherzig selbstentsagend nach dem Berlin von 1831 hinauf rief, das bei allem Hegelthum politisch im Garne Rußlands zappelte, das war eigentlich: wenn du nicht willst, du mußt, denn es ist der deutschen Geschichte, des deutschen Gottes Wille. In der Volksseele, wie sie von den Besten dargestellt wird, war der Wille da, zu einer einheitlichen Spannkraft gesammelt, wie nur je in den größten Zeiten rückwärts. Aber der Wille brauchte eine Hand, einen

Arm, einen Kopf, daß die alte Gedankenthat des Träumens, Ahnens und Wollens endlich zur wirklichen That würde, der ja unendliche Schwierigkeiten gegenüberstanden. Und der Kopf, die Hand fanden sich, im Dienste des deutschesten Herzens, eben in und mit einem rechten Preußengeiste. „Volkswille, Gotteswille", so faßt Franz Cramer in einem Schriftchen über Goethes Epimenides (Despotismus und Volkskraft, Berlin 1874, S. 23) Goethes Wort dort von des Volkes Stimme als Gottes Stimme, und schließt (S. 26): „Kühn und muthig und frei tragen wir die Stirne, wir kennen ja das Walten des Zeitgeistes seit Jahrtausenden. Die Volkskraft ist groß und — der eiserne Kanzler ist ihr Prophet". Damit kann auch ich schließen, nur daß eisern und Prophet unsern Bismarck nicht ganz bezeichnen: er ist uns der rechte Friedrich, der rechte Siegfried, der rechte Arminius geworden und hat auch seinen König und Herrn dazu gemacht, daß in und mit ihm sich die alten Prophezeiungen erfüllten, die ja seit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts auf Brandenburgs Fürstenhaus wiesen. Die deutsche Geschichte, und nicht die politische nur, mit ihr die deutsche Geschichte überhaupt, beginnt, als fienge sie nun erst oder endlich an, aber mit dem Lehrgewinn von langen Jahrhunderten. Man möchte wirklich wieder mit jung sein.

Aber als Zugabe und Nachklang doch noch einige Stimmen von Fremden, auch Prophetenworte. Da muß aber auch die aus der ältesten Zeit mit erwähnt werden, die des Römers Tacitus, der mit seinem bewundernden Berichte von den Thaten des Arminius wie mit seiner Germania für uns ein rechter Prophet geworden ist, ohne es zu wollen; er ahnte ja aber auch das Schicksal, das dem Römerreiche von den Germanen bevorstand. Was das von ihm gezeichnete Bild unserer Vorfahren, seit es im sechszehnten Jahrhundert bekannt wurde, für die deutschen Geister und ihre schwere vaterländische Arbeit geworden ist mit stärkender, erhebender, reinigender Wirkung, das kann man nicht ermessen, aber ahnen aus dem Gebrauche, den die Chronisten und Geschichtschreiber alsbald davon machten, und jeder von uns hat es noch auf der Schule an sich erfahren. Der große Römer, auf Feindesseite, eröffnet die Reihe unserer großen Propheten. Am Ende der Reihe aber erklingt am wunderbarsten eine Pro-

phetenstimme über uns aus Frankreich, sollte ich auch sagen auf Feindesseite? nein! zumal sie noch vor 1866 fällt. Victor Hugo, der so gern in Prophetenton fällt, kam in seiner Abhandlung über Shakespeare vom Jahre 1864 auch auf das deutsche Wesen zu sprechen, das vom europäischen verschieden und ihm doch unentbehrlich sei: La nature allemande, profonde et subtile, distincte de la nature européenne, mais d'accord avec elle, se volatilise et flotte au-dessus des nations. L'esprit allemand est brumeux, lumineux, épars. C'est une sorte d'immense âme nuée, avec des étoiles, er findet seinen reinsten und höchsten Ausdruck in der Musik, was nachher geistreich und geistreichelnd weit ausgeführt wird, auch wie mit wohlwollendem Nachfühlen unserer politischen Unvollkommenheit. Vorher aber noch: Si l'âme allemande avait autant de densité que d'étendue, c'est-à-dire autant de volonté que de faculté, elle pourrait, à un moment donné, soulever et sauver le genre humain: wenn sie eben so viel Dichtigkeit als Ausdehnung hätte, d. h. ebenso viel Willen als Fähigkeit, könnte die deutsche Seele in einem gegebenen Augenblicke das Menschengeschlecht erheben und retten, aus der unendlichen wolkig sternreichen Seele, die in Gasform über den Nationen schwebt, könnte einmal das Heil für die Menschheit kommen, wenn das Gas sich zu Kraft verdichtete! Wunderbar! Was wir dazu sagen sollen? zumal nun nach 1870? Lieber nichts, als daß wir dankend den hohen Sinn des Franzosen anerkennen, der so stolz war auf die Culturhöhe seines Frankreich als Führerin der Menschheit, auf Paris als das Gehirn der Welt. Und doch noch etwas: ist es nicht, nur überschwänglich gefaßt, eigentlich dasselbe, was uns vorhin an dem geschichtlichen Faden der deutschen Entwickelung in die Hand gieng? und wiederum dasselbe eigentlich dem Kerne nach, was in den Prophezeiungen des närrischen Jupiter im Simplicissimus, ja in Sibyllen Weissagung aus dem vierzehnten Jahrhundert vom deutschen Helden der Zukunft gesagt ist? Auch noch aus Pfizers Briefwechsel ließe es sich als Grundgedanke nachweisen, daß Victor Hugo damit herzlich hätte einig sein können, wie schon die oben angeführte Stelle andeutet.

Als wir 1870 um unsre endliche Auseinandersetzung und Abrechnung mit Frankreich kämpften, die sie ja selbst begehrt

hatten, ſah in England drüben ein Mann jubelnd zu, Thomas Carlyle, der alte begeiſterte Freund des deutſchen Geiſtes und grenzenloſe Bewunderer Friedrichs des Großen, auch eine rechte Prophetennatur; er prophezeite unſern Sieg, damit aber den Übergang der Führung der modernen Entwickelung an Deutſchland: Germany ought to be President of Europe, and will again (wie einmal ſchon im Mittelalter), it seems, be tried with that office for another five centuries or so (Froude, Th. Carlyle, his life 2, 401); es ſollte im Kampfe mit dem Teufel, wie er das Culturelend nannte, vollenden, was Frankreich in der Zeit ſeiner Vorherrſchaft halb gethan gelaſſen hätte: The German race, not the Gaelic, are now to be the protagonist in that immense world-drama (Essays by Th. C. 7, 249).

Jetzt nehmen im Oſten die Ruſſen die Rolle des Retters der europäiſchen Zukunft in Anſpruch, wie im vorigen Jahrhundert im Weſten die Franzoſen thaten. Nun wenn die Rettung nur kommt, thue jeder dazu, was er kann, es iſt dabei mehr Schweiß zu holen als Lorbern. Wir aber mußten zunächſt uns ſelber retten, und die Ruſſen ſollen das erſt noch fertig bringen. Alſo muthig in die Zukunft hinein, aber mit dem europäiſchen Gemeinſinn, den Victor Hugos Worte athmen und der auch gut deutſch iſt.

Und noch ein franzöſiſches Wort über uns. Als Kaiſer Friedrich den Thron beſtieg, der ja in Wahrheit nur ein Siechenlager ſein ſollte, erſchien in Paris eine Schrift von Edouard Simon, der auch über Kaiſer Wilhelm und Bismarck geſchrieben hatte, l'empereur Frédéric. Darin iſt auch von Friedrichs Beſuch am Hofe Napoleons III. im Jahre 1856 erzählt, dabei eine briefliche Äußerung der Kaiſerin Eugenie: „Der Prinz iſt ein großer, ſchöner Mann, faſt einen Kopf größer als der Kaiſer, ſchlank, blond, mit ſtrohfarbenem Vollbart, ein Germane, wie Tacitus ihn beſchreibt, nicht ohne einen hamletartigen Zug. Sein Begleiter, ein General Moltke oder ein ähnlicher Name, ein Herr, ſparſam mit Worten, aber nichts weniger als ein Träumer; immer aufmerkſam und feſſelnd, überraſcht er durch die frappanteſten Bemerkungen. Das iſt eine impoſante Raſſe, die Deutſchen. Louis ſagt, die Raſſe der Zukunft. Bah! So weit ſind wir noch nicht!“

Sachsens Antheil an der Ausbildung der neuhochdeutschen Sprache.*)

Es ist ein wunderbarer Weg, auf dem Deutschland in der neueren Geschichte seine Entwickelung vollbracht hat: es tritt in die neuere Zeit ein, wie ein verfallendes Gebäude, dessen Fugen allenthalben sich lockern. Zerbröckelung und Abfall nach außen, vorschreitender Zerfall im Innern sind da die Merkmale unserer Geschichte schon im 16. Jahrhundert. Und doch, in eben dem Maße, wie seine äußere Einheit sich zersetzte, hat es sich, statt darüber unterzugehen, eine innere Einheit aufgebaut, wie sie es vorher nie besessen, ein geistiges Vaterland, dessen Vollendung, Größe und Hoheit in ihrer neulichen schönsten Offenbarung die Verwunderung und das Staunen, ja den Neid des Auslandes erregt hat**): das ist wol ein wunderbarer Weg der Entwickelung, das ist die Arbeit einer eingebornen Kraft, welche zu den höchsten Leistungen berufen ist. Den Fortschritt und das Gelingen dieser Arbeit stellt am deutlichsten die Entwickelung der neuhochdeutschen Sprache vor Augen, und es ist wirklich gleich bewundernswerth, wie unsere Sprache aus ihrem Verfall am Schluß des Mittelalters sich emporgearbeitet hat zu dem, was sie jetzt ist, in der Form die sichtbarste Darstellung der Einheit und Größe unseres Vaterlandes, im Inhalt die Trägerin, das Gefäß der bis jetzt höchsten rein menschlichen Bildung, deren irgend ein Volk der Gegenwart sich rühmen kann, so daß schon Goethe aussprechen konnte, sie sei bestimmt für diese höhere Bildung die Weltsprache zu werden (Recens. der Volkslieder der Serben übers. v. Jakob).

Man muß fragen, wie ist es möglich geworden, diese Sprachеinheit ins Werk zu setzen ohne eine umschließende äußere Einheit, ja unter dem Zerfall derselben, und ohne einen maßgebenden politischen Mittelpunkt? Denn die deutschen Völker reden von Haus aus mehrere besondere Sprachen, die bei aller ursprüng-

*) Grenzboten 1860 1, 99 ff.; es ist der wesentliche Inhalt einer Rede, die im December 1859 an der Thomasschule zur Feier des königlichen Geburtstages gesprochen wurde; vgl. übrigens im Vorwort.

**) Gemeint war die Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag im November 1859.

lichen Einheit doch im Beginn unserer Geschichte weit genug auseinander giengen, und die sich im Lauf der Jahrhunderte an und für sich noch weiter getrennt und zersplittert haben. Allerdings haben an der Einigung Jahrhunderte gearbeitet; erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts war sie in der Hauptsache vollendet, kurz vor der Zeit, als die ersten von den großen Denkern und Dichtern auftraten, die sie zum Werkzeug ihrer Heldenarbeit brauchten.

Woher stammt nun diese einheitliche Sprachschöpfung für so viele Millionen mit so zahlreichen verschiedenen Mundarten, die unter unsern äußeren nationalen Besitzthümern als das wahre Kleinod gelten muß? Sie ist zum Theil und im Kern ein Erbe aus der mittelhochdeutschen Zeit, wo schon, vom westlichen Oberdeutsch ausgehend, eine gewisse Einigung gelungen war, hauptsächlich im Gebiet der Hofsprache und der Dichtung, zum Theil die saure und treue Arbeit der Gelehrten, Schriftsteller und Grammatiker vergangener Jahrhunderte; aber sie hat auch in Form und Stoff der Sprache eine bestimmte landschaftliche Heimat: was für das gebildete Deutsch des Mittelalters Schwaben war, das wurde für die neuere Zeit das östliche Mitteldeutschland, namentlich Sachsen. Es ist hier nicht der Ort, das in wissenschaftlicher Betrachtung an der Sprache selbst zu zeigen; es sollen dafür Zeugnisse beigebracht werden, die den Satz als geschichtliche Thatsache belegen.

Der Erste, der ihn mit einer gewissen wissenschaftlichen Begründung aussprach, war **Adelung**; er faßt ihn einmal bündig so zusammen: „Diejenige Sprache oder Mundart, der sich ein Volk in Schriften bedienet, ist weder ihrem Ursprunge noch ihrer Ausbildung nach ein Werk der Schriftsteller, sondern sie ist allemal die gesellschaftliche Sprache der oberen Classen der ausgebildetsten Provinz. In Deutschland ist es die gesellschaftliche Sprache des südlichen Sachsens." Er kommt in allen sprachlichen Schriften mit Vorliebe darauf zurück, am eingehendsten im Magazin für die deutsche Sprache in den Jahren 1782 und 1783. Gleich der erste Aufsatz „Was ist Hochdeutsch?" führt ihn ganz eingehend aus, mit geschichtlicher Begründung. Da heißt es auch u. a. (I, 1, 25): „Wem noch einige Zweifel übrig bleiben sollten, daß unsere höhere Schrift- und Gesellschaftssprache in dem südlichen

Kursachsen einheimisch ist, der komme und überzeuge sich durch den Augenschein. In keiner Provinz Deutschlands wird sie so allgemein und in den Städten selbst in den untersten Classen gesprochen, daher sie hier wol nicht ein Fremdling sein kann. Man kann ohne Bedenken hinzusetzen, daß sie auch in keiner Provinz, im Ganzen genommen, so rein und so richtig gesprochen wird, als eben hier: beides, weil der gute Geschmack in keiner Provinz so allgemein verbreitet ist, als in dieser." Und vorher (S. 24): „Das neuere Hochdeutsch dürfte sich des ihm zuweilen auch beigelegten Namens Obersächsisch eben so wenig schämen, als sich die ehemalige verfeinerte griechische Mundart des Namens der Attischen schämen durfte, oder sich die ausgebildetste italienische Mundart des Namens der Toscanischen und Florentinischen schämen darf." Von seiner Begründung der Sache nur eine Probe (S. 22): „Man weiß, daß die in Obersachsen bewirkte Aufklärung des Verstandes, des Geschmackes und der Sitten sich von hier über alle deutschen Provinzen verbreitete, die derselben nur fähig waren, und nach dem Maße, als sie derselben fähig waren. Mit ihr verbreitete sich auch die hier verfeinerte Sprache und mußte sich verbreiten, weil sie eben so sehr ein Werk des guten Geschmackes war, als alles übrige."

Es ist hier nicht möglich, diese Behauptungen in ihrer geschichtlichen Wahrheit zu prüfen, nur das sei bemerkt, daß man den Obersachsen den Vorzug des guten Geschmacks und der gesellschaftlichen Bildung damals ziemlich allgemein in Deutschland zugestand. Übrigens fand Adelungs Behauptung in Bezug auf die Sprache viel gleichzeitigen Widerspruch, selbst heftigen, ja leidenschaftlichen, theils aus heimatlichem Selbstgefühl von oberdeutscher wie von niederdeutscher Seite, wo man sich gegen die gewollte Hegemonie der Obersachsen mehrfach auflehnte und diesen *ihre* Sprachfehler vorrückte, theils zugleich aus wissenschaftlichen Gründen von solchen, die in der Schriftsprache eine Vereinigung des Besten aus allen Mundarten erkennen wollten, oder von solchen, die sie hauptsächlich als ein Werk der Schriftsteller ansahen. Ja ein Ungenannter erhob als selbst Kursachse Widerspruch dagegen; Adelung hielt ihm ein, wie unverfänglich sein Zeugniß erscheinen müsse, da er ja selbst eben *kein* Kursachse sei. Unter den Gegnern ist auch **Wieland**, im Teutschen Mercur 1782

in mehreren Aufsätzen (Werke 1826 44, 187 ff.). Adelung antwortete im Magazin I, 4, 79 ff. und versprach da, seinen Satz mit reichen älteren Zeugnissen zu stützen. Diese folgten denn im zweiten Bande: „Gesammelte Zeugnisse für die Hochdeutsche Mundart" (II, 1, 3 ff.).*)

Die andern großen Schriftsteller der schon angebrochenen neuen Zeit scheinen den Streit übersehen zu haben, sie verhielten sich überhaupt gleichgültig, wo nicht feindlich gegen Adelung, wie dieser gegen sie. **Schiller** verspottete einmal, im Jahre 1797, Adelungs Satz, er läßt in der Epigrammenreihe „die Flüsse" die Elbe sich rühmen:

All ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch —
unter den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur deutsch.

Schärfer **Jean Paul**, in der Vorschule der Ästhetik vom Jahre 1804, da er von Bildung neuer Wörter spricht (§ 83, 1813 S. 611): „Adelung selber hingegen, so wie den Meißner Classen — als den Kreisausschreibenden Sprachmächten und Reichsvikarien und Reichsoberhäuptern des Deutschen — will das Einführen und Vorstellen von Neulingen weniger gelingen; fast leichter bringt ein Wort sie als sie dieses in Gang. Adelung hatte z. B. einiges Verlangen geäußert, das neue Wort Gemüthsstellung statt Stimmung — das er folglich höhern Orts her hatte, weil seines Wissens nur die höhern Meißner Classen die Sprache bilden — etwan gemein in den tiefern Classen, nämlich unter den Autoren, und dadurch allgemein zu machen; noch liegt das Wort bei ihm und wird nicht gangbar." **Goethe** spricht sich in dem späten Bericht von seiner Studienzeit in Leipzig, aus dem Jahre 1810, über Meißens Anspruch als über etwas Abgethanes aus: „Jede Provinz, sagt er, liebt ihren Dialekt, denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft. Mit welchem Eigensinn aber die meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeit lang auszuschließen gewußt, ist jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben

*) Von dieser Sammlung hatte ich hier natürlich mit Gebrauch zu machen, wenn auch nicht vollständig.

sich die sämmtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt."

Doch darf wol dem gegenüber nicht unerinnert bleiben, wie von den großen Anführern der neuen Sprachperiode einer selbst ein Sachse war, Lessing, wie mehrere von ihnen, Lessing, Klopstock, Goethe und Jean Paul, selbst in Obersachsen ihre Universitätsbildung erhalten hatten, und wie die bedeutendsten in einer Stadt des sächsischen Thüringens ihren eigentlich entscheidenden Wirkungskreis fanden; Goethe gerade hat ja als Student in Leipzig die Schule des feineren obersächsischen Geschmacks an sich durchmachen müssen, wie er selbst berichtet, und Schiller hat in Körners Hause eine ähnliche Schule durchzumachen gehabt. Auch ist bekannt, wie Adelungs sprachwissenschaftliche Schriften, die durchaus auf seinen Grundsatz aufgebaut waren, eine breite Geltung als maßgebend gewannen wie keine vorher, ja sie theilweise noch heute haben.

Aber er hatte seinen Satz von dem Werthe des meißnischen Deutsch nicht erfunden, er fand ihn vor. Ein ziemlich gleichzeitiger deutscher Sprachforscher, **J. Fr. Heynatz**, handelt in einem Buche von 1771: „Briefe die deutsche Sprache betreffend", einleitend u. a. von der Frage, ob ein Märker eine deutsche Grammatik schreiben könne, wie er selbst, ein Märker, Prof. in Frankfurt a. O. gethan hatte; ein Freund hatte ihm diese Frage entgegengehalten, weil ja „die Meißner, die Leipziger und Hallenser nach der gemeinen Meinung in dem Besitz der besten Aussprache wären." Er selbst spottet zwar über diese „bescheidene Meinung einiger Meißner und ihrer Schmeichler", und kommt zu dem Schluß, „daß die Gelehrten in der Mark im Durchschnitt genommen weniger Provinzialfehler haben als die Sachsen"; zuletzt aber stellt er doch beide gleich: „Da Sachsen und die in Ansehung der Sprache zur Mark Brandenburg gehörenden Länder die meisten und ersten guten Schriften in deutscher Sprache geliefert haben: so haben sie beide ein nahes Recht, über die Streitigkeiten der übrigen Provinzen zu urtheilen. Gibt es indessen eine allgemeine hochdeutsche Sprache, so muß entweder die sächsische oder die märkische Mundart den Ausschlag geben, wenn die andern Mundarten streitig sind." **Lichtenberg** spricht einmal von einer gewünschten ausreichenden Übersetzung Shakespeares, und welche mühsame

Vorbereitung dazu nöthig wäre (Schriften 1800 1, 284): „So wünschte ich wol, daß ein Deutscher, der seine Nation und die englische gut kennt, uns ein Werkchen über Shakespeares Flüche gäbe, und sie uns durch ähnliche, z. B. für Obersachsen, übersetzte — denn für Deutschland überhaupt müssen wir nicht rechnen, weil wir kein London oder Paris haben."

In einem seiner Zeit vielgelesenen Roman: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" vom Jahre 1770 (3. Ausg. 1, 138) läßt der Verfasser **Hermes**, ein Pommer von Geburt, eine gebildete Gesellschaft im Postwagen von dem raschen Aufschwung der deutschen Literatur reden, und auch die Sprachfrage wird dabei verhandelt; die Heldin des Romans, Sophie, spricht sich aus: „Sachsen gab, wie ich glaube, die Reinigkeit, Berlin und Braunschweig den galanten, und Göttingen den gelehrten Reichthum der Sprache." Weiterhin wird gefragt: Wär es aber nicht gut, wenn man auf die Vollkommenheit einer Sprachlehre mehr dächte? „Ich glaube nicht, daß das nöthig ist, erwidert eins. Wer bedachtsam lieset, der schreibt wie man in denjenigen Städten schreibt, die einmal im Besitz sind, richtig zu schreiben, und spricht wie man in Meißen spricht ... Ich glaube, wer kein Sachse ist, muß sich bemühen, so sprechen zu lernen, daß man wenigstens seine Landsmannschaft nicht errathe. Wollte man übrigens in Sachsen das Gute aus Westphalen, Braunschweig und Pommern annehmen: so hätte man die einzige reine Sprache, die gleich geschrieben und gesprochen wird." Der Verfasser selbst bringt freilich späterhin eine Verspottung der Leipziger Mundart nach.

In den Briefen die neueste Literatur betreffend wird im 7. Bande vom Jahre 1760 S. 137 ff. das Werk eines Franzosen Premontval besprochen, das vom Verfall der französischen Sprache handelt; derselbe kommt dabei auch auf die Ausbildung der deutschen Sprache zu reden, er vermißt für sie eine Reichshauptstadt als Mittelpunkt und äußert: „Sollte es der Dresdner Hof sein, wie man sagt? Aber ich finde nicht, daß man dieses in Berlin zugibt, zu geschweigen daß selbst am Dresdnischen Hofe die so hoch gerühmte sächsische Sprache der Italienischen und der Französischen hat weichen müssen. Ich zweifle gleichfalls sehr, daß man zu Wien, München oder Mannheim sich verbunden glaubt, Sächsisch zu reden, wenn man Deutsch reden will: und

wie? hat sich der größte Dichter Deutschlands, hat sich Haller wol gefürchtet seine Muse schweizerisch reden zu lassen?" Darauf erwidert denn der Recensent, nicht Lessing, sondern Resewitz, wie es scheint: „Man siehet wohl, daß der Herr von Premontval nicht Kenntniß genug von unsrer Sprache hat ... Haller hat sich allerdings so sehr gefürchtet seine Muse Schweizerisch reden zu lassen, daß er alle Spuren davon aufs sorgfältigste wegzuwischen gesucht hat, sobald er bei seinem Aufenthalte in Deutschland das deutsche Ohr erhielt, welches man nothwendig haben muß, um solche Fehler zu empfinden. Er hat diesem sächsischen Wohlklange einige seiner vortrefflichsten Gedanken aufgeopfert und muß sich wegen einiger wenigen Spuren der schweizerischen Mundart, die er nicht hat tilgen können, noch bis jetzt von den sächsischen Puristen grob genug anklagen lassen. Einige Kunstrichter, die nie die Schweiz verlassen haben, haben sich vergebens bemühet die Eitelkeit des sächsischen Wohlklanges durch Gründe zu beweisen; man hat sie ausgelacht, und sie sind endlich selber gezwungen worden, sich der sächsischen Schreibart zu nähern. Die besten Schriftsteller in der Schweiz, Geßner und Zimmermann, ereifern sich; es zu einem hohen Grade der Zierlichkeit in der sächsischen oder in der eigentlichen hochdeutschen Sprache zu bringen. Die größte Anzahl der besten Köpfe Deutschlands haben aus Sachsen und Brandenburg und den angränzenden Ländern ihren Ursprung genommen. In Sachsen und Brandenburg, und besonders in den Hauptstädten Dresden und Berlin ist ein Zusammenfluß von Gelehrten und insbesondere von Leuten, die sich auf die Vollkommenheit der deutschen Sprache befleißigen. Den Sachsen hat man die erste deutsche Gesellschaft und viele andre Bemühungen zur Verbesserung unsrer Sprache zu danken. Zu Berlin war schon beim Anfange dieses Jahrhunderts in der Gesellschaft der Wissenschaften eine Classe zur Beförderung der deutschen Sprache .... welch ein Wunder also, daß sich die wahre hochdeutsche Sprache bloß nach der sächsischen und hernach nach der brandenburgischen Mundart richtet. Wer in Wien, München und Mannheim reden will, ist freilich nicht verbunden Sächsisch zu reden ... aber wehe dem Schriftsteller, der ein ganz Buch Oesterreich, Bayrisch oder Pfälzisch schreiben wollte. Alle Schriften werden in der sächsischen Mundart geschrieben."

Die schweizerischen Kunstrichter, von denen der Recensent spricht, sind **Bodmer und Breitinger.** Beide erklären sich über die Frage in Breitingers Fortsetzung der Critischen Dichtkunst vom Jahre 1740; im ersten Abschnitt handelt Letzterer vom Wohlklang und äußert (S. 18): „Unter den vielen Provinzen Deutschlandes hat Sachsen sich den Ruhm der wohlgesittetsten, insonderheit seit der prächtigen Regierung ihres königlichen Churfürstens Friedrich Augusts, erworben; ihre Sorgfalt für das Ergetzen der Sinne ist am weitesten gegangen, und hat sich auch auf das Gehör erstrecket; dadurch hat ihre Sprache, die in dem Reichthum und der Deutlichkeit der Wörter mit andern Mundarten schon längst geeifert hat, zum wenigsten in dem Wohlklang den Vorzug über alle andern Aussprachen in Deutschland behauptet." Sehr angelegentlich spricht sich **Bodmer** darüber aus in der Vorrede zu Breitingers Buche, offenbar in der Absicht, den schwebenden Streit gütlich beizulegen; er ist dabei beflissen, zugleich den „Provinzen" nachdrücklich ihr Recht zu bewahren und zugleich die Sachsen über ihren Anspruch völlig zu beruhigen, es ist merkwürdig, mit welcher fast ängstlichen Ergebenheit gegen diese. Er beweist ausführlich das Recht aller Provinzen zu einem eignen Urtheil: „Hat der Gebrauch, heißt es (Bl. 3^{b}), nicht seinen tiefern Grund in der Natur und der Vernunft, seh ich nicht, warum eine Provinz nicht mit demselben Recht, wie eine andere, ihren eignen Gebrauch dem andern, der eben so mangelhaft ist, vorziehen dörfte." Darauf aber: „So viel mir bekannt ist, hat Meissen das beste Recht von andern Provinzen Deutschlandes zu fodern, daß sie ihre eigne Aussprache und Mundart für die seinige verlassen; allermassen es darinnen wahre Vorzüge vor allen andern aufweisen kan, die in der Natur und der Absicht der Sprache gegründet sind. Ich glaube auch nicht, daß irgend eine Provinz des deutschen Reichs mit Gedancken umgehe, mit ihm um dieses Recht zu streiten, oder wenn es einer oder der andern in den Sinn kommen sollte, daß solche zu ihrem Behuf bündigern Titel anziehen könnte." Dies das Zugeständniß, darauf die bescheidenen Einschränkungen und Bedingungen: „Dennoch wird man den Kunstlehrern anderer Provinzen vergönnen, die Vortheile zu untersuchen, welche solche Provinzen, über die Meissen keine angebohrne Herrschaft hat, vermögen sollen, ihre Aussprache und

Mundart der Meißnischen unterwürfig zu machen. Es wird keinen so blinden Gehorsam von Jemanden fodern, daß er solche auf sein bloßes Wort glauben solle, ohne daß er sie einsehe" u. s. w. u. s. w. „Je mehr die Gelehrten andrer Provinzen die wirklichen Vorrechte der Meißnischen Mundart einsehen werden, desto mehr Eifer werden sie bekommen, dieselbe an ihrem Orte auszubreiten." „Zudem ist das Naturel, das zum Aufnehmen einer Mundart und Aussprache nothwendig ist, nicht so lediglich an das Sächsische Clima gebunden." Später (Bl. 5^{b}): „Wiewohl die Mundart an manchem Orte sehr verderbt ist .... das Verderben besteht meistentheils in der Aussprache, welche unsern Worten öfters durch ihren Uebelklang eine Härtigkeit mittheilet, daran sie keine Schuld haben, und die sich in eine sanfte Lieblichkeit verwandelt, wenn dieselben durch die zarten Organe eines Meißners sublimieret werden." Zum Schluß: „Mit allen diesen Anmerkungen aber suche ich nichts weiteres, als gegenwärtiger Schrift .. ein aufmerksames Gehör bei denjenigen zu erwerben, welche sie aus dem Hauptgrunde verwerfen möchten, daß der Verfasser kein Meißner, und was noch schlimmer ist, daß er ein Schweitzer ist. Ob er zwar ein Schweitzer ist, so hat er doch als ein Mensch geschrieben" u. s. w., man muß eigentlich die ganze Ausführung im Zusammenhang lesen. Die Schärfe darin ist wesentlich gegen Gottsched gerichtet; Bodmer selbst aber hatte z. B. seine Übersetzung von Miltons verlornem Paradies einem Obersachsen zur sprachlichen Durchsicht zugeschickt*).

*) Ganz anders freilich klingt es aus Bodmers Feder wenige Jahre später, im Jahre 1846 im Mahler der Sitten 2, 619 ff., wo er in langer Ausführung eine allgemeine Auflehnung gegen die Herrschaft der meißnischen Mundart predigt und zunächst mit der Losreißung der schweizerischen von ihr droht. Z. B. S. 619: „Ich habe mit allen meinem Nachsinnen noch keinen tüchtigen Grund ausfinden können, warum eben der Meißner Dialekt die Herrschaft haben sollte". Folgt eine genaue Ausführung über fehlerhafte Aussprache in Sachsen, daß z. B. auch **gut** und **Jud** da nicht zu unterscheiden wären (S. 627). Daß er dabei auch mit höheren maßgebenden Begriffen arbeitet, zeigt z. B. das Bedenken S. 628: „Ich füge nur noch dieses hinzu, daß die Schweitzer und alle die deutschen Völcker, welche sich der Meißnischen Mundart unterwürfig machen, zu gleicher Zeit sich der Hoffnung begeben müssen, daß sie jemahls die Schreibart erwischen werden, welche man in Frankreich die naife nennt" u. s. w.; wie schwerwiegend das Be-

Gottsched weiter nahm ziemlich genau den Standpunkt Adelungs ein; wie dieser war er selbst kein Sachse, sondern ein Norddeutscher von den Gestaden der Ostsee*), vertrat aber von Sachsen aus dessen Vorrang als Mittelpunkt der deutschen Sprache. Er sagt in der deutschen Sprachkunst (5. Aufl. 1762 S. 69): „Ganz Deutschland ist schon längst stillschweigend darüber eins geworden, ganz Ober- und Niederdeutschland hat bereits den Ausspruch gethan: daß das mittelländische oder obersächsische Deutsch die beste hochdeutsche Mundart sei: indem es dasselbe überall, von Bern in der Schweiz bis nach Reval in Liefland, und von Schleswig bis nach Trident in Tyrol, ja von Brüssel bis Ungarn und Siebenbürgen auch im Schreiben nachzuahmen und zu erreichen suchet." Doch bestimmt er vorher genauer (S. 68): „Was ich hier von der obersächsischen Aussprache sage, will ich keineswegs auf das einzige Meißen gedeutet haben, wie ein gelehrter Mann zu Göttingen unlängst dafür gehalten hat, der dieser

---

denken ist, wird klar, wenn man sich z. B. an Hebels Schatzkästlein, an J. Gotthelfs Schriften, an Auerbachs Dorfgeschichten u. s. w. erinnert und was diese Gattung der Literatur für das Ganze bedeutet. Dann S. 625: „Alle Diejenigen, die nicht in Sachsen erzogen sind, müssen nun fremde Sprache schreiben, die ihnen nicht natürlich ist, die sie nicht aus dem täglichen Gebrauche innen haben, die sie nicht reden. Sie werden auf die Art das Deutsche schreiben, wie wir das Latein schreiben" u. s. w. Er erinnert seine Landsleute an ihre alte Freiheit, die sie hier in der Sprache mit Knechtschaft vertauschten, und fordert sie auf (S. 628): „Lasset uns Derowegen alle Furcht für den Sachsen beyseite setzen und unsers Rechts und Eigenthums mit der Freyheit bedienen, daß unser Dialekt durch die Ausputzung und Erweiterung seines glücklichen und von Alter hergebrachten Schwunges [dieß in Gedanken an die Minnesinger u. s. w.] zu einer für sich selbst bestehenden und für sich zulänglichen Sprache werde". Dann: „Dieses würde einer Nation, die sich in Ansehung der bürgerlichen Verfassung aus dem Wirbel des deutschen Reiches loosgemachet hat, vor allen andern wohl anstehen." Auch Verweisung auf die Holländer, denen das ja gelungen sei, fehlt nicht. Aber es blieb bei diesem vorübergehenden Aufbrausen und mußte es. Der Vorfall zeigt eigentlich erst recht klar die Übergewalt, die der Zug der Einheit, der von Obersachsen ausgieng, selbst in der entlegenen Schweiz schon gewonnen hatte. Es war eben nur ein Zwischenfall in dem Kampf zwischen den Schweizern und Gottsched und seinen Mannen.

*) „Ich bin kein Meißner von Geburt und Auferziehung . . und also muß wenigstens mein Zeugniß von der Parteylichkeit frey seyn". Sprachkunst 1762 S. 403.

Landschaft die Grenzen zwischen der Elbe und Saale angewiesen", u. s. w.*): „Wir können sicher auch das ganze Voigtland, Thüringen, Mansfeld und Anhalt nebst der Lausitz und Niederschlesien dazu rechnen. In allen diesen Landschaften wird in Städten, unter vornehmen, gelehrten und gesitteten Leuten ein recht gutes Hochdeutsch gesprochen: welches man a potiori, nach dem Sitze des vornehmsten Hofes, das Obersächsische zu nennen pflegt." In der Erklärung dieser Erscheinung sagt er u. a. (S. 67): „Der Sitz der deutschen Gelehrsamkeit ist, seit der Glaubensreinigung, ... nach Obersachsen gewandert. Sonderlich ist er durch die neugestifteten hohen Schulen zu Wittenberg, Jena und Halle gleichsam in Meißen befestigt worden. Nicht wenig hat auch der aus Frankfurt am Main größtentheils nach Leipzig gezogene Bücherhandel dazu beigetragen. Weil auch durch die fruchtbringende Gesellschaft in diesen Gegenden die meisten und besten deutschen Bücher geschrieben und gedrucket worden: so hat die hiesige Mundart unvermerkt in ganz Deutschland die Oberhand bekommen." Seine Grammatik war für die Verbreitung des obersächsischen Deutsch von nicht geringem Einfluß; wie sie in Straßburg für den Gebrauch der Franzosen ins Französische übersetzt wurde unter seiner eignen Durchsicht, so gewann sie auch in Süddeutschland Geltung, selbst in Österreich, wo man doch um dieselbe Zeit noch Versuche machte, von Wien aus ein „Kaiserlich Deutsch" zu begründen. Von Herrn v. Antesperg erschien 1747 eine „kayserliche deutsche Grammatik", worin er auch ein kayserliches deutsches Dictionarium verspricht.**) Ein andrer Österreicher aber, **H. von Scheyb**, selbst Dichter, der mit Gottsched in Briefwechsel stand, meldet diesem aus Wien 1749 (Danzel, Gottsched und seine Zeit S. 293 ff.), „daß dero Grammatik haufenweis abgehe" und knüpft daran die Hoffnung, „daß das Deutsche dort nunmehr auch sich bessern werde"; von seiner eignen Bildung schreibt er an Gottsched: „So lernte ich ein wenig Deutsch, ein wenig Lateinisch bei den Canonicis in Münchrath, ein wenig Englisch zu Neapel, Griechisch zu

*) Es war Michaelis in einer lateinischen Rede vom Jahre 1750 de ea Germaniae dialecto, qua in sacris faciundis atque in scribendis libris utimur; vgl. dazu Adelung im Magazin II, 1, 27.

**) S. E. C. Reichart, Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst Hamb. 1747 S. 445 fg., s. auch Rüdiger Zuwachs 4, 94.

Leyden u. s. w., Sächsisch, so viel ich weiß, durch Gottscheds Sprachlehre." Man gieng damals in Wien mit dem Plane um, eine Professur für deutsche Sprache zu stiften, ein rein Hochdeutscher sollte sie erhalten, d. h. ein Sachse, ja man dachte höhern Orts daran, Gottsched selbst zu berufen, „um durch Sie, wie Scheyb an ihn meldet, den Grund zu Verbesserung der deutschen Sprache allhier zu legen".

Nur noch zwei frühere Zeugnisse aus dem 18. Jahrhundert.*) In der Vorrede zu **Weichmanns** Poesie der Niedersachsen von 1725 spricht der Herausgeber, ein Norddeutscher, gegen den Franzosen Bouhours, der die deutsche Sprache plump und bäurisch gefunden hatte, er meint dabei: „So viel aus seinen Urtheilen zu schließen ist, hat er sie weder gehöret noch gelesen, oder wenigstens nicht Gelegenheit gehabt von der reinen Meißnischen Sprache das geringste zu vernehmen; von Schweizern, Schwaben oder Oestreichern mag er etwas haben sprechen hören." Ebenda bespricht der Hamburger Dichter **Brockes** die Frage „ob die von allen Deutschen für die beste und zierlichste gehaltene Obersächsische Sprache der Vollkommenheit so nahe sei, daß keine andre Nation, am wenigsten aber die Niedersachsen, selbige zu tadeln sich mit Recht unterstehen können?" Er verneint das und streitet für ein gewisses Recht der Kritik auf Seiten der Norddeutschen, zumal ja eben dieselben ihre hochdeutsche Sprache und Cultur aus Obersachsen erhalten hätten; zum Schluß aber heißt es: „Ich erkläre mich hiemit nochmals feierlich, daß ich diese Untersuchung . . nicht aus einer Geringschätzung der Obersächsischen Mundart unternommen. Vielmehr bin ich allerdings der Meinung, daß, wie die Herren Obersachsen im Besitz der schönsten und zierlichsten Mundart sind, und man durchgehends nur dasjenige was ihnen am nächsten kommt, für das Beste hält, daß, sage ich, wir so wohl als alle andern, z. B. Schlesier, Franken, Oestreicher u. s. w. verbunden sind, ohne wichtige Gründe nicht von ihnen abzuweichen, sondern vielmehr den hiewieder bei uns eingeschlichnen Gebrauch als einen Mißbrauch anzusehen haben."

Dieselbe Anerkennung genoß aber die meißnische Sprache

*) Adelung, Magazin II, 1, 22.

schon im 17. Jahrhundert, obwol ebenfalls nicht ohne Streit. Der Rector des Cölnischen Gymnasiums in Berlin **Joh. Bödiker** gab im J. 1690 zu Berlin eine deutsche Schulgrammatik heraus*); die Frage nach dem Hochdeutsch entscheidet er schon so, daß er dasselbe den Mundarten gegenüberstellt, fügt aber hinzu (3. Ausg. 1701 S. 211): „nur daß ihr (der hochd. Spr.) die Meißner und Obersachsen am nächsten mit reinlicher Aussprache kommen". Im Jahre 1691 erschien zu Nürnberg ein umfängliches deutsches Wörterbuch von Caspar **von Stieler**, einem Erfurter; er widmete es dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg dem Dritten, als welcher der Widmung am würdigsten wäre, „da Sie, heißt es, ein Herrscher über solche Städte und Festungen sein, worinnen die hochdeutsche Sprache glücklich geboren, glücklicher erzogen, und aufs glücklichste ausgezieret und geschmücket worden, auch noch täglich einen erneuerten und mehr lieblichen Glanz empfähet. Ich meine das prächtige Dresden, das heilige Wittenberg, und das Süßeste aller Städte, Leipzig, welches auch von seinem Sprachenzucker dem sonst salzichten Halle solch eine milde Beisteuer verehret, daß es sich seiner Lehrlingschaft zu schämen nimmermehr Ursach finden wird" u. s. w. „Diese treffliche Städte nun sind die Richtschnur der hochdeutschen Sprache."

Morhof, ein Mecklenburger, äußert in seinem Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie aus dem Jahre 1682 (3. Theil, 2. Cap., 3. Ausg. 1718 S. 435): „Es ist auch ein grosser Unterscheid unter den Dialectis und Mundarten u. s. w. Die Meißner Außrede ist die zierlichste, aber sie haben auch einige Arten, die nicht nachzuahmen sind." Weiterhin (S. 439): „Wer nun ein reinliches Teutsches Carmen schreiben will, der muß den lieblichsten Dialectum, wie der Meißnische ist, ihm vorsetzen" u. s. w. In der Vorrede zur 2. Ausg., die sein Sohn besorgte, meldet dieser (ziemlich am Ende), die Orthographie sei nun durchaus und sorgfältig in eine gute meißnische umgewandelt worden: „Zwar ist es eine Sache, worinnen man sich leichte verstossen kann, indeme die Meißner selbst, welche doch sehr darüber halten, in vielen Dingen bey sich nicht einig sind" u. s. w. Nachher: „Der aus seinen geistreichen Schriften gnugsam be-

*) Grund-Sätze der Teutschen Sprache u. s. w., oft aufgelegt.

kannte Christ. Scriver, dessen wir (Niederdeutschen) uns billig rühmen können, hat das Lob erlanget, daß in der Reinligkeit der Teutschen Sprache es ihm keiner, auch von denen Meißnern selbst . . zuvor gethan habe, welches um so viel mehr, weil er ein Holsteiner von Geburt ist, zu verwundern; doch würde er es nicht so weit gebracht haben, wenn er nicht eine geraume Zeit sich in Meissen aufgehalten hätte."

Schottelius, ein Braunschweiger, handelt in seinem großen Sprachwerke, Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubtsprache, aus dem Jahre 1663, mehrfach von der Dialectfrage; in einer der vorgesetzten Lobreden von der Teutschen Haubtsprache äußert der Verfasser tadelnd (S. 158): „Es ist sonst fast lächerlich, daß ein und ander, sonderlich aus Meissen, ihnen einbilden dürfen, der hochteutschen Sprache ihrer Mundart halber Richter und Schlichter zu seyn" u. s. w. (ziemlich scharf spöttisch); gleich darauf aber gibt er zu (S. 159): „Die rechte Meißnische Ausrede, wie sie zu Leipzig, Merseburg, Wittenberg, Dresden üblich, ist lieblich und wollautend, und hat in vielen Wörteren das Hochteutsche sich wol darauf gezogen; wie breit und verzogen aber der Meißnische Dialectus auf dem Lande und unter den Bauren sey, ist nicht unbewust." Im Werke selbst handelt gleich der Eingang vom Begriff des Hochdeutschen, nach einer Erörterung vom Verhältniß der Mundarten und der Schriftsprache, mit Beispielen aus dem Alterthum, heißt es da (S. 176): „Es ist gleichfalls die Teutsche Sprache getheilet in unterschiedene Mundarten, als in die Meißnische, Niedersächsische, Niederländische, Schwäbische, Schweizerische u. s. w. Es hat aber die Teutsche Sprache ihre Hauptzier . . und höchste Lieblichkeit dem Hochteutschen vorbehalten, welche Hochteutsche Mundart gleichsam allein den Namen der Teutschen Sprache überkommen, wie vormals die Attische in Griechenland, die Römische in Welschland, noch heute die Persische in Asien, die Toscanische in Italien, die Castilianische in Spanien." Daß er mit dieser hochdeutschen Mundart im wesentlichen die meißnische meint, die er ja bei der Aufzählung zuerst stellt, ergibt sich aus dem gleich Folgenden: „Gleich wie aber nicht alle Wörter und Redensarten aus Jonischer, Eolischer und Dorischer Mundart in Griechischer Sprache verwerflich waren . . . also wird man gleichfalls zulassen müssen, daß auch außer der Meißnischen Mundart

viele Wörter vorhanden seyn, welche bei etwa einer Verfertigung eines völligen Wörterbuchs nicht müssen übergangen werden." Er beruft sich (S. 174) auf einen Ausspruch von dem Nürnberger **Harsdörfer** im Specimen philologiae Germanicae vom J. 1646, des Inhalts, die Meißner dürften aber nicht meinen, daß die deutsche Sprache entweder vollständig oder völlig rein in ihrer Mundart immer und allein enthalten sei; gerade diese Warnung läßt durchblicken, wie gesichert schon damals der Vorrang des meißnischen Deutsch in Bezug auf das Wesentliche war.

Im Jahre 1645 verfaßte **Hanmann** seine Anmerkungen zu Opitzens Poeterei; er kommt da auf die Frage, „woher man doch die Hochdeutsche Sprache, deren Herr Opitz gedenket, lernen soll" (im 1. Cap., S. 128 fg. der Felbgiebelschen Ausg.). „Viel geben vor, als wann sie zu Leipzig und Halle rein solte geredet werden. Und es ist nicht ohne, wenn ichs in Vergleichung gegen die andre Oerter schätze. Aber daß daselbst in gemeiner Rede auch viel Falschheit mit unterlaufe, kan ich selbst bezeugen"; er war nämlich ein Leipziger von Geburt. Weiterhin heißt es aber bestimmt (3. Cap. S. 139): „Zu der Zierligkeit gehöret auch, daß man sich guter Meißnischer und itziger Zeit üblicher Wörter und Arten in Reden, welche bei verständigen und vornehmen Leuten im Schwange sind, sich gebrauche."

Unsicherer lautet die Anweisung Philipps von **Zesen***), aus Anhalt gebürtig, im Deutschen Helicon von 1640: „Wer einen guten Reim will machen, der muß vor allen Dingen die Mundart dessen Landes, wo er ist, in Acht nehmen. Ist er in Meißen, so braucht er die Meißnische, ist er in Schlesien, so braucht er die Schlesische Mundart; doch gehet die Meißnische, welche die rechte Hochdeutsche, allen andern vor und wird in andern Landen ohne Bedenken gebraucht." In seinem Rosenmand, Hamburg 1651, findet sich die Äußerung, man pflege insgemein zu sagen, daß man von dem vornehmen Frauenzimmer zu Leipzig das beste Hochdeutsch lernen könne. „So hat man zu Athen das zierlichste Griechisch, zu Rom das zierlichste Latein geredet. So redet man auch in Obersachsen und Meißen das zierlichste Hochdeutsch, das man im Schreiben gebrauchet."

*) Adelung, Magazin II, 1, 16.

Das Zeugniß eines Pfälzers von 1626, **Scioppius***), der in Padua lebte, in einer Schrift Consultationes de scholarum et studiorum ratione, lautet so: Die Meißner gebrauchten die besten und bewährtesten Worte und Redensarten, obwol sie in der Aussprache sich lächerliche Fehler zu Schulden kommen ließen (wovon er Proben gibt); er unterscheidet schon scharf die Gemeinsprache, communis dialectus, von den Mundarten, unter denen er die meißnische mit aufzählt, gibt aber an, jene, die Gemeinsprache, wie sie am kaiserlichen Hofe und beim Kammergericht zu Speier gelte, stamme aus Meißen; und die meißnische Mundart sei für die Deutschen das, was für die Griechen die attische, für die Italiener die florentinische, für die Spanier die toledanische.

Aber auch das 17. Jahrhundert erhielt dies Ansehen des Obersächsischen schon aus dem vorhergehenden überliefert. Am Ende des 16. Jahrhunderts spricht es z. B., merkwürdig genug, ein Spanier aus, Laurentius Villavincentius in einer lateinischen Schrift**) de formando studio theologico. Die reine Landessprache, äußert er, müsse man aus dem Umgang mit den Gebildeten schöpfen, oder aus den Büchern, die in der angesehensten Mundart verfaßt seien, wofür in Deutschland nach vieler Urtheil der meißnische Dialect gelte.†) Rühmend nennt Justus Joseph Scaliger die hiesige Landessprache als eine hervorstechende Ehre Leipzigs in einem Gedichte, worin der Glanz der Leipziger Messe geschildert wird.††)

Im Jahr 1561 erschien das eigentlich erste deutsche Wörterbuch, verfaßt von einem Schweizer Josua Maaler oder Pictorius aus Zürich, gedruckt in Zürich bei Froschauer; es wurde eingeführt durch eine empfehlende Vorrede des gelehrten Conrad Gesner, gleichfalls eines Zürichers. Er handelt darin besonders von dem Umfang und den mannigfachen Dialecten der germanischen Sprache und äußert (Blatt 4^{b}): „Darunter halten einige

*) Adelung 13, ausführlicher bei Morhof Unterricht (1718) 436; s. auch Wackernagel Lit.-Gesch. 369.

**) Adelung a. a. O. S. 12, genauer Hanmann a. a. O. S. 128.

†) qualis censetur in Italia dialectus Toscania, in Gallia Turonensis, in Germania Misnensis, in Britannia Londinensis etc.

††) Adelung 12, wo auch der Wortlaut.

die Mundart, deren sich die Oberdeutschen bedienen, für die beste und vorzüglichste und am wenigsten verderbte; Andere geben der Gegend um Leipzig den Preis der gebildeteren Sprache*), in der auch Luther seine Bücher verfaßt habe; noch andere sprechen denselben vielmehr den Augsburgern zu, oder ziehen von gewissen Seiten die Sprache der Baseler vor." Daß hier wiederum gerade Leipzig genannt wird, mag neben der Universität namentlich der Messe zuzuschreiben sein, die ja jährlich Tausende aus allen Landschaften hier zusammenführte und die auch damals schon nächst Frankfurt den wichtigsten Büchermarkt darstellte; ein wirklicher Vorzug Leipzigs mag aber daraus doch auch zu entnehmen sein. Übrigens gewährt Gesners Angabe ein richtiges Bild von dem damaligen Stand der Einigungsfrage. Das Schrifthochdeutsch, „die gemeine deutsche Sprache", wie man sagte, um das erstrebte Ziel der Einigung auszudrücken, war noch in Spielarten zerfallen, unter denen hauptsächlich drei hervortraten, nach der Bezeichnung von Seb. Helber im Sylbenbuechlein von 1593 die mitteldeutsche, die auch er schon zuerst stellt, die donauische und die oberrheinische; Gesners Eintheilung ist dieselbe, er nennt nur drei der bekanntesten und im Bücherdruck thätigsten Städte, Leipzig, Augsburg, Basel.

Daß unter diesen drei Spielarten die mitteldeutsche und gerade in der Form der meißnischen den Sieg davon tragen sollte, daran hat aber Luthers Wirken einen großen Antheil; durch seinen Einfluß besonders geschah es, daß das obersächsische Sprachgebiet sich früh durch den Zutritt von Niederdeutschland verstärkte. Denn nach dem Norden hin entschied sich der Sieg des Meißnischen im Princip schon im Lauf des 16. Jahrhunderts. Das läßt sich, um kurz zu verfahren, in zwei kleinen Vorgängen aus dem Privatleben zeigen. Im J. 1584 war in Nordheim bei Hildesheim ein Streit im Gange zwischen dem dortigen und einem benachbarten Pfarrer über die Wahl des Niederdeutschen oder Hochdeutschen zur Kanzelsprache (s. Hormayrs Taschenb. für die vaterl. Gesch. 1840 S. 390); der Nordheimer Pfarrer wird vom Gegner u. a. mit den Worten angegriffen: „Du bist ein großer

*) Sunt qui tractui circa Lipsiam elegantioris sermonis (quo Lutherus etiam libros suos condiderit) primas deferant.

Fürſtenprediger geweſen, führeſt hoche meißniſche Sprache, biſt freilich woll in Meißen nie geweſen, ſondern haſt die ſprache etwan aus einer Poſtille gefaſſet" — der Angriff alſo geſchieht doch ſelbſt auch ſchon hochdeutſch. Man gieng nämlich vom Norden nach Meißen, um hier an Ort und Stelle Hochdeutſch zu lernen. So ließ im Jahr 1572 ein Maler aus Mecklenburg, Erhard Gaulrap, der bei Lucas Cranach in Wittenberg gelernt hatte, ſeinen Bruder Lucas von der Schweriner Schule zu ſich nach Meißen kommen, damit er beſſer die meißniſche Sprache erlerne (Liſch, Jahrb. des Vereins für mecklenb. Geſch. 21, 304); man wird annehmen dürfen, daß das ein Gewinn war für das Fortkommen des jungen Mecklenburgers, und daß dieſer Fall nicht der einzige und wol nicht der erſte war. Eine gleiche Wirkung Meißens auch nach dem Südweſten verräth ſich, wenn Georg Wickram in dem Buch von guten und böſen Nachbarn (1556 26[b]) erzählt, offenbar aus dem Leben: „Reichart war lang im land zu Meißen bey einem herren geweſen, da er dann ſein zierlich gut teutſch gelernt hat."*)

Zu dieſem Stand der Dinge ſtimmt es denn auch, daß die erſte wirkliche Grammatik der deutſchen Sprache aus Oberſachſen hervorgieng; ſie erſchien zu Leipzig im Jahr 1578, in lateiniſcher Sprache, unter dem Titel: Grammatica Germanicae Linguae, ex bibliis Lutheri Germanicis et aliis ejus libris collecta. Der Verfaſſer Johann Clajus war ein Oberſachſe, gebürtig aus Herzberg, gebildet in Grimma und Leipzig. Sie erwarb ſich große Geltung und Anerkennung, erfuhr noch im Jahre 1720 eine Auflage, die elfte, und ward ſchon im 16. Jahrhundert ſelbſt im katholiſchen Süden von Jeſuiten gebraucht, trotz der Belegſtellen aus Luther, die im proteſtantiſchen Sinn gewählt ſind; ſ. Raumer, der Unterricht im Deutſchen S. 26.**)

---

*) K. v. Bahder, Grundlagen des neuhochd. Lautſyſtems, Leipzig 1890 S. 60.

**) Daß die Bewegung im katholiſchen Süden aber auch auf Widerſtand ſtieß, war natürlich. So in einer Äußerung aus Baiern, die Adelung S. 11 anführt aus dem Parnaſſus Boicus München 1722, daß „in der Unformte es niemand Luthero bevor gethan, als welcher in ſeiner teutſchen Afterbibl keine andere Abſicht gehabt, als ſeiner Ober-Sächſiſchen Sprache die Univerſal-Monarchie einzuraumen". Im Jahr 1589 erſchien zu Wien

Wie Clajus seine Grammatik auf Luthers Deutsch baute, so erkennen es schon die gleichgesinnten Zeitgenossen des Reformators aus Sachsen als das rechte Muster der deutschen Rede. Der Historiker **Sleidanus** rühmt ihm im Jahr 1556 nach, er habe die Muttersprache am meisten ausgebildet und bereichert und behaupte in ihr den ersten Ruhm*); ja schon im J. 1531 nennt der Grammatiker Fabian Frangk als Richtschnur der deutschen Sprache neben der kaiserlichen Kanzlei Dr. Luthers Schreiben (Raumer a. a. O. S. 8). Sein Deutsch nun ist im Grunde und im sprachlichen Stoff eben das gebildete Obersächsisch. **Joh. Mathesius**, selbst ein Meißner (aus Rochlitz), spricht das im Jahr 1570 in seinen Predigten über das Leben Luthers aus (13. Pred., 1583 141[b]): „Meichsner, sagen auch die außlender (d. h. Nicht-Meißner), wenn sie untern leuten gewesen und ihres Landsmans vergessen, reden ein gut deutsch. Darumb erwecket der Sone Gottes ein Deutschen Sachsen, der gewandert war, und die Biblien Gottes in Meichsnische zung brachte." **Luther** selbst spricht sich in der viel angeführten Stelle der Tischreden Cap. 69 darüber so aus: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigne sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide Ober- und Niderlender verstehen mögen. Ich rede nach der sechsischen cantzeley, welcher nachfolgen alle fürsten und könige im Deutschland. Alle reichsstedte, fürstenhöfe schreiben nach der sechsischen und unseres fürsten cantzeley. Darumb

---

von Joh. Rasch ein Gedicht „die Kirch Gottes", kämpfend für die katholische Kirche gegen die lutherische Irreligion, auch gegen Luthers Deutsch; der Verfasser meldet (Germania 8, 464), er schriebe in der Red von „Norica Germania", diese sei

Vil eigenlicher, deitlicher,
Der Regul nach auch leidlicher,
Weder die Sprach der andern Land,
Darinn der Luther hat gewohnt.
Er wolt ein guter Teutscher sein,
Sein Zung ihr vilen dunckt gar fein
Auch manch Catholisch sich drauf gebn,
Das sie teutsch sprächten zierlich ebn u. s. w.,

es werden dann Mängel der obersächsischen Sprache aufgezählt.

*) Germanicam linguam et exornavit plurimum et locupletavit, et primam in ea laudem obtinet etc. Sleidani commentarii Straßb. 1557 189[a], 16. Buch.

iſts auch die gemeinſte deutſche ſprache; Kaiſer Maximilian und churfürſt Friderich, hertzog von Sachſen haben im römiſchen reiche die deutſchen ſprachen alſo in eine gewiſſe Sprach zuſammengezogen."

So lehnt er beſtimmt die Ehre ab, der Schöpfer einer neuen Sprache zu ſein, er verweiſt auf eine Spracheinigung, die er ſchon vorfand und die er als ein Werk der kaiſerlichen und der ſächſiſchen Behörden, hauptſächlich aber der letzteren bezeichnet. Es iſt natürlich, daß dieſe Behörden, wie ſehr ſie auch auf die Gemeinverſtändlichkeit ihrer Schriften Rückſicht nehmen mochten, den Sprachſtoff und die Sprachformen in der Hauptſache aus ihrer angeborenen Mundart ſchöpften. Und wirklich iſt die rühmliche Geltung des meißniſchen Deutſch, die wir ſo durch drei Jahrhunderte verfolgt haben, noch älter als Luther oder Friedrichs des Weiſen Canzlei; denn ſchon in einer Priamel aus dem 15. Jahrhundert, wo die einzelnen Lande kurz charakteriſirt werden, jedes mit einem Merkmal, das die Hauptſache bezeichnen ſoll (Eſchenburgs Denkmäler S. 417), heißt es:

In Meißen teutſche ſprach gar gut.

Ja ſchon aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts iſt uns im Renner Hugos von Trimberg, eines Franken, eine Bezeichnung der meißniſchen Mundart erhalten (V. 22226), die man nur als das Lob einer ſorgfältigen vollen Ausſprache verſtehn kann, mitten unter verſchiedenem Tadel der Ausſprache anderer Landſchaften; das Ganze iſt gleichfalls in Priamelform, es heißt da:

Swâben ir wörter spaltent,
Franken ein teil sie valtent ...
die Wetereiber sie würgent,
die Mîsener sie vol schürgent.

Das meißniſche Deutſch löſte ſeit dem 15. Jahrhundert das Oberdeutſch des Mittelalters als Schwerpunkt für die Spracheinigung ab, an deren Herſtellung die ganze künftige Entwickelung der deutſchen Nation hieng; und es war, wenn man das Ganze überblickt, eine faſt wunderbar glückliche Fügung, daß es ſo kam, denn der ſchwäbiſchen oder der bairiſchen oder einer anderen ſüddeutſchen Sprache wäre es ſicher viel ſpäter oder vielleicht nie gelungen, das große niederdeutſche Gebiet für ſich zu ge-

winnen: dazu war eine Mundart nöthig, die in ihrem Wesen wie im Raum die Mitte einnahm zwischen beiden so verschiedenen Sprachkörpern, um beide anziehen und versöhnen zu können, eine mitteldeutsche. Daß aber gerade das Meißnische dazu berufen war, dem Vaterlande diesen unschätzbaren Dienst zu leisten, dazu mag irgendwie gleich im ersten Auftreten der Cultur in dem den Slaven neu abgewonnenen Meißner Lande der Keim gelegt worden sein.

PF 3027 .H5 1890 C.1
Gesammelte Aufsatze und Vortra
Stanford University Libraries
3 6105 039 874 024

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004